



Bin ich das in dem Strome dort, oder das, was hier in den Strom sieht?

Außerordentliche

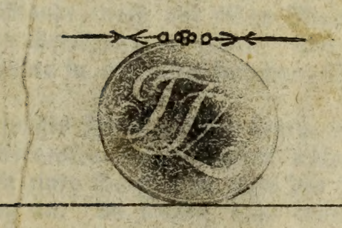
Erscheinungen

am

Geiste und Körper

des

Menschen.



Mit einem Titelkupfer.

Wien, 1805.

Gedruckt bey Anton v. Haykul.

I.

Alpgedrückte.

1) Unvollkommne Starrsucht eines Mädchens.

In dem Krankheitszustande, welchen man den Alp oder das Alpdrücken nennt, ist sich der Kranke seines beängstigenden Zustandes bewußt, er ist es sich bewußt, daß eine Aenderung seiner Lage ihn heilen werde, beschließt dieselbe, ist aber nicht im Stande, auch nur einen Muskel seines Körpers in Bewegung zu setzen. Der nemliche Zustand findet in der unvollkommnen Starrsucht Statt.

Ein junges Frauenzimmer wurde nach einer heftigen Nervenkrankheit scheinbar leblos. Man legte sie in einen Sarg, und setzte den Tag ihrer Beerdigung an. An diesem Tage wurden nach der Landesgewohnheit Sterbelieder neben ihr abgesungen. Eben als man den Deckel auf den Sarg nageln wollte, bemerkte man eine Art von Dunst an ihrem Körper, der immer stärker wurde. Dann entstand ein krampfhaftes Zucken an den Händen und Füßen, und nach einigen Minuten öffnete sie die Augen und erhob ein klägliches Geschrey. Die Beschreibung ihres Seelenzu-

standes in dieser Lage ist äußerst merkwürdig. Sie sagte, es sey ihr wie ein Traum, daß sie wirklich gestorben sey. Doch sey sie sich alles dessen, was in diesem schrecklichen Zustande um sie herum vorgegangen sey, vollkommen bewußt gewesen. Sie hätte deutlich ihre Freunde an ihrem Sarge sprechen, und ihren Tod beklagen hören. Sie hätte es gefühlt, daß man ihr ein Todtenkleid angezogen hätte, und hätte dadurch eine unbeschreibliche Seelenangst bekommen. Sie hätte es versucht zu schreyen, aber ihre Seele habe keinen Einfluß auf ihren Körper gehabt. Sie habe das widersprechende Gefühl in sich wahrgenommen, als wenn sie zu einerley Zeit in ihrem Körper zugegen und nicht zugegen gewesen sey. Es sey ihr unmöglich gewesen, zu schreyen, die Augen zu öffnen, und die Arme auszustrecken, wiewohl sie sich beständig bemüht habe, dieß zu thun. Ihre innere Angst sey aufs Höchste gestiegen, als man angefangen habe, Begräbnißlieder zu singen, und den Sargdeckel anzunageln. Der Gedanke, lebendig begraben zu werden, habe vorzüglich ihrer Seele die Kraft mitgetheilt, auf ihren Körper zu wirken.

II.

Bellende.

2) Bourbon.

Prinz Heinrich Julius von Bourbon war den Anfällen einer fixen Idee unterwor-

sen: er bildete sich zuweilen ein, daß er in einen Hund verwandelt sey und bellte dann aus allen Kräften. Diese Geisteskrankheit überfiel ihn einstmahls im Zimmer des Königs Ludwig XIV. Die Gegenwart des Monarchen imponirte seiner Narrheit, ohne sie jedoch zu unterdrücken. Der Kranke begab sich daher nach einem Fenster, steckte seinen Kopf hinaus, dämpfte seine Stimme, so sehr er konnte, und machte alle Verzerrungen des Bellens.

III.

B e h a a r t e.

3) Die ausserordentlich behaarte Familie von den Kanarischen Inseln.

Von den kanarischen Inseln kam ein Vater mit einem Sohne und zwey Töchtern nach B o l o g n a. Der Vater war vierzig, der Sohn zwanzig, die älteste Tochter zwölf und die jüngste acht Jahr alt. Bey dem Vater, dem Sohne und der jüngsten Tochter war das Gesicht mit Haaren bedeckt. Vorzüglich aber war dieß der Fall mit der ältesten Tochter. Bey dieser waren bloß die Nasenlöcher und die Lippen um den Mund herum davon ausgenommen. Die Haare an der Stirne waren bey ihr verhältnißmäßig länger und rauher als diejenigen, die an den Wangen waren, welche sich weicher anfühlen ließen. Bey ihr war auch

nicht nur das Gesicht mit Haaren bewachsen, sondern fast der ganze übrige Theil des Körpers, besonders der Rücken, rauh und voll gelber Haare, bis zu den Lenden hinab. Am Halse, an der Brust, an den Händen und Armen war nichts von Haaren zu sehen. Die übrigen Theile ihres Körpers waren rauh, und glichen der Haut der Vögel, die noch keine Federn haben.

IV.

Besinnungslose.

4) Im frohen Kreise schwärmender Studenten befand sich unter andern auch einer, dessen Vater erst vor kurzem gestorben war. Nachdem sich die Gesellschaft bey vollen Bechern eine Zeitlang lustig gemacht hatte, und die Wirkungen des Weines sich hie und da in sichtbaren Zeichen zu äußern anfingen, brach plötzlich einer aus der Gesellschaft, ein Jüngling von sanguinisch-cholerischem Temperamente, der immer mehr zur Freude als zum Kummer gestimmt war, in ein lautes, heftiges Weinen aus. Als die erstaunte Gesellschaft, die schlechterdings nicht begreifen konnte, woher ihm eine Ursache zum Weinen kommen sollte, ihn um dieselbe befragte, antwortete er endlich, nachdem ihn die Thränen wieder hatten zum Sprechen kommen lassen: ob sie denn nicht wüßten, daß sein Vater gestorben wäre? — Die Gesellschaft staunte nun, wie leicht zu erachten, über die sonderbare Antwort noch mehr, als zu-

vor über das Weinen selbst. Man fragte ihn, wie er auf die abentheuerliche Vorstellung käme; und endlich fand sichs, daß er sich in der Trunkenheit für denjenigen aus der Gesellschaft hielt, dessen Vater wirklich gestorben war. Dieser, bey dem nun die Erinnerung an seines Vaters Tod durch diesen Auftritt wieder erweckt wurde, fing auch an zu weinen, und jeder behauptete, ausschließende Ursache dazu zu haben, bis die wiederkehrende Vernunft dem komisch-tragischen Auftritte ein Ende machte.

---

5) Ein Beamter in einer Würtembergischen Amtsstadt hatte sich einst im Weine so sehr berauscht, daß, als er nun ausgehen sollte, einer seiner Schreiber, um seines Unvermögens willen, gerade stehn oder gehen zu können, ihn die Treppe hinunter führen mußte. Auf der Treppe schien er plötzlich zur Vernunft zurückzukehren, und fing nun an, sich zu schämen, daß er von einem andern geführt werden mußte. Er riß sich deswegen von dem Arme des Schreibers los, um ohne Hülfe die Treppe hinunterzugehn, taumelte aber so sehr, daß er endlich der Länge nach die Treppe hinunter fiel. Der Schreiber sprang nun nach, um seinen Herrn wieder aufzuheben, und als dieß geschehen war, fing dieser an, den Schreiber sehr zu bedauern, daß er so unglücklich gewesen wäre, die Treppe hinunter zu fallen, und erkundigte sich sehr angelegentlich, ob er doch keinen Schaden genommen hätte? — Der Schreiber, der sich des Lachens, das er doch unterdrücken mußte, kaum enthalten konnte, sagte endlich zu seinem Herrn, daß er es selbst gewesen wäre, der die Treppe hinun-

ter gefallen sey. „So, so!“ antwortete der Beamte ganz gelassen und mit stammelnder Zunge, „das ist mir lieb; ich glaubte wahrhaftig, Sie wären heruntergefallen.“ „Also i ch bin es gewesen,“ fragte er noch einmahl ganz verwundert, „der die Treppe herunter fiel? Ey, ey! das hätte ich nicht geglaubt!“

---

6) Ein angesehener Mann, dessen Namen zu nennen mir nicht erlaubt ist, verfiel in ein hitziges Gallenfieber, das zuletzt in ein Faulfieber ausartete. Nachdem dieses einige Wochen, bis zur gewöhnlichen letzten Krisis, gedauert und man an dem Aufkommen des Kranken bereits ganz verzweifelt hatte, erholte er sich wieder, und kam in kurzer Zeit so weit, daß er wieder aus dem Hause gehen konnte. Von dieser Zeit an brachte er seine Geschäfte, die er während der Krankheit hatte liegen lassen müssen, wieder in Ordnung, besorgte ökonomische Angelegenheiten, stellte Quittungen für empfangene Zinsen aus, u. dgl.; kurz, es freute sich in seinem Hause alles darüber, daß seine Gesundheitsumstände so weit wieder verbessert wären.

Nach Verlauf von einigen Wochen starb sein Vater, er begleitete selbst die Leiche zum Grabe, und nun lagen neue Geschäfte auf ihm, um das ihm angeerbte Vermögen in Ordnung zu bringen. Er that alles mit der größten Genauigkeit, und vollendete das ganze Geschäft. Endlich, nach Verlauf von 21 Wochen, die 3 Wochen der Krankheit mit eingerechnet, erwachte er gleichsam, wie aus einem Schlummer, und konnte sich nun aller der in diesen 21 Wochen vorge-

fallenen Begebenheiten nicht mehr erinnern, wußte von allem nichts, was er in den 18 Wochen gethan hatte, glaubte seinen Vater noch lebendig, und konnte sich nicht davon überzeugen, daß er gestorben, noch vielweniger, daß er selbst bey dessen Leichenbestattung gewesen wäre.

---

7) Einst ging der Pfarrer Z. nach seiner Sitte an einem schönen Frühlingsabende einen Strom entlang, der seinem Wohnorte vorüber fließt, spazieren. Bald fesselte seinen Blick die Erscheinung eines Menschen. Eine lange, hagre Figur saß am Abhange des Ufers, wo der Strom eine Krümmung bildet. Er war in einen braunen Ueberrock mit schwarzer Weste gekleidet; sein Haar floß in schlichten Locken um sein Haupt, und ein Zug des Tiefsinns schien der herrschende in seiner scharfgezeichneten hohlen Physiognomie. Starr sah er vor sich hin in den Fluß, seinen Kopf auf den rechten Arm gestützt. Es war, als beobachtete er seinen Schatten, den der ebene, klare Fluß ihm im Wiederschein der Sonne zurückwarf.

„Ich schlich mich leise zu ihm hin (— so erzählt Herr Pfarrer Z.), und da mich mein Weg an ihm vorbeyführte, nahm ich meinen Hut ab, mit der Frage: „„Sie scheinen in tiefes Nachdenken versenkt?““ Er warf betroffen das Haupt empor, ohne aufzustehen, und maß mich mit einem langen starren Blick, aus dem ich immer mehr etwas Unrichtiges bey ihm muthmaßte, dann sah er wieder zurück in den Strom.

„„Ich weiß nicht,““ sagte er mit langsam abgemessenem Tone, den Zeigefinger an die Nase haltend: „„Bin ich d a s in dem Strome dort,

oder das, (indem er auf sich deutete) was hier in den Strom sieht?'''

Ich war befremdet über diese Rede, faßte mich jedoch und antwortete:

„„Was Sie dort sehn, scheinen Sie zu seyn; was hier sitzt, sind Sie. Nicht so?''

„Scheinen Sie zu seyn! fiel er mir ein; „„Ja wohl, scheinen! — Scheinen, das ists! Ich scheine mir nur zu seyn! Wer doch wüßte, ob und was er wäre!''

Ich erinnerte mich, von einem Kandidaten gehört zu haben, der vor einigen Tagen aus dem Irrenhause in * * wieder zurückgebracht worden wäre. „„Sind Sie nicht,'' fuhr ich fort, „„wenn ich fragen darf, Herr * *?''

„„Sie nennen mich so! Ja, es gab eine Zeit, wo ich war, wo ich mich ganz innig, so wahr fühlte, so lebendig. Ich war —'' jetzt fuhr er auf — „„der Geist der Welt; einmahl der Verderbende. Ich ballte den Donner in meiner Faust; Kraft des Sturms ging vor mir her, mein Odem war Flamme und die Elemente rüttelte ich zusammen in wilder Zerstörung.''

Seine Muskeln zogen sich hier krampfhaft zusammen; sein Auge rollte fürchterlich. Mich trat ein Grausen über den Menschen an; ich wollte entrinnen.

Er hielt mich sanft. „„Und dann war ich,'' fuhr er mit andrer Stimme, andern Geberden fort, „„der gute, der freundliche Geist; mein Leben Eine Melodie, mein ganzes Wesen aufgelöst in unaussprechliches Gefühl süßer, stiller, überschwenglicher Ruhe und Seligkeit. Alle Segnungen des Himmels und der Erde flutheten sanft in mir, aus mir, in mich zurück.''

„„Wann war das?"" sagte ich innig gerührt, meine Hand immer noch in der seinigen.

„„Wann?"" fragte er, als ob er sich besönne, — „„O lange her, hier nicht! Ich glaube, es war in meiner Zelle zu * *.""

„„Aber,"" fuhr er wehmüthig fort, „„nun ists vorbey; nun bin ich der Schatten eines Traumes, verloren in der Unendlichkeit, suche mich und finde mich nirgends. O über den Wahn des Daseyns!""

Thränen schlichen jetzt von seinen Augen. Sie hätten den Uebergang der Empfindungen von Wildheit und Kraft zur Ruhe und Zerschmelzung sehen sollen, mit dessen Ausdruck er diese Worte begleitete!

Ich fühlte, daß in der gegenwärtigen Stimmung, in der er sich befand, alle weitren vernünftigen Vorstellungen fruchtlos bey ihm seyn würden, und da gerade einer seiner Verwandten, der mir wohl bekannt war, den Fluß herauf kam, um ihn zu suchen, und nach Hause zu führen, überließ ich ihn dessen Sorgfalt, nachdem ich mir bey beyden die Erlaubniß ausgebeten hatte, den Unglücklichen von Zeit zu Zeit besuchen zu dürfen.

Es schien wirklich, als hätte ich einigermaßen das Zutrauen des armen Kandidaten gewonnen. Ich besann mich jetzt, während meines kurzen hiesigen Aufenthalts mehrmahlen gehört zu haben, daß jener, sonst ein stiller, talentvoller und wackrer Mensch, von tadelloser Aufführung, an dem man aber schon früh Spuren eines hohen Ehrgeitzes bemerkt haben wollte, durch unausgesetztes Studiren, besonders der philosophischen Wissenschaften, sich diese traurige Geisteszerrüt-

tung zugezogen hätte. Er bat mich selbst, bald zu ihm zu kommen. War es vielleicht mein Stand, durch den ich dem seinigen angehörte? war es meine Miene? Was war es, das ihm dieses Zutrauen zu mir einflößte? Genug, er erwiederte meinen Handdruck mit fühlbarer Wärme, und folgte jetzt gelassen seinem Begleiter auf dessen Aufforderung nach Hause.

---

8) Boerhave erzählt, daß ein berühmter spanischer Trauerspieldichter nach einer hitzigen Krankheit sein Gedächtniß gänzlich verloren habe. Er kannte nicht einmahl die Buchstaben mehr, und mußte daher die Anfangsgründe jeder Wissenschaft und Erkenntniß gleich einem Kinde von vorne anfangen. Man zeigte ihm seine eignen Gedichte, die er vor seiner Krankheit geschrieben hatte; allein man konnte ihn nicht überzeugen, daß er der Urheber derselben sey, bis er endlich nach langer Zeit wieder anfing, Verse zu machen, aus deren Aehnlichkeit ihm, obgleich mit großer Mühe, wieder die Ueberzeugung beygebracht wurde, daß er sie beyde verfertigt habe.

---

9) Obgleich das Gedächtniß ein geistiges Vermögen ist, so scheint es doch weit mehr als jede andere Geisteskraft mit dem Körper in Verbindung zu stehen, und von ihm abzuhängen. Wenn der Körper entkräftet ist, wie z. B. nach einer Krankheit, so ist auch das Gedächtniß schwach. Das Alter ist beynahe stets mit Mangel an Erinnerung des Vergangenen begleitet. Wie geht es zu, daß mit der Stärke und Energie des Organismus auch

die Erinnerung zu- und abnimmt? Große Empfänglichkeit der Sinne und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft haben auch ein gutes Gedächtniß zur Folge, wenn dieses nur einigermaßen geübt wird. Vom Verluste des Gedächtnisses im Alter haben wir ein sehr auffallendes und merkwürdiges Beyspiel an dem großen Denker Kant, welcher in der letzten Zeit seines Lebens die Erinnerungskraft so sehr verlohr, daß für ihn alles Vergangene gänzlich verschwunden war.

---

10) Das Gedächtniß wird nicht bloß mit dem Alter schwach, sondern mancher verliert auch weit früher die Erinnerung alles dessen, was er während eines gewissen Zeitraums erfahren hat. Das Vergessene scheint dann oft etwas Unangenehmes zu seyn, was auf das Gemüth einen tiefen, aber widrigen Eindruck gemacht hat. In Fr... lebte eine Dame, die wider ihren Willen einen jungen Menschen heurathen mußte, den sie nicht liebte. Beyde lebten zwar in keiner Uneinigkeit, aber es fand auch keine Vertraulichkeit zwischen ihnen Statt, die etwa das Unangenehme des Widerwillens verscheucht hätte. In ihrem ersten Wochenbette fiel sie in ein hitziges Fieber, was ihr Leben in die größte Gefahr setzte. Sie war während dieser Krankheit dem schrecklichsten Delirium ausgesetzt; sie phantasirte unaufhörlich und sprach von Dingen, die mit ihrem vorigen Zustande in keiner Verbindung standen. Endlich siegte ihre gute Natur und sie wurde wieder hergestellt; allein wie groß war das Erstaunen ihrer Freunde, als sie sich nichts mehr von dem, was seit ihrer Verlobung bis auf den jetzigen Augenblick vorgefallen

war, erinnern konnte. Alles, was sie sah, war ihr fremd; das Kind, das man ihr als das ihrige vorzeigte, wollte sie nicht als solches anerkennen. Sie glaubte noch unverheurathet zu seyn; ihren Mann stieß sie von sich, weil sie mit ihm noch in dem Verhältnisse wie vor ihrer Verlobung zu stehn wähnte. Keine Beweise, kein Zureden half; sie leugnete durchaus, was seit der Zeit ihrer Verlobung geschehen war. Sie verlangte aus dem ihr fremden Hause ihres Mannes weggebracht zu werden, und glaubte ihre Ehre durch ein ferneres Daseyn in Gefahr zu setzen. Endlich, nachdem ihre Wiederherstellung vollkommen war, stellte sich auch nach und nach die Erinnerung eines und des andern Umstandes während ihrer Ehe wieder ein, und nach einem ziemlich langen Zeitraume sah sie ein, daß das, was sie für unwahr erklärt hatte, nur allzugewiß sey. Diese Gewißheit hatte wieder einen sehr nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit, und es blieb kein Anschein einer völligen Wiederherstellung.

---

11) Beattie kannte, laut dessen Erzählung in den kritischen und moralischen Abhandlungen, einen Geistlichen, der, nachdem er ungefähr im Jahr 1761 von einem Anfalle eines Schlagflusses genesen war, alles dasjenige vergessen hatte, was in den letzten vier Jahren vorgegangen war, was sich aber vor diesem Zeitraume ereignet hatte, noch alles sehr wohl wußte. Die Zeitungen von jenen vier letzten Jahren verschafften ihm daher viele Unterhaltung; denn beynahe alles überraschte ihn darin, zumahl da in dieser Periode einige wichtige Begebenheiten, z. B. die Thron-

besteigung Georgs III. u. s. w. vorgefallen waren. Nach und nach erlangte er, theils durch eigne Uebung, theils durch Unterricht, die Erinnerung an das Vergangene wieder.

V.

Besonnene.

12) Boisrose zwischen Himmel und Meer schwebend.

Heinrich IV. von Frankreich mußte, wie bekannt, sein Reich erst größtentheils erobern, ehe er dasselbe ruhig beherrschen konnte. Die sogenannte heilige Ligue, oder die verbündeten Katholiken wollten ihn deswegen nicht als König erkennen, weil er ein Protestant war. Nur erst, nachdem er die protestantische Religion mit der katholischen vertauscht hatte, unterwarfen die Franzosen sich nach und nach seinem Scepter. In dem Kriege, den er bis dahin führen mußte, eroberte er durch den Marschall Biron die Vestung Fescamp in der Normandie. Diese Vestung besteht auf der einen Seite aus einem sechshundert Fuß steil in die Höhe gehenden Felsen, dessen unterer Theil von dem Meere bespült wird, und daher unersteiglich ist. Unter der nach der Einnahme ausziehenden Besatzung befand sich auch ein Edelmann, der Boisrose hieß, ein Mann von Kopf und Muth. Voll Verdruß, jetzt weichen zu müssen, faßte er den Entschluß, diesen Ort bald wieder einzunehmen, es koste auch,

was es wolle. Er wußte, daß es alle Jahr vier oder fünf Tage gebe, wo das Meer den Felsen, den es gewöhnlich an zwölf Fuß hoch bespülte, auf einige wenige Stunden unberührt und einen Raum von ungefähr 20 Klafter im Sande trocken lasse. Hierauf und auf die Bestechung zweyer Soldaten in der neuen Besatzung gründete er seine ganze Hoffnung.

Ueber ein halbes Jahr erwartete einer von diesen bestochenen Soldaten, der sich immer zur Zeit der Ebbe auf diesem Felsen befand, das verabredete Zeichen. Endlich erscheint Boisrose zur Nachtzeit mit zwey Schaluppen, zwey Unterofficieren und funfzig Soldaten am Fuß dieser Klippe. Er hatte sich mit einem dicken Tau versehen, welches der Höhe des Felsen an Länge gleich war, und an welchem Knoten und kurze Stäbe angebracht waren, um das Hinaufsteigen möglich zu machen. Kaum hört der bestochene Soldat das so lange erwartete Signal, als er von der Höhe einen Strick herabwirft, das Tau an demselben heraufzieht, und solches durch einen starken Hebel an eine eiserne, dazu in den Schießscharten eingeschlagene, Klammer befestigt.

Nun befiehlt Boisrose den beyden Unterofficieren, deren Entschlossenheit er kannte, voranzuklimmen, und den funfzig Soldaten, ihnen mit um den Leib gebundenen Waffen zu folgen; er aber will der letzte seyn, um jeden Feigherzigen das etwanige Umkehren zu verwehren. Bald verbiethet sich indeß dieses Umkehren von selbst; die Fluth kehrt zurück, führt die Schaluppen unter den Kletterern hinweg, und das Ende des Taues schwimmt im Wasser.

Man

Man denke sich einige Augenblicke dieß fürchterliche Schauspiel. Zwischen Himmel und Erde hängen an einem einzigen Seile drey und funfzig Menschen; sie hängen an einem steilen Felsen, an einer so unsichern Maschine; rund um sie Nacht, unter ihnen das brausende Meer. Es durfte nur einer von den beyden Gedungenen aus Hoffnung größern Gewinnstes sie verrathen — es durfte nur das kleinste Geräusch die Schildwache aufmerksam machen, oder die schlafende Besatzung wecken; es durfte nur einem die ermüdete und zitternde Hand ausgleiten, — so waren sie alle verloren. Kein Schiff war mehr da, worauf sie sich flüchten, kein Erdboden mehr, worauf sie treten konnten. Kein Wunder wäre es gewesen, wenn eine solche fürchterliche Lage selbst den Muth des Beherztesten erschüttert, und seinen Kopf schwindeln gemacht hätte! — Wirklich begegnete dieß dem, der vorankletterte. Auf einmahl stockt das Hinansteigen durch alle zwey und funfzig Menschen hindurch: Man denke sich hier das Verweilen, das Flüstern, die Ungewißheit so vieler, die weder vor noch rückwärts können. — Nun erfährt Boisrose, daß seinem ersten Unterofficier der Muth entfallen sey, und daß er sich weiter zu steigen weigere. Ohne Verzug faßt Boisrose einen männlichen, fast unglaublichen Entschluß. Er befiehlt seinem Vordermanne, sich fest ans Tau anzuklammern; steigt nun über ihn, und so fort über alle ein und fünfzig hinweg, und kommt bis zu dem ersten, dem er Anfangs neues Herz einzusprechen versucht. Als aber dieß nichts fruchtet, zieht er einen Dolch hervor, setzt ihm denselben auf die Brust, und droht so ernstlich ihn zu erstechen, daß dieser endlich einen unge-

wissen Tod statt des gewissen wählt und weiter fortklimmt. Erst kurz vor Tagesanbruch gelangt, nach unsäglicher Mühe, der Trupp auf die Höhe des Felsen, und wird von den beyden Soldaten ins Schloß geführt, wo er die Schildwachen niederhaut, die übrige Besatzung im Schlafe findet, alles tödtet, was sich wehrt, und die andern gefangen nimmt.

Boisrose berichtete sofort diesen beynahe unglaublichen Vorfall dem Oberhaupte der Ligue in der dasigen Provinz, und hoffte, wie billig, auf die Befehlshaberstelle; aber da er merkte, daß man undankbar genug dachte, sie einem andern anvertrauen zu wollen, so übergab er dem Könige, dessen Religionsveränderungen damahls so eben ruchtbar wurde, diese so schwer errungene Bestung.

13) Der Contrebandier.

In Irland wird erstaunlich viel Branntwein heimlich gebrannt. Der beliebteste ist der Whiskey, den man an manchen Orten, ohne daß die Zollbeamten es erfahren, ganz öffentlich von einem Platze zum andern bringt. Ein Kärrner, dessen Herr mit dem bestallten Visirer der Gegend einen Zwist gehabt hatte, wurde eines Tages von dem letztern auf der Straße betreten. Erst wurde er bestürzt, aber er besann sich bald auf eine List. Er that, als ob er den Mann, der ihn eingeholt hatte, nicht kannte. Dieser fragte ihn, was er da auf dem Karren hätte, und wohin er führe? „Es ist," antwortete der Kärrner, „ein Oxhoft Whiskey, den mein Herr, der Branntweinbrenner dem Herrn * * * (hier nannte er den Mann, der

vor ihm stand) zum Geschenke schickt." Die bedenkliche Miene des Visirers erheiterte sich. „Ihr seyd ein braver Kerl," sagte er, und schenkte ihm eine halbe Krone. „Hier," fügte er hinzu, „ist auch mein Kellerschlüssel, gebt ihn meiner Frau und sagt ihr, daß dieser Oxhoft ganz hinten an die linke Seite gelegt werden solle!" Jeder setzte nun seine besondre Reise fort. Der Whiskey gelangte an den Ort, welchen der Branntweinbrenner angegeben hatte. Wer beschreibt den Verdruß des Visirers!

VI.

Blindgeborne.

14) Chatelain zu Wansik.

Ein gewisser Martin Chatelain zu Wansik, einer kleinen Stadt in Flandern, war von Geburt an blind. Der berühmte Rohault wollte ihm begreiflich machen, was das Licht wäre. Dieser Philosoph und noch andere, die in der Gesellschaft waren, erschöpften sich ganz mit Beschreibungen, um dem Blinden einen Begriff davon beyzubringen. Sie redeten lange vergebens, bis er ihnen endlich plötzlich in die Rede fiel, und sprach:

Warten Sie meine Herren, jetzt komme ich darauf, sieht das Licht nicht aus wie Zucker?

VII.

Blutweinende.

15) Den bildlichen Ausdruck blutige Thränen braucht man gemeiniglich zur Bezeichnung eines heftigen Schmerzes. Hier ein Beyspiel, wo sie wirklich Statt fanden! Ein funfzehn bis sechszehn Monathe altes Kind eines Privatmannes zu Presburg, welches von einer starken und vollblütigen Leibesbeschaffenheit und zuvor nie krank gewesen war, schrie einige Zeit lang, und blutete dabey aus den Augen. Es ist wahrscheinlich, daß durch das heftige Schreyen dieses Kindes einige Blutgefäße in diesen Theilen zerrissen worden sind.

VIII.

Dicke.

16) Nicolini, Opernsänger am Hofe Königs August von Polen zu Dresden, war 3 Ellen hoch und sein Leib hatte 4½ Elle im Umkreise. Er wog, als er seine größte Dicke hatte, 5 Centner und 60 Pfund.

17) Der Buchhändler Love zu London wog in seinem 41sten Lebensjahre 364 Pfund.

18) Coute. Am 15ten April 1709 öffnete der Herr Guijard zu Sens den Leichnam des

Herrn Louis Coute, der an einem Schlagflusse im 46sten Jahre seines Alters gestorben war. Sein Bauch machte ihn ganz unförmlich. Er hatte, in der Gegend um den Nabel herum gemessen, einen Umfang von 8 Fuß. Nachdem die Haut abgenommen war, betrug sein Fett, von der Haut an, bis zu den Bauchmuskeln, eine Höhe von 13 bis 14 Zoll.

Der ganze Körper wog beynahe 800 Pfund. Die Gedärme waren weder dicker noch fetter, als bey einem andern gesunden Menschen. Seine Leber war dreyeckigt und verhärtet, und bestand nur aus Einem Stücke. Sie war fünf Finger breit am Zwerchfelle festgewachsen.

IX.

Durchstochene.

19) Ein Duellant, dessen Unterleib zweymahl durchbohrt wird, geneset.

Ein junger Mensch, der in der Nacht aus einem Fenster begossen ward, und deshalb den Thäter auf der Stelle herausfoderte, ward in der Dunkelheit, da er, an eine Mauer gelehnt, focht, dreymahl durch den Unterleib gestochen, so, daß der Degen zweymahl völlig durch den Rücken hindurch gieng. Der Verwundete ward nach der Wache gebracht, und verbunden. Es war keine Spur einer Verletzung der Gedärme zu merken, und er genas, ohne sonderliche Beyhülfe, und blieb vollkommen gesund. Die Narben waren Zeit seines Lebens zu sehen. Unzer sagt hierüber: Es ist

allerdings ein sehr glücklicher Fall; aber er ist weder ohne Beyspiele noch sonst unglaublich. Glücklich ist er, weil die Degenstöße kein beträchtliches Blutgefäß und kein edles Eingeweide verletzten. Er ist auch nicht ohne Beyspiele; denn es sind öfters dergleichen Verwundungen des Unterleibes, ohne weitere Beyhülfe, als den äußerlichen Verband, glücklich geheilt worden. Der Fall würde aber höchst wunderbar und unglaublich seyn, wenn die drey Degenstöße den ganzen Unterleib quer durchbohrt haben sollten, ohne die so sehr enge darinn verschlossenen Gedärme zu verletzen. Eine Degenspitze kann von diesen Häuten, so glatt und schlüpfrig sie auch seyn mögen, nicht leicht abgleiten, wie sich solches einige, die gleiche Beyspiele sahn, vorgestellt haben. Gewiß ist es, daß die Gedärme so glücklich durchstochen werden können, daß sich die Wunden von selbst gleich wieder zuschließen, wenn nähmlich ihre Fäserchen nicht sowohl der Quere als der Länge nach getrennt werden, oder wenn überhaupt die Wunde nur schmal ist, in welchem Falle sie selbst keine merkliche Spuren ihrer Verletzung geben.

X.

Einbildungskranke.

20) Man erzählt von Casper Barläus, einst Professor der Philosophie zu Amsterdam, daß er sich eingebildet habe, sein Körper wäre abwechselnd von Glas und von Stroh. Er besorgte

daher mit vieler Aengstlichkeit, es mögte jemand an ihn anstoßen, oder ihm mit Feuer zu nahe kommen, als wodurch er zu zerbrechen, zu zerspringen oder zu verbrennen befürchtete.

---

21) Unzer kannte einen Mann, welcher gestorben zu seyn glaubte, und deßhalb nicht zu bewegen war, das geringste zu essen, oder zu trinken. Man bestellte einen seiner Freunde, der ihn besuchte, und sagte: nun bin ich auch gestorben, und nun sind wir also wieder beysammen. Hierauf ließ er sich zu essen geben, und als sich der Patient hieran zu stoßen schien, versicherte ihm jener sehr treuherzig, daß die Todten eben sowohl äßen und tränken, als die Lebendigen, worauf er ohne Bedenken mit aß, und wieder gesund wurde.

---

22) Bonet gab einem Menschen, welcher von ihm durchaus Pillen zum Purgieren haben wollte, eine Portion Pillen von übersilberten Semmelkrumen. Dieser nahm sie in der Einbildung, daß es Purgierpillen wären, und hatte davon einmahl Erbrechen und fünf Stuhlgänge.

---

23) Derselbe Arzt kannte ein Mädchen, welches an einem Abende Rhabarber einnehmen sollte, es aber, aus Furcht vor dem übeln Geschmacke, unterließ. Inzwischen träumte ihr Nachts, daß sie den Rhabarber wirklich noch einnehme; und da sie in dieser Einbildung aufstand, purgierte sie des Morgens so, als ob sie ihn wirklich genommen hätte.

---

24) Pechlin erzählt von einem Menschen, welcher in der Meinung, daß alle Pillen, gleichviel was für welche, purgirten, zwanzig Gran von der Hundszungen-Pillenmasse eingenommen hatte, daß er nach dieser opiatischen Arzney, die sonst verstopft, wirklich purgiert habe. Ein andrer hingegen habe nach 15 Gran weißem Vitriol sehr stark geschwitzt, weil er meinte, dieses Brechpulver solle zum Schwitzen dienen.

25) Ein Kranker fürchtet, durch sein Wasserlassen eine Ueberschwemmung zu verursachen.

Boerhave erwähnt im vierten Bande seiner Vorlesungen eines gelehrten Juristen zu Paris, der alle seine Geschäfte auf das Beste verrichtete, sich aber in den Kopf gesetzt hatte, daß, wenn er seinen Urin lasse, er dadurch eine Sündfluth veranlassen und ganz Paris überschwemmen würde; daher konnte man ihn nicht dahin bringen, daß er urinirte, und da endlich große Gefahr für ihn eintrat, so ersannen seine Aerzte die List, daß sie ihm zu Ohren kommen ließen, in der Stadt sey ein sehr großes Feuer entstanden, welches durch keine menschliche Hülfe gelöscht werden könne. Man lief daher zu ihm und sagte ihm, daß er allein das Feuer löschen könne, wenn er seinen Urin ließe, indem dadurch die ganze Stadt unter Wasser gesetzt werden würde. Dieser Einfall hatte glücklichen Erfolg: denn der Kranke ließ sein Wasser, und ward gänzlich von seiner Einbildung geheilt.

26) Weib, Unterofficier und Kind in Einer Person.

Bey einem Arzte, den ich in einer sehr langwierigen und beschwerlichen Krankheit beobachten konnte, bey der der Kranke, wegen Unmöglichkeit schlafen zu können, in Irre-reden verfiel, äußerten sich in den letzten Wochen seiner Krankheit folgende Anomalien der Personalität.

Damahls waren seine Hauptbeschwerden Engbrüstigkeit, Durchliegen in der Gegend des Heiligbeins, und ein brandigt gewordener Schaden am Fuße.

Wenn er nun von seiner Brust reden wollte, so sprach er nie geradezu von sich, sondern die daselbst gefühlten Beschwerden waren das alte Weib, das ihn belästigte, das Durchliegen am Heiligbein war der Unterofficier, und sein schmerzender, mit Bandagen versehener Fuß das kleine Kind. Nie sprach er in den letzten Wochen anders von diesen Beschwerden, nie verwechselte er einen Ausdruck mit dem andern, und einmahl, da er sich nach dem Schaden von dem Durchliegen sehen lassen wollte, befahl er, man solle dem Unterofficier nach dem Gesäße sehen. Auffallend ist diese Anomalie der Personalität immer; mir wenigstens kam noch kein ähnlicher Fall weder zum Beobachten noch beym Lesen vor, daß diese Personalität auf diese Art gleichsam vervielfältigt war. Die Association der Ideen aber, wie er dazu kam, jede dieser Beschwerden so und nicht anders zu nennen, ist mir nicht unerklärbar. Das Bild eines keichenden, engbrüstigen alten Weibes konnte wohl seiner, eines vieljährigen ausübenden Arztes, Phantasie so vorschweben, daß er seine Brustbeschwerden unter diesem Bilde aus-

drückte. Die Ideenverkettung zwischen der Gegend des Heiligbeins und einem Unterofficier ist auch so auffallend nicht, besonders, wenn ich den Umstand erwähne, daß der Kranke viele Jahre den Soldatenarzt zu machen gehabt hatte. Die Aehnlichkeit zwischen dem bösen Fuße und einem kleinen Kinde ist wahrscheinlich von dem Wickeln hergenommen, da sein Fuß immer verbunden seyn mußte. Das Problem aber, wie Anomalie und Vervielfältigung der Personalität bey einer Krankheit entstehen, aufzulösen, überlasse ich scharfsinnigern Psychologen, und füge nur noch ein Beyspiel einer sonderbaren Ideenverkettung aus der Krankheitsgeschichte dieses Arztes bey. Das Spuckbecken, in das er sich seines Auswurfs zu entledigen pflegte, nannte er in den letzten Wochen nicht anders, als den Brief, und da es von Blech war, öfters auch den blechernen Brief. Ich dachte über die Ursache dieser Benennung nach, und glaube, daß es wohl keine andere seyn mag, als diese: Wenn der Auswurf zäh ist, so hört der Arzt oft bey Kranken den Ausdruck, er sey wie hinpetschirt. Dieses, die Zähigkeit des Auswurfs, war nun häufig der Fall bey diesem Kranken, und da mag der Sprung von Auswurf auf Spuckbecken, und von petschirt auf Brief gekommen seyn. Auffallend aber ist es, daß er halb nach seiner deliren Idee, halb nach dem richtigen Eindrucke des äußern Gegenstandes sprach, und so öfters blecherner Brief sagte.

27) Kranke, welche doppelt im Bette zu seyn glauben.

Im December des Jahres 1791 wurde jemand von einem grassirenden Schleimfieber befallen, worin er bald auch zu deliriren anfing, jedoch selbst während des Delirirens das Bewußtseyn von der Einwirkung äußerer Gegenstände auf seine Sinne nie ganz verlor, was ihm die Delirien um so peinigender machte.

Unter diesen Phantasien zeichnete sich vorzüglich folgende wunderliche Einbildung aus:

Gleich im Anfange der Krankheit glaubte er einige Zeit, es läge noch einer neben ihm im Bette, den er bald für sich selbst bald für einen andern hielt. Er bildete sich ein, dieser sein Bettgenosse wäre völlig gesund; dieß erweckte in ihm einen unüberwindlichen Haß gegen ihn, daß er, der Gesunde, sich zu ihm, dem Kranken, ins Bette lege, und ihm dadurch einen Theil seiner Bequemlichkeit raube. Dazu gesellte sich Neid, daß dieser Mensch, der doch vor ihm gar nichts voraus hätte, (was er besonders dann sehr lebhaft dachte, so lange er ihn für sich selbst hielt,) gesund seyn, er aber von dieser Krankheit so vieles zu leiden haben sollte. — Dieß verursachte ihm manche unangenehme Stunde; jedoch dauerte diese Einbildung nur Einen Tag lang.

Ein anderer Kranker, der während der ganzen Krankheit, selbst da noch, als sie in ein Faulfieber überging, den vollen Gebrauch aller seiner Seelenkräfte, und den ungehinderten Genuß des Bewußtseyns behielt, alles um sich her bemerkte, an die geringsten Kleinigkeiten sich erinnerte, und

mit jedermann ganz vernünftig und zusammenhängend unterredete, äußerte doch einst während einer solchen Unterredung plötzlich eine sichtbare Unruhe, und antwortete, als man ihn um die Ursache derselben befragte: es beunruhige ihn, daß der da (indem er neben sich hinwies) immer neben ihm liege. Als man ihn hierauf fragte: wer es denn wäre? so nannte er eine Person, mit der er zuvor in gar keiner Verbindung oder nähern Bekanntschaft gestanden hatte.

28) Ein Kranker bildet sich ein, die Nase sey ihm gespalten.

Eine andre wunderliche Einbildung des obigen Schleimfieber-Kranken, die derselbe lange nicht los werden konnte, bestand darin, daß er glaubte, die Nase wäre ihm gespalten, und die eine Hälfte davon stände unter dem rechten, die andre aber unter dem linken Auge. Die Veranlassung zu dieser Einbildung ist sehr gut zu erklären. Er konnte während der ganzen Krankheit die Nase nicht schneuzen; dieß verursachte ihm viele Beschwerlichkeit, es war also sehr natürlich, daß die in den Stunden des Deliriums allein arbeitende Phantasie für diese Erscheinung, worauf sie von der Empfindung derselben gebracht werden konnte, eine Ursache suchte; allein, durch den Verstand nicht geleitet, fand sie nicht die natürliche, sondern eine abentheuerliche, wie sie nicht die Vernunft, sondern höchstens das Vernunftähnliche Vermögen gefunden haben würde. Nach der Schlußart dieses letztern war die beschwerliche Empfindung des Nichtschneuzenkönnens da, also wurde in Gemeinschaft mit der zu sehr

exaltirten Phantasie gefolgert: die Ursache dieses Uebels ist die, daß ich die Nase nicht zusammendrücken kann, dieß aber kommt daher, daß die Nase gespalten, und zwischen beyden Hälften ein zu großer Raum ist, als daß sie zusammengedrückt werden könnten. — Es konnte diese Ursache haben, also mußte es sie haben.

29) Ein Kranker glaubt, sein Kopf bestehe aus Billardkugeln.

In einem Fieber mit Delirien plagte sich ein Kranker mit der peinigenden Einbildung, als bestände sein Kopf aus lauter Billardkugeln, die er in Gestalt eines Kegels auf einander häufen müßte, wenn er einen ganzen Kopf haben wollte. Damit zerarbeitete er sich unaufhörlich; aber wenn er es auch endlich so weit gebracht hatte, daß nur noch die oberste Kugel felhte, so fiel wenigstens dann, wenn er auch diese vollends aufsetzen wollte, der ganze Haufe wieder auseinander, und er mußte die ganze Arbeit von vorne beginnen.

Am folgenden Tage tobte das Fieber mit geringerer Heftigkeit, und nun änderte sich auch die Einbildung, die immer noch fortdauerte, dahin ab, daß aus den Kugeln viereckigte Cubi wurden, die nun weit leichter und mit ungleich geringerer Gefahr des Auseinanderfallens auf einander gehäuft werden konnten; auch brachte er deswegen dieß Geschäft weit früher zu Stande.

Vielleicht daß die spitzig zulaufende Mütze, die er gewöhnlich im Bette trug, die erste Idee zu einem Kopfe in Gestalt eines Kegels hergab; aber auch nur vielleicht. Allein woher alsdann die Kugeln und Cubi? —

30) Ein Kranker glaubt, ein Hahn zu seyn.

Fixe Ideen haben ihren Grund entweder in irgend einem geheimen Schmerze des Körpers, oder in unbefriedigten regellosen Leidenschaften, oder in verworrenen und dunkeln Vorstellungen des Geistes, denen man mit Liebe nachhängt, und über denen man ganz unthätig brütet. Der ehemahlige Prof. der Mathematik Weigel in Jena hatte einen Freund, der sich einbildete, ein Hahn zu seyn. Er krähete wie ein Hahn, bewegte seine Arme, wie der Hahn die Flügel bewegt, und machte überhaupt solche Bewegungen, Gebehrden u. s. w. wie ein Hahn. Weigel, dem der bedauernswürdige Zustand seines Freundes sehr am Herzen lag, sann mit allem Eifer auf eine List, wie er ihm seine Einbildung benehmen könne, und war so glücklich, eine ausfindig zu machen, welche die gewünschte Wirkung hatte, und die in Folgendem bestand: So oft sein Freund zu ihm kam, welches sehr oft geschah, saß er wider seine Gewohnheit in Gedanken vertieft, und war mit einer schweren und weitläuftigen Rechnung beschäftigt. Jener wunderte sich sehr darüber, weil ihm dieß etwas sehr Ungewöhnliches war, und verließ ihn, ohne mit ihm zu sprechen, um ihn nicht in seiner Arbeit zu stören. Er traf ihn einigemahl, als er zu ihm kam, in demselben Zustande an, und ging wieder, ohne sich mit ihm in ein Gespräch einzulassen, ganz voll Verwunderung und Neugierde, zu wissen, was Weigel da mache, von ihm weg. Endlich aber, als er ihn wieder einmahl besuchte, und in der nämlichen Beschäftigung antraf, konnte er die Neugierde, was denn Weigel für eine große, schwere und so lan-

ges Nachdenken erfordernde Rechnung vor sich habe, nicht mehr unterdrücken, sondern fragte ihn darum. Ernsthaft gab ihm Weigel hierauf zur Antwort, daß er durch diese Rechnung den Tag zu finden suche, an welchem die Hähne vernünftige Menschen werden würden. Als jener ferner fragte, wann dieses geschehen würde, so nannte Weigel einen gewissen Tag. Das große Zutrauen, welches er zu Weigels Geschicklichkeit, so etwas genau ausrechnen zu können, und zu der Erfüllung der Vorherverkündigung selbst hatte, machte einen solchen starken Eindruck auf ihn, und brachte eine solche Veränderung in ihm hervor, daß er an dem von Weigel bestimmten Tage wirklich von seiner närrischen Einbildung genaß, und nunmehr fest überzeugt war, daß er wieder ein vernünftiger Mensch geworden sey.

31) Ein Uhrmacher glaubt, den Kopf eines Enthaupteten auf seinem Rumpfe zu tragen.

Es ist sonderbar, daß die Ausführung von Unmöglichkeiten manche Menschen weit mehr anzieht und mehr beschäftigt, als dasjenige, was möglich ist, und mit dem Gesetze der Ursache und Wirkung und den Grundsätzen der Mechanik sich vereinigen läßt. Den einen beherrscht die Idee vom Goldmachen, der andre läßt sich von der Vorstellung einer stets beweglichen Maschine leiten. In Paris hatte sich einer der berühmtesten Uhrmacher den Gedanken von dem Perpetuum mobile in den Kopf gesetzt, und arbeitete an seiner Ausfühung mit unermüdeter Anstrengung. Hieraus entstand bey ihm Schlaflosigkeit

und zunehmende Spannung der Einbildungskraft, und da wiederholte Schrecken der Revolution ihn gewaltig erschütterten, so fiel er in einen wirklichen Wahnsinn. Seine Verstandesverwirrung zeichnete sich besonders dadurch aus, daß er glaubte, sein Kopf sey unter der Guillotine gefallen, und man habe ihn hier mit den Köpfen vieler andern Schlachtopfer unter einander geworfen; allein, da die Richter endlich eingesehen hätten, daß er unschuldig verurtheilt worden sey, so hätten sie befohlen, alle diese Köpfe hervorzusuchen, um den seinigen ausfindig zu machen, und ihm denselben wieder aufzusetzen; aus Versehen aber habe man ihm den Kopf von einem seiner Unglücksgefährten aufgesetzt. Er war fest überzeugt, daß sein Kopf verwechselt worden sey, und diese Idee beschäftigte ihn Tag und Nacht, und ließ ihn daher weder Ruh noch Rast. Seine Familie ließ ihn daher ins Bicetre bringen, und nichts glich in diesem Narrenhause seiner Thorheit und den lärmenden Ausbrüchen seiner lustigen Laune: er sang, schrie, tanzte, und da ihn sein Wahnsinn zu keiner Gewaltthätigkeit verleitete, so ließ man ihn frey im Hospital herumlaufen, um sein Toben und Lärmen gleichsam ausbrausen zu lassen. „Seht einmahl die Zähne (sagte er beständig zu den Umstehenden, indem er auf seinen Mund wies)! Die meinigen waren schön, und diese da sind faul; mein Mund war gesund, und dieser da ist unrein. Welch ein Unterschied zwischen diesen Haaren und jenen, welche ich vor der Verwechselung meines Kopfes hatte!“

Auf die tobende Lustigkeit folgte endlich die heftigste Wuth; man mußte ihn einsperren, weil er alles, was er antraf, in Stücken zerschlug.

Gegen

Gegen den Winter hin aber legte sich seine zerstörende Aufbrausung, und da man keine Gefahr mehr zu besorgen hatte, so ließ man ihn im Innersten des Narrenhauses wieder frey herumlaufen.

Allein nach diesen unsinnigen Ausschweifungen erneuerten sich bey ihm aufs neue die Vorstellungen von dem Perpetuum mobile. Er zeichnete beständig auf den Thüren und Wänden mit Kreide Risse des dazu nöthigen Mechanismus, und da man glaubte, daß man ihn dadurch von seiner herrschenden Vorstellung losreißen würde, wenn man ihn an der Ausführung des Perpetuum mobile arbeiten ließe, und durch das Mißlingen seiner vielen Anstrengungen ihm eine Art von Sättigung und Ueberdruß daran beybrächte, so foderte man seine Anverwandten auf, ihm Uhrmacherwerkzeuge nebst Materialien zum Arbeiten, z. B. Kupfer- und Stahlplatten, Uhrräder u. s. w. zu schicken. Der Oberaufseher erlaubte ihm sogar, in seinem Vorzimmer eine Art von Werkstätte zu errichten; nunmehr verdoppelte er seinen Eifer, nahm alle seine Kräfte zusammen, und war so aufmerksam mit seiner Arbeit beschäftigt, daß er oft das Essen darüber vergaß.

Nach einer ungefähr einen Monat ununterbrochen fortgesetzten Arbeit, glaubte er, einen unrichtigen Weg eingeschlagen zu haben; er zerlegte daher seine Arbeit in Stücken, und fing sie nach einem andern Plane von neuem zu bearbeiten an. Nun arbeitete er wieder vierzehn Tage lang ununterbrochen fort, und als er alle Stücke zusammengesetzt hatte, glaubte er, seinen Zweck erreicht zu haben. Er hatte darüber eine außerordentliche Freude, lief mit großer Schnelligkeit in das Innere des Hospitals, und rief entzückt aus: „Seht

da das berühmte Problem gelöst, woran die geschicktesten Männer gescheitert sind!"

Allein ein Zufall brachte ihn mitten in seinem Triumph aus der Fassung. Das Räderwerk stockte, und das vorgebliche Perpetuum mobile war nur einige Minuten im Gange. Er war beschämt und erklärte, er könne zwar das Hinderniß leicht heben, aber er sey des Versuches müde; er wolle sich mit etwas anderm als mit der Uhrmacherkunst beschäftigen.

Es blieb jetzt bey ihm bloß eine närrische Idee zu bekämpfen übrig; er glaubte immer noch, daß sein Kopf verwechselt worden sey, und diese Idee äußerte sich oft mitten in seinen Arbeiten. Man war der Meynung, daß man durch feinen Scherz den Zweck am leichtesten würde erreichen können. Man wies also einem andern genesenden Wahnsinnigen, der lustig und voll guter Laune war, die Rolle an, die er zu spielen hätte, und verschaffte ihm mit dem Uhrmacher einen genauen Umgang. Er wußte geschickt das Gespräch auf das berüchtigte Wunderwerk des heiligen Dionysius zu leiten, der unterwegs seinen Kopf in Händen getragen, und ihn unaufhörlich geküßt haben solle. Der Uhrmacher vertheidigte mit Feuer die Möglichkeit dieser Begebenheit, und suchte sie durch sein eignes Beyspiel zu beweisen. Sein Gefährte aber brach in ein lautes Gelächter aus, und sagte zu ihm in einem spottenden Tone: „Du Narr, womit soll denn der heilige Dionysius seinen Kopf haben küssen können? Etwa mit seiner Ferse?

Diese unerwartete Frage erschütterte den Uhrmacher sehr stark; er konnte nichts darauf erwiedern, zog sich beschämt unter lautem Gelächter

zurück, das man über ihn aufschlug, und sprach in der Folge nie wieder von der Verwechselung seines Kopfes. Er blieb hernach noch einige Monate im Hospitale, wo er unter ernsthaft fortgesetzten Beschäftigungen völlig wieder hergestellt, und seiner Familie zurückgegeben wurde.

32) Fasse wähnt, 11000 Thaler gefunden zu haben.

Wilh. Fasse aus Lüerdissen, im Amte Brake, diente in seiner Jugend bey Hirten und Bauern, und lebte immer in ärmlichen Umständen. Endlich erklärte er seiner Schwester, „er habe in dem Jahre, da er konfirmirt worden sey, auf dem Wege von Lüerdissen nach Lemgo, wohin er des Morgens zum Religionsunterricht des Past. Meyer gegangen, einen schweren Mantelsack mit Gold- und Silberrollen gefunden, aus dem er neun alte Thaler genommen, das übrige aber unter einem Busche vergraben habe. Nach zwey Jahren habe er es aber wieder ausgegraben und dem Amtsrath Radewald in Brake in Verwahrung gegeben." Im Jahr 1799 entdeckte er seinem Vormunde das Nämliche und sagte ihm, daß er jetzt zum Amtsrath gehe, um das ihm Anvertraute zurückzufordern. Wirklich machte er diese Forderung an den Amtsrath und behauptete, dieser habe das Geld, als er es ihm eingehändigt hätte, gezählt und ihm gesagt, es wären 11000 Rthlr. Der Amtsrath hielt den Menschen anfangs für verrückt und glaubte, mehrere Spuren von Wahnsinn würden sich bald äussern, und die Sache werde dadurch aufgeklärt werden. Allein dieß geschah nicht, und die Menge, welche immer geneigt ist, das

Schlimmste zu glauben, oder entscheidend abzusprechen, ehe noch eine Sache ins Klare gesetzt ist, sprach so zweydeutig von dieser Geschichte, daß sich der durch seine fleckenlose Rechtschaffenheit in seinen Amtsverhältnissen bekannte Amtsrath selbst um seines Postens, seines und seiner Familie guten Nahmens willen bewogen sah, die Sache zur gerichtlichen Untersuchung einzuleiten und ans fürstl. Kriminalgericht zu befördern, wo er zeigte, daß die ganze Geschichte des Fundes aus den widersprechendsten Angaben zusammengesetzt sey. Diese innern Widersprüche in der ganzen Erzählung, welche hier anzuführen zu weitläuftig wäre, sind so auffallend, daß jeder Unbefangene die ganze Geschichte für ein Mährchen halten muß. Nur einiges zu erwähnen, wie war es denkbar, daß nie etwas im Publikum von einer verlornen so wichtigen Summe kund geworden wäre, da doch gewiß der Verlierer würde haben Nachsuchung anstellen lassen? daß der arme Bauerbursche keinen Gebrauch für sich von dem Gelde gemacht, sondern in Armuth und Mangel fortgelebt und gedient hätte? daß er das Geld dem Amtsrath mehrere Jahre gelassen hätte, ohne Nachfrage deswegen zu thun, oder Interessen zu verlangen? daß er sich niemand eher als vor drey Jahren, auch nicht seinen nächsten Verwandten entdeckt hätte? — Um der genauen Untersuchung seiner Angabe nicht zu entgehn, wurde F a s s e nach L e m g o in Civilarrest gebracht, und die Sache vom Fürstl. Kriminalgericht aufs genaueste untersucht. Aber er blieb, sowohl in den Verhören als in den Unterredungen mit dem Hofr. Dr. S c h e r f und mit dem Pastor D r e v e s, wovon jener ihn physiologisch und psychologisch beob=

achtete, bey seiner Behauptung, daß seine Aussagen wahr wären; und allen Widersprüchen in seinen Aussagen, auf die man ihn aufmerksam machte, allen Vorstellungen, daß die Geschichte seines Fundes Traum, Einbildung oder Fieberphantasie seyn könne, wie man ihm durch merkwürdige ähnliche Beyspiele neuerer Zeit einleuchtend zu machen suchte, wußte er wenig mehr entgegenzusetzen, als daß es doch so wahr wäre, wie er gesagt habe. Indeß, so beschränkt und stumpf auch der Verstand des Menschen, so mangelhaft auch seine Kenntnisse waren, so fanden sich doch keine Anzeigen von Verrücktheit, und eben so wenig von bösem Willen und von einem boshaft angelegten Plan. Dasselbe machte auch sein Generalvertheidiger und Richter K.. in Lemgo zu seinem Besten geltend: „Er habe keine Injurie begehen wollen, und seine Behauptung könne ihm wegen eines unwillkührlichen irrigen Ganges seiner Einbildungskraft nicht zum Verbrechen angerechnet werden.“ Das Kriminalgericht entschied darauf: „daß, da Fasse's Angaben voller Ungereimtheiten und Widersprüche wären, und er nichts beweisen könne, seine Angabe für unglaublich zu achten sey; daß, wäre sie absichtlich erdichtet, ihm mit Recht eine peinliche harte Strafe zuerkannt werden müßte; da ihn aber eine irrige Vorstellung der Phantasie verblendet zu haben scheine, so sey er in so fern nicht strafbar. Indeß könne er doch, seiner, wenn auch nicht absichtlichen, Verläumdung wegen, noch nicht in Freyheit gesetzt werden, da der große, nicht nachdenkende, Haufe, zum Nachtheil des braven Amtsraths, doch wohl an seine Aussagen glauben, irgend ein schlechtdenkender Mensch vielleicht ähnliche Versuche ge-

gen einen rechtschaffenen Mann machen, und Fasse's Freylassung das Mißtrauen des Pöbels gegen den Amtsrath bestärken könnte." „Man kann Fassen (heißt es zuletzt,) freylich seinen Glauben nicht nehmen, und ihn dieserhalb nicht strafen; aber er war doch nicht berechtigt, mit einer solchen entehrenden Beschuldigung ohne Beweis öffentlich hervorzutreten; denn dies war eine in seiner Willkühr beruhende Handlung, welche ihm allerdings zugerechnet werden kann. So wie er also dieserhalb mit öffentlicher Strafe belegt, und ihm jede fernere Aeußerung dieser zur Kränkung des Amtsrath Radewald gereichenden Beschuldigung bey schwerer Strafe untersagt werden darf; so ist zugleich nöthig, daß er — wie das bey Melancholischen oder Partialverrückten zu geschehen pflegt — einer besondern Aufsicht übergeben, und zur öffentlichen Arbeit auf zwey Jahr, jedoch unbeschadet seiner Ehre, angehalten, und als Civilgefangener, ohne Kettentragen, behandelt werde." Nach diesen Gründen wurde das Urtheil abgefaßt.

Nun noch einige Worte zur Aufklärung, wie sich die sonderbare Ueberzeugung von dem Geldfund bey Fasse festgesetzt haben möge. Aus seiner Erzählung, daß er aus dem um die Zeit seiner Konfirmation angeblich gemachten Fund neun alte Thaler herausgenommen habe, wofür ihm seine Eltern Kleidungsstücke gekauft hätten, wovon sich die Wahrheit durch Nachfragen bey dem Kaufmanne, bey dem das Tuch ausgenommen wurde, bestätigt hat, wird es wahrscheinlich, daß er damahls wirklich einen kleinen Fund gethan, und dieser ihn vielleicht nach einem größern lüstern gemacht, und seine Gedanken oft auf Gegen-

stände dieser Art gerichtet habe. Nun hat er gerade vor drey Jahren, von welcher Zeit an sich seine Aeußerungen über die Entdeckung des großen Geldschatzes herdatiren, eine heftige Brustkrankheit gehabt, wo ihm in einem lebhaften Fieberparoxismus oder in einem Fiebertraume die ganze Geschichte seines großen Fundes vorgekommen seyn und sich ihm so tief eingeprägt haben mag, daß er nachher die Wahrheit von dem Traume nicht zu unterscheiden wußte. Das bekommt gerade dadurch noch mehr Wahrscheinlichkeit, daß er versicherte, nie geträumt zu haben. Denn hatte er vorher nie geträumt, und bekam er zum erstenmahle in einem krankhaften Zustande eine solche Traumerscheinung; so konnte, wegen der Neuheit und Unbekanntheit mit solchen Spielen der Phantasie, dem rohen Menschen der Traum, dessen er sich nach der Genesung, wie es oft zu geschehen pflegt, gleich als einer längst geschehenen Sache erinnerte, als Wahrheit erscheinen, so wie Kinder, die zum erstenmahl geträumt haben, sich gewöhnlich nicht darein zu finden wissen, und das, was ihnen im Traume vorkam, für Wirklichkeit nehmen. Er amalgamirte nun in seiner verwirrten Vorstellung diese geträumte Geschichte mit den ehemals gefundenen 9 Rthlrn., und so entstand die aus Wahrheit und Lüge, Wirklichkeit und Traum gewebte Geschichte. Wer nicht hinlänglich mit der menschlichen Natur bekannt ist, um eine solche Erscheinung für wahrscheinlich zu halten, der vergleiche damit folgende beglaubigte Geschichte, die sich vor mehrern Jahren ereignete. Ein spanischer Weber, Namens Schönfeld, in Berlin, beschäftigte sich so lange mit dem Gedanken, Schätze zu graben, bis er, bey seiner ohne-

.em äußerst lebhaften Einbildungskraft, den Traum seiner Einbildung selbst für Wirklichkeit zu halten anfing, und sich einbildete, er habe einen Schatz von Diamanten und Gold, 200 Millionen an Werth, gefunden; er allein habe ihn nicht heben können, und die Sache deswegen einigen andern Menschen entdeckt; diese aber wären allein hingegangen, und hätten den Schatz für sich gehoben, ihm aber abgeläugnet, daß sie denselben gefunden hätten. Er wußte viel davon zu sagen, wer von dem Gelde etwas bekommen habe; machte Ansprüche an die Finder, und ließ sich durch nichts von seinem Glauben abwendig machen.

33) Ugolini's periodischer Wahnsinn.

Georg Ugolini, der im Jahre 1539 Castellan des Castells St. Angelo war, wurde jährlich von irgend einer Vorstellung befallen, die ihm den Kopf gänzlich verrückte. Während dieser Geisteskrankheit pflegte er sehr viel zu schwatzen und seine grillenhaften Vorstellungen waren jedes Jahr verschieden. Das einemahl glaubte er ein Oelkrug, das andremahl ein Frosch zu seyn, wo er auch nach Art dieses Thieres hüpfte. Manchmahl hielt er sich für todt und man mußte ihn alsdann begraben. Im Jahre 1539, wo Benvenuto Cellini als Gefangener im Castell saß, glaubte er, daß er eine Fledermaus sey, und wenn er spazieren ging, zischte er manchmahl leise, wie es die Fledermäuse machen, und bewegte sich auch ein wenig mit den Händen und dem Körper, als wolle er fliegen. In diesem Zustande aß und schlief er nicht, und Cellini bemerkte, daß seine Augen ganz falsch gerichtet waren, und das eine dahin,

das andre dorthin blickte. Einstmahls fragte er Cellini, ob ihm wohl niemals die Lust zu fliegen angekommen sey? Dieser bejahte die Frage und sagte, daß ihm dabey nur die Fledermaus zum Muster dienen könne.

Kaum hatte er den Namen Fledermaus gehört, als seine Narrheit erwachte und er mit lauter Stimme ausrief: „das ist wahr, das ist das rechte Thier!" Da Benvenuto Cellini vom Pabste seiner Aufsicht anvertrauet war, so war er stets besorgt, derselbe möchte entkommen. Eines Abends hatte sich seine Krankheit eingestellt, und er wollte von nichts anderem etwas wissen, als daß er eine Fledermaus sey. Er befahl seinen Leuten, wenn sie hörten, daß Benvenuto Cellini weggeflogen sey, so sollten sie ihn nur fortlassen, er wolle ihn gewiß wieder einholen; denn bey Nacht werde er besser fliegen als Benvenuto, der bloß eine nachgemachte Fledermaus sey, er hingegen sey eine wirkliche. Als sich nun endlich Benvenuto wirklich an dem Thurme heruntergelassen, und die Flucht ergriffen hatte, so wollte der Castellan durchaus auch am Thurme herunterfliegen: denn er behauptete, daß den Benvenuto niemand erreichen könne, als er, wenn er ihm nachflöge.

XI.

Elektrische.

34) Elektrisch-Leuchtende.

Die elektrische Materie durchdringt den ganzen Körper des Menschen, und scheint einen we-

sentlichen Bestandtheil der Lebenskraft auszumachen, und wo diese in vorzüglicher Stärke wirkt, da scheint auch die Elektrizität besonders thätig zu seyn. Es gibt daher Menschen, aus deren Haut, wenn sie dieselbe zu gewissen Zeiten etwas stark reiben, Funken herausfahren.

Als Saussure und Jalabert über eine der höchsten Alpen reiseten und sich zwischen Donnerwolken befanden, sahen sie, daß ihre Körper in so hohem Grade elektrisch waren, daß ihre Finger von freyen Stücken Feuer sprüheten, sie hatten die nämlichen Empfindungen, als wenn sie durch Kunst elektrisirt wären.

---

35) Brydone erwähnt einer Dame, aus deren Haar Feuerfunken fuhren, wenn sie es kämmte. Er ließ daher ihre Schwester auf einen Wachskuchen treten, und in dieser Stellung das Haar der andern Schwester kämmen, die auf einem Stuhle saß. Kaum hatte sie dieses begonnen, so fuhren aus dem Haare eine Menge Funken gegen alles, was sich ihr näherte, heraus.

---

36) Der ehemahlige Stiftshauptmann Koren zu Drontheim in Norwegen bemerkte eines Abends, als er sich im Dunkeln auskleidete, daß aus seinem Oberhemde Funken herausfuhren. Da ihm diese Erscheinung ganz unerwartet war, so trauete er seinen Augen nicht. Um sich nun zu überzeugen, ob er richtig gesehen habe oder nicht, fuhr er mit der Hand an dem Hemde herunter, und zu seiner Verwunderung bemerkte er abermals die nämliche Erscheinung. Indessen glaubte er,

daß ihn demohngeachtet seine Augen täuschen könnten, und nahm sich vor, diesen Versuch ein andermahl zu wiederholen. Das that er auch in Gegenwart seines Bedienten, ohne ihm jedoch etwas davon zu sagen, und sein Versuch hatte den nähmlichen Erfolg. So lange er sich in Drontheim aufhielt, bemerkte er diese Erscheinung beständig an sich; allein ein halbes Jahr nach seiner Zurückkunft nach Dännemark verlor sie sich, und er wurde nachher niemahls wieder etwas Aehnliches an sich gewahr.

---

37) Nach Cardan's Erzählung fuhren einem Karmelitermönche dreyzehn Jahr lang Funken aus dem Kopfe, so oft er seine Mönchskappe über die Schultern warf. Zugleich erwähnt Cardan auch eines Freundes, dem jedesmahl helle Funken aus dem Körper fuhren, wenn er ein reines Hemde anzog.

---

38) Ezechiel von Castro führt eine Gräfin Cassandra Berri von Verona an, deren Haut allenthalben ein sehr helles Licht von sich gab, so oft sie ihre Arme mit einem Tuche von Kammertuch rieb.

39) Ein ganz elektrischer menschlicher Körper.

Herr Kastiljon zu Bouillon wollte am 11ten März des Jahres 1760, (wo 16 Tage lang ununterbrochen der Wind aus Norden gewehet hatte) Abends 11½ Uhr zu Bette gehen. Nachdem er das Licht ausgelöscht hatte, und alles im

Zimmer dunkel war, bemerkte er mit Erstaunen, beym Zurückschlagen des Schlafrocks, den er vor dem Bette eben ausziehen wollte, daß eine helle Flamme seinen Leib, besonders seine Brust und die Gegenden unter den Armen umgab. Im ersten Schrecken besorgte er, das Feuer möchte den Schlafrock ergriffen und angezündet haben. Er fühlte eiligst mit der linken Hand nach dem rechten Arme; es flogen aus der berührten Stelle eine außerordentliche Menge Funken heraus, die breit und bläulich waren. Er weckte seine Gattin, und diese ward ein Augenzeuge dieser Erscheinung. Er legte die Hände auf beyde Arme, berührte seine Schultern, Lenden, Waden; und aus allen diesen Theilen seines Leibes fuhren ganze Ströme feuriger Strahlen heraus. Am 12ten März war gelindere und feuchte Witterung. Er wiederholte in der Nacht die Versuche der vorigen an seinem Körper. Auch jetzt fuhren beym Reiben Funken aus seinen Gliedern, aber weniger. Die Versuche an den nächstfolgenden Tagen gaben die nämlichen verminderten Erscheinungen. Aber am 18ten März, wo das Barometer wieder den Grad der Höhe, wie am 11ten erreicht hatte, sprüheten auch wieder eben so heftig als in der Nacht dieses Tages die Funken aus allen berührten Theilen seines Leibes. So war er gleichsam ein lebendiges Wetterglas.

Nach Franklin wird ein Kalekutischer Hahn wenn er durch einen elektrischen Schlag getödtet worden ist, giftig, und kann ohne Lebensgefahr nicht gegessen werden. Die Elektricität verursacht also wichtige Veränderungen in dem thierischen Körper.

Herr Kastiljon vermuthet von seiner elektrischen Leibesbeschaffenheit nicht viel Gutes, und wünschte im geringsten nicht, durch einen elektrischen Tod in den Jahrbüchern der Naturforscher unsterblich zu werden.

40) Buteux im Gewitter.

An einem Sommertage, welcher Gewitter zu bringen schien, ging der Bürger Buteux aus Abbeville, auf dem Wege nach Amiens zu, spazieren. Auf einmahl empfand er einen Schmerz in der Kinnlade, welcher immer heftiger wurde. Er wurde dadurch am Fortlesen in einer Schrift, die er zur Unterhaltung mitgenommen hätte, gehindert, und mußte sich endlich am Rande des Weges niedersetzen. Als der Schmerz etwas nachgelassen hatte, schlug er zufällig die Augen auf, und wurde am Himmel einige schwarze und weiße Wolken gewahr, von welchen unter andern eine nach Norden zog. In der Betrachtung, daß diese Wolke gerade über ihn weggezogen seyn mußte, kam er auf den Gedanken, daß die Menge der in ihr enthaltenen elektrischen Materie den so eben empfundenen Schmerz verursacht haben möchte, welches um so wahrscheinlicher wurde, da die schmerzliche Empfindung nachließ, so wie die Wolke sich entfernte. Was er vermuthete wurde bald zur Gewißheit. Er blieb an demselben Orte sitzen, als eine andere Wolke heranzog. Bey ihrer Annäherung fand sich der vorher empfundene Schmerz an der nehmlichen Stelle der Kinnlade wieder ein, und Buteux fand, daß das Zunehmen und Abnehmen desselben mit der Annäherung und

dem Wegziehen der Wolke einen vollkommen gleichen Gang hielt.

41) Forskål und Orloff.

Forskål befand sich 1759 am 22ten April in der Gegend der Stadt Upsal zu Pferde. Als es Abend geworden war, fiel Regen mit Schnee vermischt und es ward sehr dunkel. Er ritt eben über die Königswiese bey der genannten Stadt, als er um den Kopf herum, bis an das Band der Reisemütze herab, zu leuchten anfieng. Da er sich der Stadt mehr näherte, hörte diese Erleuchtung auf, zeigte sich aber bald wieder, als er ein Stück des Weges zurücktritt.

Am Schlusse des Jahres 1766 und im Anfange 1767 war zu St. Petersburg anhaltender strenger Frost bey stiller heitrer Witterung. Es wurden damahls verschiedene elektrische Erscheinungen bemerkt. Eine ungewöhnliche Elektrizität zeigte sich an dem Fürsten Orloff. Ein Augenzeuge, Aepin, kais. russischer Staatsrath, berichtet: als er damahls auf Befehl der Kaiserinn zu diesem Fürsten gekommen sey, habe er ihn eben angetroffen, da er von seinem Kammerdiener frisirt worden sey. Bey jedem Zuge des Kammes durch das Haar hörte man ein starkes, knisterndes Geräusch. Man verdunkelte das Zimmer durch Zuziehung der Vorhänge, und sah nun dem Kamme häufige Funken folgen. Aus den Händen und dem Gesichte des Fürsten ließen sich starke Funken ziehn. Einige Tage darauf erzählte der Großfürst: er habe von einem grünen damastnen Stuhle eine Decke von Flanell weggezogen, da sey eine starke, leuchtende Flamme erfolgt.

XII.

Elektrizitätslose.

42) Eine Dame in Forazo, die eine sehr gesunde Constitution hatte, unterzog sich bey physikalischen Versuchen ohne Bedenken den heftigsten elektrischen Schlägen, und theilte sie durch sich andern Personen mit, ohne sie selbst zu empfinden. Sie hatte eine Schwester, die sich ungefähr in demselben Falle befand. Ob bey den übrigen Verwandten dieselbe Sonderbarkeit Statt fand, oder nicht, ist unbekannt geblieben. Sie wurde nachher kränklich, und vorzüglich mehrmahls mit Nervenübeln befallen. Nun empfand sie die Elektrizität, wiewohl nur sehr schwach. Sie war übrigens ziemlich lebhaft, geistreich, und sonst von vieler Empfindung.

---

43) Muschenbröck erzählt von einer Jungfer, daß sie niemahls elektrisch geworden sey, obgleich man zu wiederholtenmahlen, zu verschiedenen Zeiten und bey allerley Witterung Versuche mit ihr angestellt hätte, um ihr die Elektrizität mitzutheilen.

Daß überhaupt einzelne Menschen bey einerley elektrischem Schlage verschiedene Empfindungen haben, ist durch mehrere Versuche außer Zweifel gesetzt.

XIII.

Erdegenießende.

44) In Aegypten.

In Afrika findet man Menschen, die eine unwiderstehliche Begierde fühlen, Erde zu essen. Diese Neigung ist eine Krankheit, die den heißen Gegenden dieses Erdtheils eigen zu seyn scheint. Als Sonnini in Oberägypten reis'te, hatte er einen Begleiter, der von Zeit zu Zeit still hielt, und sich von seinem Bedienten einige Stück Erde zusammenlesen ließ, die er sogleich verschlang. Diesem Manne war das Erdeessen so zum Bedürfnisse geworden, daß ihm durchaus nichts von der Befriedigung desselben abhalten konnte. Er war fast sechszig Jahr alt, und ob er gleich sehr wohl beleibt war, so sah seine Gesichtsfarbe doch sehr gelb aus; er war übrigens sehr kraftlos und klagte über große Magenschmerzen. Die Neger sterben manchmahl an den Folgen dieser widernatürlichen Eßlust.

45) In Neu-Caledonien.

Der Herr von Humboldt hat einer Erdart erwähnt, welche von den Otomaken in Südamerika gegessen wird, wenn es ihnen an Lebensmitteln mangelt.

Herr Labillardiere hat eine eben so sonderbare Thatsache in einer von der vorigen sehr

weit

weit entfernten Weltgegend, auf der Insel Neu-Caledonien im stillen Meere, beobachtet. Wenn diese Insulaner vom Hunger geplagt werden, so nehmen sie eine sehr große Menge von einem grünlichen, zarten und zerreiblichen Specksteine zu sich. Es wird daraus begreiflich, wie solche Menschen auf den scheußlichen Gebrauch, ihre Kriegsgefangenen zu verzehren, haben fallen können; da sie, um ihren Magen vor dem gänzlichen Zusammenschrumpfen zu bewahren, zu so ganz unnatürlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen. Vauquelin war begierig zu wissen, ob diese Erde einige nährende Bestandtheile in sich enthalte, fand aber nichts dergleichen.

46) Kahle zu Wittenberg.

Beyspiele, daß Menschen oft ganz widernatürliche Dinge genießen, sind nicht gar selten. Erst 1754 öffnete man zu Wittenberg auf obrigkeitlichen Befehl einen gewissen Jakob Kahle, der nicht nur ein außerordentlicher Vielesser war, sondern auch ganz ungewöhnliche Dinge zu sich nahm. Irdene Schüsseln und Teller verschwanden durch seinen Mund. Irdene Oefen waren vor ihm nicht sicher. Glas, Porzellän, Schiefer- und Kieselsteine dienten ihm zu Leckerbissen. Er hatte ein so scharfes Gebiß, daß man in den Steinen, in die er gebissen hatte, die Spuren seiner Zähne eben so deutlich sehen konnte, als wie man sie bemerkt, wenn man in einen Apfel beißt; und wenn er eine Tasse Caffee mit der Schaale, und ein Glas Wein sammt dem Glase zu sich nahm, so zermalmte er diese Dinge so schnell, und mit solchem Getöse, als das ist, welches der

hungrigste Kettenhund beym Zermalmen eines Knochens macht. Delikatessen waren ihm Ratten, Mäuse, Eulen, Raupen und Heuschrecken. Einmahl hatte er einen so entsetzlichen Appetit, daß er ein bleyernes Schreibzeug mit Tinte, Streusand, Federn und Federmesser verschlang. Man würde Grund haben, diese Thatsachen zu bezweifeln, wenn nicht gerichtlich abgehörte Zeugen sie eidlich bestätigt hätten. Ein andermahl verzehrte er in einem Wirthshause einen ganzen Dudelsack, der einem reisenden Polen gehörte, welcher aus Furcht, daß Kahle auch ihn verschlingen möchte, die Flucht nahm. Bey alle dem war der Mann vollkommen gesund und stark, und starb erst im 79sten Jahre seines Alters.

---

47) Bey der anatomischen Sektion eines Soldaten in Wien, der ein sogenannter Steinfresser war, und öfter in Wirthshäusern das Bier sammt dem gläsernen Geschirre ohne Schaden verschlang, fand man Folgendes: Seine Zunge und die ganze innere Fläche des Mundes war lederartig, und die zottigte Haut des Magens, junica villosa, erregte Verwunderung durch ihre Stärke. — Solche Organisationen forden denn freylich einen erstaunlichen Reiz, und das Vergnügen des Fressers muß um so größer seyn, weil gewöhnliche Speisen ihn gar nicht reizen.

XIV.

F l i e g e n d e.

48) Dufort im Federkleide.

Herr des Fontagne erfand bey anhaltendem Nachdenken ein Federkleid, womit man ohne Schaden von einer beträchtlichen Höhe herunterspringen kann. Ein Delinquent, welcher Dufort hieß, erhielt unter der Bedingung Pardon, daß er damit die erste Probe machen sollte. Dieser sprang auch am 29sten Septbr. 1777 zu Port-louis in Bretagne von einer Höhe von 145 Fuß in einem solchen Kleide herab, ohne sich den geringsten Schaden zu thun. Statt daß er nach den Gesetzen des Fallens in 11 Secunden hätte zu Boden fallen sollen, kam er erst in 133 Secunden herab, und zwar auf den Beinen stehend.

XV.

G e d ä c h t n i ß r e i c h e.

49) Ein Mädchen in J—n.

Im Dorfe J—n lebte ein Mädchen, das wegen seines ungewöhnlich starken Gedächtnisses in der ganzen Nachbarschaft allgemein bewundert ward. Dieß Mädchen war blind, und seine Ge-

ichtszüge waren von den Blattern sehr entstellt. — Bald bemerkte man an dem Kinde desto stärkere Seelenkräfte, und besonders ein vortreffliches Gedächtniß. Als es zur Schule gebracht wurde, brauchte es das, was ihm zu lernen aufgegeben wurde, sich nur ein einzigesmahl vorlesen zu lassen, um es schon vollkommen auswendig zu können; selbst lange Gesänge, die es lernen mußte, ließ es sich nur einmahl vorlesen, und sagte sie gleich darauf mit unglaublicher Fertigkeit ohne Anstoß her, lernte auch jedesmahl, weil ihr das Aufgegebene zu wenig schien, zwey oder drey Gesänge aus eigenem Antriebe dazu, und war doch mit allem in weniger als einer Stunde fertig. — Wenn sie in die Kirche kam, wohin sie sehr fleißig ging, so richtete sie alle ihre Aufmerksamkeit auf den Prediger, und wußte nach dem Gottesdienste die ganze Predigt von Wort zu Wort herzusagen, selbst mit allen in der Predigt angeführten biblischen Stellen, und wußte dabey noch genau das Buch, das Kapitel und den Vers von jeder anzugeben. So schnell sie faßte, so treu war ihr Gedächtniß auch im Behalten des Gefaßten.

Ihre Mutter nahm sie einmahl mit sich nach Stuttgard, und führte sie daselbst in die Kirche, um einen gewissen berühmten Prediger zu hören. Als das Mädchen wieder nach Hause kam, fragte man sie, was dieser Mann gepredigt hätte, und sie wußte noch eben so gut die ganze Predigt herzusagen, wie sonst die kurz vorher gehörte. Einst geschah es, daß sie gefragt wurde, ob sie nicht mehr wüßte, was ihr Herr Pfarrer vor einem Jahre über eine gewisse Materie gepredigt hätte? worauf sie zur Antwort gab: „Ja, das weiß ich noch wohl, es war an dem Sonntage

über das Evangelium," und nun, zum Erstaunen aller Anwesenden, alles, was der Pfarrer über diese Materie gesagt hatte, wiederholte, so, daß der Pfarrer es völlig mit seinen eigenen Worten übereinstimmend fand.

50) Buxton, der Rechenmeister.

In dem kleinen Flecken Elmton, nahe bey Chesterfield in Derbyshire, lebte ein Mann mit Nahmen Buxton, welcher damahls ungefähr 50 Jahr alt, und in seiner Jugend so sehr versäumt worden war, daß er nicht einmahl seinen eigenen Nahmen zu schreiben wußte. Bloß das Einmahleins hatte er als Kind gelernt, und dieses und sein Fleiß hatten ihn in den Stand gesetzt, daß er, ohne alles Schreiben, oder irgend eine andere Beyhülfe, außer seinem Gedächtnisse, fünf bis sechs Zahlen durch eben so viele andere, mit einer so bewundernswürdigen Geschwindigkeit, multiplicirte oder dividirte, daß der künstlichste Rechenmeister kaum mit ihm fortkommen konnte. Er verdiente sein Brot kümmerlich mit seiner Hände Arbeit; und obgleich seine Seele ein Wunderwerk war, so ging doch sein Leib mit Lumpen bekleidet. Herr Holliday legte ihm einstmahls die Frage vor: Wenn ein Feld 423 englische Ellen lang, und 383 breit wäre, was würde der Inhalt der ganzen Fläche seyn? Er las ihm die Zahlen deutlich vor, und erhielt nach zwey Minuten das richtige Produkt, nähmlich 162009 englische Ellen. Auf die Frage: Wie viel Morgen besagtes Feld betragen würde? sagte er, nach 11 Minuten, 33 Morgen, 1 Vorling, 35 Ruthen, 20 englische Ellen, und accurat ein Viertel. Als er

sagen sollte, wie viel Gerstenkörner in einer Länge von 8 Meilen liegen könnten? antwortete er in anderthalb Minuten, 1,520640. Um zu berechnen, wie vielmahl sich ein Kutschrad, dessen Umfang sechs englische Ellen wäre, auf einem Wege von 204 Meilen umdrehen müßte? antwortete er nach 13 Minuten, 59840 mahl. So lösete dieser Mann die ihm vorgelegten Fragen auf, ohne dadurch gehindert zu werden, wenn man mit ihm zwischendurch von ganz andern Dingen redete. Man bemerkte auch bey ihm keinen Unterschied, er mochte mit weitläuftigen oder kurzen Rechnungen zu thun haben. Denn er fing des folgenden Morgens da wieder an, wo er des Abends zuvor aufgehört hatte, und so fuhr er so lange fort, bis er fertig war. Ja, er konnte auch sogar seine Rechnungen abbrechen und wieder anfangen, er mochte eine Woche oder einen Monat, oder wohl mehrere Monate inzwischen verstreichen lassen. Er sprach seine Zahlen aus, indem er die Ziffern der Reihe nach hersagte, und ihm war es einerley, ob er sie rückwärts oder vorwärts sagen sollte. Wenn man weiß, was das zuweilen für Zahlen waren, so muß man diese Sache fast für übermenschlich halten. Ich will einige Proben davon erzählen, die unglaublich scheinen.

Herr S a x e traf ihn einstmahls bey seiner Arbeit an, und legte ihm zur Probe die Frage vor: Wie viel Cubiczoll ein Körper hätte, dessen eine Seite 23,145789, die andere 5 642732, und die dritte 54965 englische Ellen in sich enthielte? Er sagte ihm ein einzigesmahl diese Zahlen deutlich eine nach der andern vor, um sie dem Gedächtnisse einzuprägen. Sogleich fuhr er ohne weitere Bemühung fort, mitten unter mehr als hundert

seiner Mitarbeiter, seine Handarbeit abzuwarten. Herr Saxe entfernte sich indessen, ungefähr fünf Stunden, in seinen Verrichtungen, und rechnete zugleich diese Aufgabe mit der Feder aus. Sobald er wieder kam, sagte Buxton, daß er fertig sey; daher zog er seine Schreibtafel hervor, um die Antwort niederzuschreiben. Buxton fragte den Herrn Saxe, von welchem Ende er anfangen sollte, die einzelnen Ziffern seiner Summe zu nennen, weil es ihm gleich viel wäre? Er nannte ihm hiernächst diese Reihe von 28 Zahlen, ohne den geringsten Fehler. Er war im Stande, denen ihre Fehler zu zeigen, die mit der Feder gerechnet hatten. Er ließ sich, zum Erstaunen, von zwey Personen ganz verschiedne Aufgaben unmittelbar hintereinander vorsagen, und gab nachher einem jeden die gehörige Antwort, ohne sich im mindesten dabey zu verirren. Fand sich ja einmahl ein Irrthum in seiner Antwort, so überholte er, nach seiner Sprache, die ganze Rechnung, und änderte seinen Fehler selbst. Sein Gedächtniß war ihm so getreu, daß er eine einmahl ausgerechnete Summe nach zwey Monaten noch völlig und ohne Anstoß wiederholen konnte. Millionen, Millionen von Millionen, Tribes und Cramps u. s. w. (denn so nannte er seine langen Reihen von Zahlen) waren ihm eben so geläufig, als Pfunde, Schillings und Pence. Er erzählte Herrn Holliday, daß er einmahl ungefähr einen Monat lang von seinen Gedächtnißrechnungen ganz taumelnd gewesen und zuletzt darüber in einen tiefen Schlaf gefallen wäre. Er fürchtete sich aber, jemahls wieder dergleichen Rechnungen anzufangen, um nicht wieder in solchen Schwindel zu gerathen. Damahls hatte er nämlich folgende

Frage beantworten sollen: Wie viel Gersten, Wicken, Erbsen, Weizen, Hafer, Rocken, Bohnen, Linsen, ein Raum von 202680,000360 Meilen, jede Meile cubisch gerechnet, fassen könne? und wie viel Haare, jedes einen Zoll lang, diesen Raum füllen würden? Er nahm die Breite von 48 Haaren für die Breite eines Zolles. Das Verhältniß seiner Maaße, so wie er es ausrechnete, ist dieses: Auf den körperlichen Inhalt eines Zolles gehen 200 Gersten = 300 Weizen = 512 Rocken = 180 Haferkörner, 40 Erbsen, 25 Bohnen, 80 Wicken, 100 Linsen, 2304 zolllange Haare. Hieraus schloß er folgende Größen: In einer Cubicmeile sind enthalten 14 tausend 93 Millioneu, 420 tausend 936 Quarters, ein Scheffel, eine Metze, ein Maaß, 3 Nößel und $5\frac{1}{4}$ Cubiczoll von einer Art Korn. Fünftausend 451 Millionen, 776 tausend Ellen in einer Cubicmeile sind 254 Millionen Millionen, 358 tausend 61 Millionen und 56 tausend Zoll; und wenn ein jedes Haar einen Zoll lang ist, und 2304 Haare einen Cubiczoll ausmachen, so gehen 586 tausend 40 Millionen Millionen, 972 tausend 673 Millionen und 24 tausend auf eine Cubicmeile. Wäre aber ein Haar eben so lang, als es breit ist, so meint er, es müßten 28 Tribes, 129 tausend 966 Millionen Millionen, 688 tausend 305 Millionen und 152 tausend Haare den Raum einer Cubicmeile erfüllen.

Das Erstaunlichste, was wohl jemahls ein menschliches Gedächtniß, außer der vorigen Rechnung, geleistet hat, besteht darin, daß dieser Mann die folgende, aus 39 Ziffern bestehende Zahl, bloß im Gedächtnisse mit sich selbst multiplicirt hat: 725, 958, 238, 096, 074, 907,

868, 531, 656, 993, 638, 851, 106. Nachdem er über diese Rechnung drittehalb Monate zugebracht hatte, gab er die folgende Quadratzahl davon an: 527, 015, 363, 459, 557, 385, 673, 733, 542, 638, 591, 721, 213, 298, 966, 079, 307, 524, 904, 381, 389, 499, 251, 637, 423, 236.

---

51) Als Voltaire sich am Hofe Friedrichs des II., Königs von Preußen, aufhielt, fand sich auch ein Engländer in Berlin ein, der ein so ausserordentliches Gedächtniß hatte, daß er alles, was man ihm vorlas oder vorsagte, wenn es auch ziemlich lang war, wieder hersagen konnte, ohne ein Wort oder einen Ausdruck davon zu vergessen. Der König ließ diesen Mann zu sich kommen, stellte ihn auf die Probe, und erstaunte über sein ausserordentliches Gedächtniß. Gleich darauf ließ Voltaire dem Könige sagen, er wünsche, ihm eines von seinen neuesten Gedichten vorzulesen; der König bewilligte dieß, beschloß aber zugleich, Voltairen in Verlegenheit zu setzen. Er ließ deßhalb den Engländer hinter einen Schirm treten, und trug ihm auf, genau auf dasjenige Acht zu geben, was Voltaire ablesen würde.

Voltaire fand sich zur bestimmten Stunde ein, und las sein Gedicht mit allem Pathos vor, um den König zum Vortheil desselben zu gewinnen; dieser aber that, als wenn er ganz kalt dabey bliebe und sagte, als Voltaire seine Vorlesung beendigt und ihn um seine Meinung über das Gedicht gebeten hatte: „er habe bemerkt, daß der Herr von Voltaire sich seit einiger Zeit

fremder Arbeiten bediene, und sie für die seinigen ausgebe; eine solche Dreistigkeit habe er von ihm nicht erwartet, und er sey deshalb gar nicht mit ihm zufrieden.

Voltaire erschrack über diesen Vorwurf und betheuerte bey allem, was heilig sey, er verdiene ihn nicht und der König thue ihm unrecht. „Ey (sagte der König), ich will Sie gleich überführen, daß ich recht habe: die Verse, die Sie mir jetzt vorgelesen haben, gehören einem Engländer, der sie verfertigt hat.“ Voltaire gerieth in Eifer, vertheidigte sich noch lebhafter, und schwur, daß die Arbeit, die er vorzeige, sein Eigenthum sey. „Nun so kommen Sie vor, (rief der König dem Engländer hinter dem Schirme zu,) und sagen Sie dem Herrn von Voltaire die Verse her, die er gemacht haben will!“ Mit Ernst und Würde trat der Engländer hervor, und wiederholte Voltaire's Gedicht, ohne auch nur ein Wort auszulassen. „Nun, (sagte der König zu Voltaire, habe ich nicht recht?“ „Himmel! (rief Voltaire aus) hast du keine Blitze mehr, diesen Bösewicht zu zerschmettern, der sich mein Gedicht zueignet? Hier geht eine Zauberey vor, die mich zur Verzweiflung bringt.“ Der König lachte über diesen Auftritt, und entließ den Engländer mit einer Belohnung.

XVI.

Gefühllose.

52) Eine Nordamerikanerinn.

Zu Kenutuki in Nordamerika lebte eine vierzigjährige Dame, die seit zwey Jahren alles Gefühl an Händen und Füßen verloren hatte. Sie fühlte durchaus nichts, weder von schneidenden Instrumenten noch von brennenden Kohlen. Einstmals schnitt sie sich aus Versehen den vordersten Theil des Daumens weg, ohne daß sie etwas davon empfand. Sie konnte durch ihr Gefühl kein kaltes Eisen von einem heißen unterscheiden. Sie verbrannte sich daher oft sehr: allein diese Wunden heilten schnell wieder. Indessen konnte sie mit ihren emfindungslosen Gliedern alle Bewegungen machen, befand sich auch übrigens wohl und war munter und heiter. Man wandte mehrere Mittel zur Heilung dieser Empfindungslosigkeit an, allein keines hatte einen glücklichen Erfolg. Die Elektrizität war an den Muskeln der Arme nur bis an das Faustgelenke sichtbar, an der Hand bemerkte man nichts. Doch kam es ihr vor, als wenn sie nach einem dreytägigen Gebrauche der Elektrizität Empfindungen von starken Schlägen an den Gliedern hätte.

53) Der Pole Rochanzi.

Der Pole Georg Rochanzi, der unter den preußischen Truppen diente, war davongelau-

fen, und wurde mitten in seinen Vergnügungen wieder ergriffen. Der Schrecken, den er hierüber empfand, bemächtigte sich seiner so stark, daß er sogleich unempfindlich und erstarrt wurde. Man brachte ihn nach Glogau, wo er vor einem Kriegsgerichte verhört und zum Tode verurtheilt wurde. Man las ihm sein Urtheil vor, und er litt alles, was man mit ihm vornahm, ohne das geringste Zeichen von Empfindung von sich zu geben. Er blieb unbeweglich, wie eine Bildsäule, und sprach kein Wort. Während seiner Gefangenschaft aß, trank und schlief er nicht. Seine natürlichen Ausleerungen waren gänzlich unterdrückt. Man schickte ihm seine Cameraden zum Besuche, aber weder diese, noch die Offiziere, noch die Prediger konnten ein Wort aus ihm herausbringen. Er war ganz ohne alle Empfänglichkeit für irgend einen Eindruck. Bitten, Drohungen, Versprechungen, nichts rührte ihn. Die Aerzte, die man um Rath fragte, erklärten ihn für unheilbar. Man nahm ihm daher die Ketten ab, und ließ ihn gehn, wohin er wollte. Seine Freyheit aber rührte ihn eben so wenig, als vorher die Ankündigung des Todesurtheils. Er blieb unbeweglich, und wandte bloß die Augen von einer Seite zur andern. Sein Gesicht war hager und sein ganzer Körper äußerst abgezehrt. In diesem Zustande brachte er zwanzig Tage zu, und starb unter tiefem, unwillkührlichem Seufzen.

54) Gefühllosigkeit ohne Starrsucht.

Ein Mensch von achtzehn Jahren, der mager war und einen schwachen Magen hatte, empfand eines Tages einige Beunruhigung im Ko-

pfe, und des andern Morgens lag er stumm im Bette. Als man nun untersuchen wollte, ob nicht etwa das eine oder andre Glied gelähmt sey, und deshalb seine Gliedmaßen derb angriff, zerrte, kniff und stach, so gab er zu verstehn, daß er von alle diesem nichts fühle. Bey einer genauen Untersuchung fand man dieß in der That gegründet. Man gab ihm daher eben die Arzeneyen, die man einem vom Schlage getroffnen zu verordnen pflegt. Da er aber dabey herumging, aß, trank und schlief, und alle äußere Sinne unverletzt schienen, so hielt man seinen Zustand für Verstellung. Nach zwey Tagen kam Bonet aus Neugierde dazu, hieß ihn aufstehn und stach ihm unvermerkt hinten in den Kopf, den Nacken, die Schultern und den Rücken mit Nadeln hin und wieder sehr tief hinein, allein der Unglückliche ließ nicht die geringste Bewegung oder das geringste Gefühl eines Schmerzes von sich blicken. Als er sich darauf umwandte und Bonet ansah, stach ihm dieser oft in den Leib, in die Brust und in die Arme, allein er fing an darüber zu lachen, entweder weil er sich selbst über diese sonderbare Beschaffenheit seines Körpers wunderte, oder weil er glaubte, daß man ganz glimpflich mit ihm verführe. Da Bonet nun auf die Wiederherstellung der Sprache seine besondere Aufmerksamkeit richtete, so ließ er ihm unter der Zunge eine Froschader öffnen; dadurch bekam der Unempfindliche nicht allein gar bald seine Sprache, sondern auch die vollkommne Empfindung seines Körpers wieder.

XVII.

Gefühlreiche.

55) Kersting sieht mit den Fingern und hört mit der Hand.

Der blinde Kersting mußte in seiner Jugend, als er noch sehen konnte, oft durch einen unterirdischen Gang gehn. Aus Furcht schloß er dann seine Augen zu. Damahls machte er eine Bemerkung, die ihm in seiner nachherigen Blindheit von großer Wichtigkeit war. So oft er sich nämlich in dem dunkeln Gange einem harten Gegenstande näherte, fühlte er eine gewisse Wärme über dem ganzen Körper. Nun übte er sich öfters, mit verschlossenen Augen zu gehn, und empfand diese Wärme allemahl in der Nähe eines harten Gegenstandes. Er brachte es durch diese Uebung so weit, daß er sich nie im Dunkeln stieß, in seiner nachherigen Blindheit auch ohne Gefahr umherging. Kersting schrieb nicht allein in seiner Blindheit einige ökonomische Abhandlungen, er las auch, bloß durch das Gefühl, mit grober Schrift gedruckte Bücher. Jeden Buchstaben fühlte er aus, und brachte es so weit, daß er durch dieses Mittel ganz fertig lesen konnte. Dieses äußerst feine Gefühl verlor er aber mit einemmahl, und zwar an dem nämlichen Morgen, da er sein Gesicht wieder bekam. Seiner Aussage nach waren ihm nun auf einmahl die Spitzen seiner Finger

ganz taub, und er bekam ein Jucken darin, gleichsam, als hätte er kaum zugeheilte Wunden daran gehabt, so daß er einige Tage nach Wiedererlangung seines Gesichts gar nichts anzugreifen vermochte, sich beständig die Hände rieb, und nachher fand, daß er dieses feine Gefühl ganz verloren habe. In seiner Blindheit vertrieb er sich die Zeit auch damit, daß er sich Hyazinthen- und Tulpenzwiebeln pflanzte, Obstbäume in seinem Garten okulirte und pfropfte, Nelken ablegte, u. dergl. Alle Morgen besuchte er seine Bäumchen und Gewächse, befühlte sie auf das genaueste, und wußte durch das Gefühl die Farben seiner Blumen, und jedes Auge und Knöspchen an seinen Bäumen genau zu unterscheiden. „Ich hätte es Niemand rathen wollen, (sagte er einst zu einem Bekannten,) daß er es gewagt hätte, ein Blatt oder eine Knospe von meinen Bäumen abzubrechen, deren Anzahl ich, da ich sie täglich befühlte, auf das genaueste wußte. Durch einen Zufall belehrt, ließ er sich in seiner Taubheit (denn auch dieses Uebel traf ihn in der Folge) von seiner Frau seine Hand an ihren Mund legen, und das ganze A. B. C. zuerst nach der Reihe, nachher aber auch außer der Reihe auf seine Hand sprechen. Bey jedem Buchstaben verspürte er eine andre Empfindung in seinem Körper, die er sich sorgfältig merkte, weil er fand, daß dieselbe bey Wiederholung des Buchstaben immer die nämliche blieb, und hierdurch erlangte er in der Folge eine solche Fertigkeit, daß, ungeachtet er ganz taub war, seine Frau nur seine Hand auf ihren Mund zu legen, und sachte dagegen zu reden brauchte, um sich mit ihm unterhalten zu können. Als seine Frau zum erstenmahl das A. B. C.

auf seine Hand laut hersagte, war ihm, als sie an das R. kam, nicht anders, als wenn er ersticken sollte. Sein Herz wurde beklemmt, er zitterte und bebte an allen Gliedern, schrie vor Angst laut auf, und sagte: „ach Gott, was fängst du mit mir an?" Auch nachher empfand er das nähmliche, so daß seine Frau diesen Buchstaben so viel als möglich vermeiden, oder so leise, als es seyn konnte, aussprechen mußte. Während seiner Blindheit und Taubheit brachte er fast beständig in außerordentlicher Heiterkeit und lichtvollen Ideen zu.

XVIII.

Genesende.

56) Ein Drescher geneset, nachdem ihm ein Fuß mit dem kalten Brande von selbst abgefallen ist.

Ein Drescher auf dem Gute zu Soroe von etwa 50 Jahren, der stark und vollkommen gesund war, stand im Herbste 1761 täglich und drosch, bis ihn ein anfänglich nur kleiner Schmerz im rechten Unterfuße, seiner zunehmenden Heftigkeit wegen, nöthigte, seine gewöhnliche Arbeit zu unterbrechen. Er schrieb das Reißen einer Erkältung zu, und verband den Fuß mit warmen Tüchern. Allein, der Schmerz ward heftiger, und im Frühjahr mußte er sich endlich zu Bett legen. Er gebrauchte Hausmittel; aber der Fluß verschlimmerte sich, und der Fuß schwoll. Der Verwalter

walter des Orts suchte Rath bey einem Chirurgus, der in der Nähe war, und dieser verordnete ihm, Blut zu lassen. Aus Dummheit öffnete man eine Ader auf dem kranken Fuße. Allein, gleich den folgenden Tag ward der Fuß feuriger, und der Schmerz unerträglich. Da der Mann die Kosten scheuete, und der Verwalter keinen Arzt in der Nähe hatte, so verzögerte sich die Sache bis in den Sommer.

Indessen begannen die Fußzehen blau, und endlich schwarz und fühllos zu werden, und dieses rückte nach und nach weiter. Der Verwalter sah, daß er zu lange gewartet hatte, und ließ daher den Drescher in ein Bett packen, und nach Schlagelse zu einem Arzte fahren. Dieser fand den völligen Brand im ganzen Beine, und rieth ihm, es schleunig an dem Kniee abnehmen zu lassen. Der Kranke aber fürchtete die Operation, und konnte nicht dazu überredet werden.

Er lag also hoffnungslos, und der Fuß ward endlich schwarz bis ans Knie. Der Geruch ward unleidlich, und der Kranke sehr unruhig. In dieser Unruhe wollte er sich einstmahls auf die andere Seite wenden, und indem er sich umkehrte, fühlte er einen Knacks am Fuße. Seine Frau kam auf sein Verlangen zu ihm, sah hin, und fand den ganzen Fuß los im Bette liegen. Sie nahm ihn geschwind heraus, und hing ihn, so schwarz und verdorben er war, in den Schornstein. Hernach kam sie wieder zu ihrem Manne, machte ihm eine Salbe von Eyern, und legte ihm dieselbe auf den fühllosen Stumpf. Die Schwärze verlor sich; es setzte sich ein knorplichter Rand, und nach ein wenig Eiterung heilte die Wunde zu. Der Mann machte sich eine Stelze, auf der er so gut ging,

als vorhin, war jetzt völlig gesund, und verrichtete seine vorige Arbeit wieder.

57) Eine Heisere lernt plötzlich wieder sprechen.

Elisabeth Seller, eine Waise in der Armenschule zu Sheffield, verlor im dreyzehnten Jahre ihre Stimme, so daß sie blos flüsternd sprechen konnte. Uebrigens war sie gesund, und verrichtete alle gewöhnliche Arbeiten wie die übrigen Waisenkinder, nähte, spann ꝛc. Laut lesen konnte sie nicht. Der Zufall trotzte aller Hülfe des Arztes. Endlich, nach zwey Jahren, hörte sie eines Abends ihre Mitschülerinnen ein geistliches Lied singen. Dies brachte sie, sonderbar genug, auf den Gedanken, eine derselben, Nahmens Sara Milner, zu ersuchen, sie möchte ihr aus allen Kräften in den Hals schreien. Diese bezeigte sich erst sehr abgeneigt, es zu thun, willigte aber endlich, auf das inständige Bitten der Elisabeth ein, und schrie ihr mit voller Stärke in den Hals. Zum Erstaunen der ganzen Schule gewann das heisere Mädchen sogleich ihre Stimme wieder, und weinte und sang abwechselnd, vor Freude ganz ausser sich.

XIX.

Gewandte.

58) Amerikanische Fischer stehen sicher auf einem runden Balken mitten im Meere.

Im Ulloa's peruanischer Reise wird eine besondere Geschicklichkeit der Eingebornen jenes Landes gerühmt, vermöge welcher sie, auf einem abgerundeten Balken mitten in den Meereswellen aufrechtstehend, ihren Körper im Gleichgewichte erhalten. Die Einwohner von Guayaquil beschäftigen sich oft mit dem Fischfange. Bey dieser Gelegenheit wirft derjenige, der das Netz ins Wasser zieht, einen runden Balken von einer Art leichten Holzes aufs Meer, welcher bis sechszehen französische Fuß lang und einen dick ist. Auf diesen tritt er, hat das Netz bey sich und rudert eine halbe Meile in das Meer hinaus. Dieser runde Balken wird nun von den Wellen bald auf diese bald auf jene Seite unter seinen Füßen gerollt, der Daraufstehende muß also die Stellung derselben immer verändern; gleichwohl erhält er stehend seinen Körper im Gleichgewichte. Es wird dieß noch bewundernswürdiger, wenn man sieht, wie er zu gleicher Zeit seine Aufmerksamkeit auf das Ruder und auf das Netz richten muß. Ulloa versichert, es geschehe nur selten, daß einer abgleite und ins Meer falle; da er denn aber auch, als ein guter Schwimmer, sich bald wieder seines Balkens zu bemächtigen wisse.

59) Garrick, vierfach und doch derselbe.

Als Garrick das letztemahl in Paris war, lud Preville, der für einen der vollkommensten Schauspieler des französischen Theaters gehalten wurde, ihn auf sein Landgut ein. Garrick, der eben bey lustiger Laune war, that ihm den Vorschlag, in einer der Miethskutschen hinzufahren, die von Paris nach Versailles gehen, da Preville's Landgut an diesem Wege lag. Als sie sich eingesetzt hatten, befahl er dem Kutscher, zuzufahren, der ihm aber antwortete, er müßte erst seine volle Zahl von vier Personen haben; so bald er die hätte, würde er fahren. Garrick kam auf einen Einfall, wodurch er zugleich seinem Collegen ein Pröbchen von seiner Kunst geben wollte. Unterdessen nähmlich, daß der Kutscher sich nach andern Passagieren umsah, hüpfte er aus der Thür, ging um die Kutsche herum, verstellte sein Gesicht, und bot sich dem Kutscher als einen dritten Passagier an, ohne daß Letzterer das geringste von dem Betruge merkte. Dieß that er noch einmahl, und wurde wieder, zu Preville's Erstaunen, als ein vierter Passagier aufgenommen. Nun sprang er zum drittenmahl heraus, und redete den Kutscher als Fremder an, der ihm aber mit grämlichem Tone antwortete, er habe seine Zahl schon voll. Er würde auch wirklich ohne ihm abgefahren seyn, wenn nicht Preville herausgerufen hätte: da der fremde Herr nur ein kleiner Mann wäre, so wollten sie ihn noch mit einnehmen, und schon sehen, wie sie Platz fänden.

60) Der Breber Geschicklichkeit im Werfen eines Schießgewehrs.

Von den Brebern, im obern Striche Afrika's am mittelländischen Meere, erzählt Höst, der sich dort in den Jahren 1760 bis 1768 aufhielt, eine Handlung, wobey es auf Schnelligkeit und Genauigkeit zugleich ankommt. „Sie sind „leicht, (sagt er), munter und hurtig, und be„sitzen eine ungemeine Fertigkeit mit ihren Flin„ten, indem sie dieselben geladen wie ein Rad „rund um drehen, in die Luft werfen, fangen und „fast in demselben Augenblick auch abfeuern kön„nen." Eben dieß bezeugt Lempriere, der 1789 diese Länder besuchte. Auch er sagt, daß die Brebern die Flinten in die Höhe schleudern, sie sich vielmahl in der Luft drehen lassen, und dieselben sogleich im Wiederfangen abfeuern.

61) Gewandtheit der Araber im Reiten.

Die Araber, welche sich in Aegypten aufhalten, rühmt Hasselquist, der von ihrer Geschicklichkeit im Jahre 1750 Augenzeuge war, als vortreffliche Reuter. „Sie werden, (sagt er), von „der zartesten Kindheit an dazu geschickt gemacht. „Man sieht arabische Jünglinge, welche, während „das Pferd in vollem Laufe ist, sich aufrichten, „im Sattel aufrecht stehen, sich vollkommen im „Gleichgewicht halten, ihre Lanzen werfen und „sich vor- und rückwärts kehren. Andere werfen „sich im vollen Laufen um und stehen auf dem „Kopfe im Sattel."

62) Die Moskiten pariren jeden einzeln auf sie abgeschossenen Pfeil.

Der Engländer Dampier, in seiner ersten Reise um die Erde, rühmt von den Moskiten oder Mosquito's, einer wilden Völkerschaft im mittlern Amerika, die bewundernswürdige Geschicklichkeit; daß sie einen auf sie abgeschoßenen Pfeil, durch einen vor sich gehaltenen dünnen Stab, auspariren konnten, und sich also bey einem feindlichen Angriffe damit zu schützen im Stande waren, so lange nur nicht zwey oder mehrere Pfeile zugleich auf Einen Mann anflogen. „Sie stellen sich, (sagt er,) gar leicht einem jeden, „der mit Pfeilen nach ihnen schießen will, zum „Ziele dar, und pariren den Pfeil mit einem „Holze, das nicht dicker als der Ladestock einer „Flinte ist. Wenn sie vollkommen erwachsen sind, „können sie sich wider alle Pfeile schützen, so schnell „hintereinander sie auch auf sie abgeschossen werden; „so lange nur nicht zwey auf einmahl angeflogen „kommen." Dieses begreiflicher zu machen, merkt Dampier zweyerley dabey an: einmahl, daß ihr Gesicht gar in die Ferne reicht und vorzüglich scharf ist, und dann, daß sie als Kinder schon sich üben, indem zwey Knaben gegeneinander treten, und jeder einen Stecken auf seinen Gegner wirft, welchen dieser mit einem andern, den er in der rechten Hand führt, von sich abzuhalten sucht.

63) Die Tahitier pariren mittelst eines Wurfspießes.

Die Methode der Krieger auf der Insel Tahiti, durch einen vor sich hingestellten und über

seinem feststehenden Ende hin und her bewegten Wurfspieß den feindlich geworfenen Speer aufzufangen, verdient, wegen der dabey nöthigen Schnelle und zugleich äußersten Genauigkeit in der Bewegung, Bewunderung. G. Forster, der 1774 ein Augenzeuge davon war, beschreibt dieselbe mit folgenden Worten. „Um die Wurfspieße der „Feinde auszupariren, hatten sie eine besondere „Methode. Sie ließen die Spitze eines Speers „oder einer langen Streitaxt gerade vor sich auf „dem Boden ruhn, und hoben das andere Ende mit „einer Hand so hoch in die Höhe, daß die Linie „des herabgesenkten Speers, gegen ihren Körper „zu, einen Winkel von ungefähr 25 bis 30 Grad „machte. In dieser Richtung bewegten sie den „Speer, dessen Spitze immer auf ihrem Ruhe„punkte blieb, und folglich gerade vor ihnen aus„stand, nachdem der Wurf ihres Gegners es nö„thig machte, bald auf diese bald auf jene Seite. „Durch diese einfache Bewegung ward der Speer „des Feindes allemahl auspariert und prallte, ohne „Schaden zu thun, an dem vorgelehnten Wurf„spieße ab."

Von den Einwohnern auf Tanna, einer von den neuen hebridischen Inseln, ostwärts von Neuholland, bezeugt Forster, daß sie mit ihren Keulen oder Streitkolben die Wurfspieße, fast auf gleiche Art wie die Tahitier, von sich abzuhalten wissen.

64) Eines Insulaners Nadschlagen eines Stabes.

Ein Wilder auf der Insel, welche den Nahmen: Insel der schönen Natlon führt, und gegenwärtig in die Reihe der freundschaft-

lichen Inseln auf dem stillen Meere gerechnet werden kann, wußte einmahl mit einem Stabe ein Rad um sich so schnell und gewaltig zu schlagen, daß mehrere bewaffnete Spanier ihm eine Zeitlang nichts anhaben konnten. Man findet die Anzeige davon in den Reisenachrichten des portugiesischen Seefahrers Quiros, welcher mit einer spanischen Flotte an diese Insel gelangte. Die Spanier geriethen mit den Einwohnern der Insel in Mißhelligkeiten; es kam zum Angriff und einem harten Kampfe. „Unter den Insulanern, „(lautet die Nachricht,) welche bey dieser Gelegen„heit von den Spaniern getödtet wurden, er„staunte man, einen zu sehn, der ganz nackend „und nur wenig bewaffnet war, und sich gleich„wohl lange Zeit wider zwanzig Spanier, die „Schwert und Schild führten, vertheidigt hatte. „Er schlug bey dieser Vertheidigung mit einem „großen Stocke ein Rad, und zwar mit solcher „Heftigkeit, daß keiner der Unsrigen ihm nahe „zu kommen sich getraute. Er theilte wüthende „Stöße aus und verwundete unsere Leute uner„achtet ihrer Schilde. Er hörte auch nicht eher „auf, sich zu wehren, als bis er kraftlos von „der vielen Arbeit, von der Menge übermannt „und voll Wunden, todt niederfiel. Vor Wuth „biß er noch in die Erde. Er erweckte aber bey „den Unsrigen Bewunderung und Reue, daß man „einem Menschen das Leben genommen habe, der „es so herzhaft vertheidigte.“

XX.

Gichtkranke.

65) Gichtschmerz bewirkt Kräuselung der Haare.

Die Wirkungen der Gicht sind als sehr mannichfaltig bekannt genug, aber folgender Einfluß auf die Haare ist vielleicht einzig. Ein Mann von etlichen und funfzig Jahren litt öfters an der heftigsten Kopfgicht, die ihm nicht selten die fürchterlichsten Schmerzen verursachte. So oft er diesen Anfall hatte, fingen seine Haare an, sich zu kräuseln, zu verwirren und nach oben zusammenzuziehn, so daß oft in einer Nacht seine zum Theil herabhängenden und einen Zopf bildenden Haare sich nach oben heraufgezogen hatten, und einen verwirrten Wulst formirten, eben so, als wenn sie mit dem Kamme des Friseurs zusammengearbeitet wären. In diesem Zustande war es fast unmöglich, sie auszukämmen und in Ordnung zu bringen. Sobald aber der Gichtparoxismus nachließ, verloren sie eben so schnell diesen gekräuselten und verworrenen Zustand, so daß sie ohne alle Mühe wieder geradegekämmt werden konnten. Merkwürdig war dabey, daß sie, was man so sehr hätte erwarten sollen, nicht davon ausgingen. — Gibt dieß nicht wichtige Resultate für die Physiologie der Haare, und für ihr Verhältniß zum Lebenden? Und lassen sich nicht analogische Folgerungen für die Entstehung des

Weichselzopfs hieraus ziehen, vor dessen Bildung bekanntlich auch Gichtschmerzen vorauszugehen pflegen? —

XXI

Heyrathende.

66) Withe und Cromwell.

Withe war Kapellan bey Cromwell und warb um das Herz der schönen Miß Franziska, der jüngsten Tochter Cromwell's, welche mit dem Könige hatte vermählt werden sollen. Franziska vernahm die geheimen Seufzer des sich einschleichenden Kapellans, ohne sich dadurch beleidigt zu fühlen. Aber dieses halbe Einverständniß der Liebenden blieb den Augen eines Cromwell nicht lange verborgen. Er ahnete die Liebeley zwar nur, suchte indessen sich bald durch den Augenschein völlig zu überzeugen. Zu dem Ende eilte er, da er Withe einmahl bey Franziska wußte, unerwartet auf das Zimmer seiner Tochter, und erblickte seinen Kapellan, wie er knieend vor der Franziska Füßen lag, und ihre Hand an seine Lippen drückte.

Anstatt bey dieser gefährlichen Ueberraschung in Verlegenheit zu kommen, wandte sich Withe vielmehr mit der größten Gegenwart des Geistes zu Cromwell und sagte flehentlichst: „O Sire! Schutzgeist Großbrittanniens, stehen Sie mir jetzt bey — helfen Sie mir, Ihre Tochter bewegen, daß

sie mir ihre Kammerjungfer abtritt, in die ich sterblich verliebt bin!" Für eine so schöne Art, sich aus einer großen Verlegenheit zu ziehn, verzieh ihm Cromwell, ließ aber auf der Stelle Franziska's Kammerjungfer und einen Geistlichen holen, und die erbetne Verbindung vollziehn.

67) Die possirliche Heyrath.

In dem Flecken Camden in England trug sich ein Vorfall zu, der vielleicht der einzige in seiner Art ist. Ein Mann bey Jahren, der Wittwer war, verliebte sich in ein junges Mädchen und heyrathete sie. Bald nach der Hochzeit trug der Sohn dieses Mannes, der von seinem Vater unabhängig war, der Mutter seiner Stiefmutter seine Hand an, die auch von der eben nicht bejahrten Frau willig angenommen wurde. Durch diese sonderbare Heyrath hatten alle Theile ganz widersprechende häusliche Titel. Der Vater war Schwiegersohn seines eignen Sohnes, und seine Gattin nicht allein Stieftochter ihres eigenen Stiefsohns, sondern auch Schwiegermutter ihrer leiblichen Mutter, und diese wieder Stieftochter ihrer Tochter, so wie ihr Mann der Stiefvater seiner Stiefmutter, desgleichen der Schwiegervater seines leiblichen Vaters war.

68) Die rasche Heyrath.

In Hull ereignete sich ein Umstand, der ganz dem Charakter der englischen Seeleute angemessen ist. Ein Matrose hatte eben Prisengeld bekommen und wollte in ein Wirthshaus gehn. Er be-

gegnete einem Mädchen, das im Begriff war, sich auf eine Schaluppe einzuschiffen, auf welche sie schon einen Theil ihrer Sachen gebracht hatte. Der Matrose betheuerte, daß sie ihm gefiele; auch brauche er eben jetzt eine Frau, und sey entschlossen der ersten der besten, die ihn haben wolle, seine Hand zu geben. Er nahm dann ihr Gepäck und begleitete sie nach der Schaluppe. Kurz darauf kehrten sie beyde in das Wirthshaus zurück; er hatte ihr Jawort, und die Heyrath wurde am folgenden Morgen vollzogen.

69) Das ausgeschickte Dienstmädchen und wiederkehrende Eheweib.

Als ein Matrose in London über Grosvenorsquare ging, war er so glücklich, seine ehemahlige Geliebte anzutreffen, die er vor sieben Jahren zu Taunton in Devonshire verlassen hatte. Ohne weitre Umstände faßte der rüstige Seemann sein Mädchen in die Arme und küßte sie ganz unbarmherzig. Die Erschrockne rief um Hülfe, bis Jack sie überführte, wer er wäre. Er erklärte ihr, daß er sie nun heyrathen wolle; er sey eben aus Indien mit einer Tasche voll Guineen zurückgekommen, und der Kukuck möge ihn holen, wenn seine liebe Bet sie nicht mit ihm theilen sollte. Und so wollte er den Augenblick mit ihr zur Kirche. Vergebens bat das Mädchen, zu ihrer Herrschaft zurückkehren zu dürfen, sie müßte erst etwas zu Hause tragen, und doch wenigstens ihre Kleider abholen. Jack wollte von alle dem nichts hören, sondern rufte auf der Stelle einen Lohnwagen, zwang das Mädchen hinein und hieß den Kutscher nach dem Orte bey der Paulskirche

fahren, wo man Trauscheine lösen konnte; und wenn die Kirche offen wäre, so wolle er den Handel auf der Stelle beendign, ehe möglicherweise ein Feind Jagd auf ihn machen, und ihm seine gekaperte Prise wieder nehmen könnte. Erst wenn alles vorüber wäre, möchte seine kleine B e t den gekauften Thee und Zucker der Herrschaft nach Hause tragen und ihr zum Ersatz für das Außenbleiben ein Geschenk mit ihrem Dienstlohn machen. Er befahl dem Kutscher wiederholt, zuzufahren und rollte zur großen Lust der vielen umher versammelten Leute fort. Das Mädchen bewies sich nun keinesweges abgeneigt, sondern schien eben so ausgelassen froh, wie ihr launiger Liebhaber.

70) L i b u s a, eine Fürstin, vermählt sich mit einem Bauer.

In dem achten Jahrhundert regierte in B ö h m e n ein Fürst, mit Nahmen C r o c. Er hinterließ bey seinem Ableben drey Töchter, die sich miteinander um die Krone stritten. Die älteste hatte sich auf die Arzneywissenschaft, die zweyte auf die Sternkunde, und die dritte, Nahmens L i b u s a, auf die Regierungskunst gelegt. Dieser, als der klügsten, ob sie gleich die jüngste war, trugen die Großen und das Volk einstimmig die Krone an. L i b u s a nahm dieselbe an, und erwählte sich zu ihrem Ministerium zwey Frauen von vornehmen Adel und ausnehmender Klugheit. Sie war auch die erste Beherrscherinn von B ö h m e n, welche Münzen mit ihrem Stempel prägen ließ. Auf der Einen Seite dieser Münzen war die Sonne, und auf der andern diese Fürstin selbst, wie sie auf dem Throne saß, und die Krone auf dem

Haupte, den Spinnrocken aber zwischen den Füssen hatte, abgebildet.

Schon hatte sie dreyzehn Jahr regiert, und das Volk schätzte sich glücklich, von ihr beherrscht zu werden, als man anfing, laut zu wünschen, daß sie einen Thronerben haben möchte. Allein Libusa, die schon zu mehrernmahlen die Bewerbungen der vornehmsten Herren ausgeschlagen hatte, wünschte ihrer Seits, lieber ihr Leben im ledigen Stande fortzusetzen; sie wünschte, die Augen ihrer Unterthanen über eine Zuneigung zu täuschen, die sie an den Tag kommen zu lassen, Bedenken trug. Endlich aber stellte einer von den Großen, der über ein Urtheil, das sie wider ihn gesprochen hatte, mißvergnügt geworden war, dem Volke als eine schimpfliche Erniedrigung vor, sich von einem Frauenzimmer beherrschen zu lassen; worauf man ihr denn desto nachdrücklicher zusetzte, sich einen Gemahl zu wählen, mit dem sie die Last der Regierung theilen könne. Sie machte sich hierauf das Vorurtheil, das man von ihr hegte, daß sie nähmlich einen vertrauten Umgang mit der Gottheit hätte, zu Nutze, und ließ daher insgeheim ein Pferd abrichten, und gewöhnen, Tag vor Tag nach dem Hause eines Ackermanns zu laufen, den sie schon in ihrer Jugend, und ehe sie den Thron bestieg, gekannt hatte. Da ihr Herz schon so lange für diesen Mann eingenommen war, hatte sie nur immer auf eine günstige Gelegenheit gewartet, ihre Neigung zu befriedigen. Sie glaubte, selbige nun gefunden zu haben, und weil sie entschlossen war, die Tugend dieses Mannes, der Primislaus hieß, zu krönen, so gerieth sie auf den Einfall, ihn zu ihrem Gemahl zu machen. Zu dem Ende ließ sie die Vor-

nehmsten ihrer Nation zusammenkommen, und that ihnen die Erklärung, sie wäre Willens sich zu vermählen, wolle aber die Wahl ihres Gemahls dem Schicksal überlassen. „Bringet mir mein Pferd her", sagte sie hierauf, „und wählet unter Euch zehn Abgeordnete, die dem Pferde nachreiten, bis es bey einem Manne stehen bleibt, der an einem eisernen Tische seine häusliche Mahlzeit hält! Der ist es, den der Himmel dazu ausersehen hat, daß er mein Gemahl und Euer Beherrscher werde."

Das Pferd wurde losgelassen und die Abgeordneten brachen auf. Das Pferd lief vor ihnen her, und nahm, wie es gewohnt war, seinen Weg nach dem Wohnorte des Primislaus. Kaum wurde es diesen gewahr, so verdoppelte es seine Schritte, und stürzte, wie es ihm nahe war, vor ihm nieder, als wenn es ihm seine Ehrfurcht bezeigen wollte. Die Abgeordneten, die dieß sahen, und die Ursache davon nicht wußten, staunten darüber, als über ein Wunder, fielen vor dem Wundermanne auf die Kniee nieder, überreichten ihm alle Insignien der landesherrlichen Oberherrschaft, und riefen ihn zum Herzog von Böhmen, und zum Gemahl der Libusa aus. Primislaus aß eben damahls Käse und Brod, welches auf dem Eisen seiner Pflugschaar lag; da war denn nicht nur die häusliche Mahlzeit, sondern auch der eiserne Tisch, von dem die Fürstinn gesagt hatte. Primislaus brach sogleich mit den Abgeordneten auf, um sich nach Hofe zu verfügen. Die Großen, das Volk und Libusa selbst kamen dem neuen Regenten entgegen; und sobald Letztere seiner ansichtig wurde, ritt sie auf ihn zu, umarmte ihn, und setzte ihm die Krone aufs Haupt.

Dieser Fürst machte auch der Wahl seiner Gemahlinn alle Ehre. Er machte sich durch verschiedene gute Einrichtungen und Gesetze um sein Volk verdient, und soll derjenige gewesen seyn, der den Anfang mit der Erbauung der Hauptstadt des Landes, der Stadt Prag machte.

71) Die Priorey der Liebenden bey Rouen.

Es ist bekannt, daß ehedem in Frankreich die Leibeigenen ohne Erlaubniß ihres Herrn sich nicht verheyrathen, auch seine Güter nicht verlassen durften, und daß es ihm frey stand, sie eben so wie seine Ochsen, Kühe und Pferde zu verkaufen, und zu vertauschen. Ein gewisser Edelmann in der Normandie fand ein Vergnügen daran, sich durch Sonderbarkeiten auszuzeichnen. Er versammelte im Junius alle seine heirathslustigen Leibeignen beyderley Geschlechts, und ließ sie trauen; dann ließ er ihnen Wein und Fleisch reichen, setzte sich mit ihnen zu Tische, aß, trank und ergötzte sich mit ihnen; aber die verliebten Paare zwang er, gewisse komische Bedingungen zu erfüllen. Einige mußten auf hohe Bäume klettern, und stundenlang aus dem Gipfel Lieder absingen, die auf die Gelegenheit paßten; andere mußten eine Zeit lang bis an den Hals im Wasser stehn; einige mußten sich an einen Pflug spannen, und einige Furchen ziehen, andere mit gleichen Füßen über Graben springen, u. s. w. Er hatte eine Nichte, die in einen jungen Mann aus seiner Nachbarschaft verliebt war, und von ihm gleichfalls im höchsten Grade geliebt wurde. Der Oheim wollte aber nicht anders in ihre Heirath willigen, als unter der Bedingung,

daß

daß der Liebhaber, ohne sich auszuruhen, die Nichte bis auf den Gipfel eines Berges tragen solle, den man aus den Fenstern seines Schlosses sehen konnte. Hoffnung und Liebe überredeten den jungen Menschen, seine Last werde leicht seyn, er trug auch wirklich, ohne sich auszuruhen, seine Geliebte bis an die bestimmte Stelle, allein eine Stunde nachher starb er an den Folgen dieser Anstrengung; seine Geliebte folgte ihm einige Tage nachher aus Schmerz und Kummer nach. Zur Abbüßung für dieses Unglück stiftete der Oheim auf dem Berge eine Priorey, die noch den Nahmen Priorey der Liebenden führt.

XXII.

Heldenmüthige.

72) Der Kampf mit einem Wolfe.

Ein, bey heftiger Kälte tollgewordener Wolf, war das Schrecken der Einwohner des Städtchens Wollstein, von welchen schon mehrere theils zerrissen, theils an der durch seinen Biß verursachten schrecklichsten aller Krankheiten, der Wasserscheu, gestorben waren. Ein rüstiger, vierzigjähriger Einwohner dieser Stadt befand sich eines Tages mit zweyen seiner Söhnen, von 8 und 15 Jahren, und einigen andern Personen, bey der Arbeit auf einem Stücke Landes, welches, hinter seinem Hause gelegen, an das freye Feld gränzte. Plötzlich kam der tolle Wolf angerannt, tödtete

einen Arbeiter, zerriß den achtjährigen Sohn, und kam, ehe dieser nur an Rettung denken konnte, auf ihn selbst zugesprungen; alles war das Werk eines Augenblicks. Der Mann sah die Unmöglichkeit zu entfliehen, der Anblick seines zerrissenen Kindes weckte seine Rache, und trieb ihn zu dem verzweifelten Entschluß, sich dem Unthiere entgegenzuwerfen, und wo möglich den Kampf mit ihm zu bestehen. Kaum hatte er diesen Gedanken gefaßt, als der Wolf schon mit aufgesperrtem Rachen aufgerichtet vor ihm stand. Plötzlich stieß er demselben seine rechte Faust in den offenen Schlund, packte die Zunge, griff mit der linken dem Thiere in den Nacken, und erhielt sich, mit einer Kraft, welche nur die Verzweiflung hervorbringen kann, trotz des Widerstrebens und der wüthenden Bisse des Wolfes, die jedoch nicht mit voller Wirkung geschehen konnten, so lange in dieser fürchterlichen Stellung, bis ihm sein älterer Sohn nebst mehrern Nachbarn zu Hülfe eilte, die das auf seinen Arm gespießte Thier erschlugen. Jede Wunde seiner Hand ward auf der Stelle ausgebrannt, und so entging er den schrecklichen Folgen der erhaltenen Bisse.

Noch in seinem 80jährigen Alter, wo er in Posen lebte, sah man an seinen Händen die auffallenden, zahlreichen Narben, wodurch dieselben verunstaltet worden waren.

XXIII.

H u n g e r n d e.

73) Ein Schiffskapitain.

Ich habe, sagt ein bekannter Schriftsteller in England, mit einem Schiffskapitain gesprochen, welcher nebst fünf andern Personen den höchsten Grad des Hungers ausgehalten hatte, und von allen der einzige gewesen war, der nachher bey neuer Versorgung mit Speisen sein Bewußtseyn behalten hatte. Er versicherte mich, seine Leiden wären anfänglich so heftig gewesen, daß er mehr als einmahl in Versuchung gerathen wäre, etwas von den Leichnamen der Verstorbenen zu essen, mit welchen sich die Mannschaft des Schiffs eine Zeit lang nährte. Während der heftigen Paroxismen des Hungers habe er die Qual unerträglich gefunden, und einmahl schon darauf gedacht, sich das Leben zu nehmen, welches er doch länger zu erhalten nicht hätte hoffen können. In der Folge aber wären die Schmerzen nach und nach geringer geworden, er habe sich so wie die übrigen mit dem Wasser auf dem Schiffe das Leben gefristet, und sich alsdann mehr matt, als nach dem Essen begierig gefunden, außer wenn er etwa jemand hätte essen sehen, wodurch sein Appetit, wiewohl in geringerm Grade, wieder rege geworden sey. Zuletzt hätten seiner Einbildungskraft tausenderley verwirrte Vorstellungen vorgeschwebt, und keiner seiner Sinne sey ihm treu geblieben, so daß ihm

die wohlriechendsten Dinge zu stinken geschienen, und alle Gegenstände grünlich oder gelb auszusehen gedeucht hätten. Da er in der Folge ein Schiff angetroffen habe, welches ihn und seine Gefährten, wovon bald nachher vier gestorben wären, aufgenommen hätte, so wären ihm die ihm vorgesetzten Nahrungsmittel eher widrig als angenehm gewesen, und sein Magen hätte erst nach vier Tagen seine natürliche Stärke wieder bekommen. Dann hätte sich auch seine vorige Eßlust, oder vielmehr ein wahrer Heißhunger, bey ihm eingefunden.

74) Ein Arzt.

Ein junger Arzt von Genf erzählte, er habe einmahl während seines Aufenthalts auf der Universität Montpellier drey Nächte und vier Tage nach einander gefastet, und in dieser Zeit weiter nichts als täglich eine Kanne Wasser zu sich genommen. Sein Hunger sey an dem ersten und zweyten Tage empfindlich, aber nicht sehr schmerzhaft gewesen, an den beyden folgenden Tagen aber habe er nur bey jedem Versuche sich zu bewegen oder nachzudenken eine große Ermattung, und dabey über den ganzen Leib, und besonders an den äußern Gliedmaßen, eine gewisse Kälte empfunden. Er sey übrigens sehr kleinmüthig gewesen, und hatte einen Reiz zum Weinen verspürt, so oft ihm die Veranlassung seines Fastens in die Gedanken gekommen sey. In dieser ganzen Zeit habe er keinen Stuhlgang gehabt, wohl aber Urin gelassen, und zuletzt sey seine Haut gelblich geworden. Seine erste Speise sey Kalbfleischbrühe gewesen, und diese habe bey ihm gewissermaßen

eine berauschende Wirkung geäußert, ihn erhitzt und so aufgeheitert, daß er sich selbst seiner vorigen Kleinmüthigkeit geschämt habe.

75) Ein Mädchen bringt 11 Tage ohne Nahrung zu.

Sir William Hamilton gedenkt in seiner Beschreibung des Erdbebens in Italien im J. 1785 eines sechszehnjährigen Mädchens, welche unter den Trümmern eines Hauses zu Oppido verschüttet ward, und in diesem Zustande eilf Tage ohne alle Nahrung zubrachte. Sie hatte ein Kind von fünf oder sechs Monaten bey sich gehabt, welches am vierten Tage gestorben war. Das Licht, welches durch eine schmale Kluft in die unterirdische Höhle hinabfiel, hatte sie die Zeit ihres Aufenthalts unter der Erde bemerken lassen, und sie konnte eine vollständige, zusammenhängende Erzählung von allem, was ihr begegnet war, geben. Damahls, als Hamilton sie sah, schien sie eben nicht krank zu seyn. Das Trinken war ihr leicht; aber feste Speisen konnte sie nur mit vieler Mühe hinunterschlucken. Ist es nicht wahrscheinlich, daß der Körper in solchen Fällen Flüßigkeit aus der Atmosphäre anziehe, indem die Saugkraft der Lymphengefäße ungewöhnlich vermehrt wird? Eben dieses mußte wohl auch bey einem Neger geschehen seyn, der im März 1779 zu Charlestown in Amerika an den Füßen aufgehangen wurde, nachher weder Speise noch Trank mehr bekam, und dennoch bis an seinen Tod täglich des Morgens eine Menge Urin wegließ. In Südkarolina fällt im Frühjahr zur Nachtzeit ein häufiger Thau, welcher wahrscheinlich bey diesem Neger von den Poren der Haut eingesogen

wurde, und den Abgang, welchen der Körper bey Tage durch die Ausdünstung erlitten hatte, wieder ersetzte.

76) Eine Pächtersfrau hungert 17 Tage.

Zu den Beyspielen von Personen, die den Hunger unter gewissen Umständen unbegreiflich lange ausgehalten haben, kann man folgendes zählen, welches im Jahre 1803 in den Schottischen Blättern angeführt wurde. Nicht weit von Muirkirk in Ayrshire vermißte man plötzlich eine Pächters Frau. Nach vielem mühsamen Suchen hörte man ein fernes Stöhnen in den Hügeln, folgte der Stimme, und fand, daß die arme Frau in eine alte Steinkohlengrube gefallen war, wo sie siebzehn Tage und Nächte blieb, ohne durch ihr Geschrey jemand herbeyziehen zu können. Als sie die Personen hörte, von denen sie gerettet wurde, gab die Hoffnung, sich vielleicht vernehmbar zu machen und aus ihrer entsetzlichen Lage ans Lebenslicht gebracht zu werden, ihren fast ganz verschwundenen Kräften die letzte Spannung, und dießmahl glückte es ihr. Sie wußte nicht anzugeben, wie sie in die Grube gefallen sey, wie der Sturz sie nicht zerschmettert hatte, und vornehmlich, wie sie so lange ohne alle Nahrung leben können.

77) Ein Kohlengräger hungert in einer verdorbenen Luft sieben Tage.

Am vierten December 1784 Montags um acht Uhr früh, fuhr Thomas T....., ein Kohlengräber, sieben und zwanzig Jahr alt, auf

der Grube zu Hurst bey Manchester an, welche neunzig Ellen tief ist. Verschiedene andere Hauer waren schon im Begriff, ihm nachzufolgen. Kaum aber war er hinab, so stürzten die Wände der Grube ein, und er wurde dadurch von der äußern Luft ganz abgeschnitten. Die Menge des Schutts, unter dem er begraben lag, war so groß, daß man sechs Tage mit dem Wegräumen desselben zubrachte. Am Donnerstag war die Fahrt zwar wieder ausgerichtet, aber die aufsteigenden bösen Dünste hinderten die Leute, anzufahren. Am Freytag stiegen einige Leute in die Grube hinunter, da sie aber den T..... nicht fanden, so vermutheten sie, daß er einen Versuch gemacht habe, in eine benachbarte Grube durchzubrechen. Sie gingen der Spur seiner Arbeit nach, und endlich entdeckten sie ihn am Sonnabend Nachmittags um vier Uhr. Er hörte sie, und schrie sie um schleunige Hülfe an. Sie trafen ihn auf dem Bauche liegend an: er hob den Kopf in die Höhe, erblickte die Leute und rief einen von ihnen mit Nahmen. Seine Augen waren so geschwollen und hervorgetreten, daß seine Cameraden darüber erschrecken, und ihn beredeten, sich ein Tuch umbinden zu lassen, damit ihm das Licht nicht schaden möchte. Man hielt ihm Riechsalz vor die Nase; bald darauf wurde ihm das Tuch vor den Augen lästig, und er bat, man möchte es wegnehmen. Dieses geschah; nunmehr aber waren die Augen tief eingesunken, und er konnte ein Licht, das ihm nahe vorgehalten wurde, nicht erkennen, auch nachher nicht wieder den geringsten Schimmer bemerken. Er bat um etwas zu trinken; und man brachte ihm Gerstentrank, wovon ihm alle Viertelstunden ein Eßlöffel voll gereicht wurde.

Gleich Anfangs waren seine Hände und Füße ganz kalt und man konnte keinen Puls fühlen. Nachdem er aber den Trank zu sich genommen und an das Salz gerochen hatte, wurde der Puls merklicher, und fing, indem man ihn rieb und mit Tüchern bedeckte, immer stärker an zu schlagen. Nunmehr beklagte er sich über Schmerzen im Kopfe und in den Gliedern, und sagte, der Rücken wäre ihm wie zerschlagen. Zwey Männer legten sich neben ihn, um ihn zu wärmen; er legte seine Hände auf sie, und äußerte, daß ihm das wohl thäte. So schlief er ein, und man ließ ihn schlafen, ohne ihm Nahrung anzubieten. Sein Schlaf dauerte einige Stunden, und in dieser Zeit hatte man einen Weg fertig gemacht, um ihn aus der Grube zu schaffen. Indem man ihn herausbringen wollte, kam es ihm an, als wenn er seine Nothdurft verrichten müßte, er hatte aber nicht Kräfte genug dazu. Sonntags früh um Ein Uhr schaffte man ihn in sein Haus, legte ihn ins Bett, bedeckte ihn wohl, und gab ihm von Zeit zu Zeit etwas Hühnerbrühe. Seine Schwäche aber machte ihn gegen alle Nahrungsmittel gleichgültig. Er fuhr fort zu schlafen, und obgleich sein Puls anfänglich stärker zu werden schien, so wurde er doch um fünf Uhr kleiner und schneller. Er bemerkte, daß sein Ende herannahete, und starb wenig Minuten nachher ganz ruhig. Er behielt seinen Verstand bis auf den letzten Augenblick, wußte aber nicht genau, wie lange er in der Grube gewesen war; denn als man ihn darüber fragte, antwortete er, es habe seiner Meinung nach zwey Tage gedauert, doch wären ihm diese Tage sehr lang vorgekommen.

78) Hollwell erhält sich und einen andern in Hungersnoth durch seinen Schweiß.

Thierische Fettigkeiten besitzen eine ganz besondre Kraft, den heftigen Durst zu lindern. Dieses beweist selbst die bekannte Geschichte der Engländer, welche zu Calcutta in die schwarze Höhle eingesperrt waren. Hundert und sechs und vierzig Personen, die schon vorher durch viele Strapatzen sehr entkräftet waren, wurden in eine sehr enge Kammer gebracht, welche nur zwey mit eisernen Stäben verwahrte Fenster, und also, zumahl in einem so heißen Klima, wie das von Bengaalen ist, fast gar keinen Zugang von frischer Luft hatte. Nach wenigen Minuten geriethen diese Unglücklichen in einen unbeschreiblich heftigen Schweiß, welchem ein brennender Durst folgte. Alle schrieen nach Wasser, wovon ihnen ein alter Soldat, der die Wache hatte, aus Mitleid etwas reichte. Dieser geringe Vorrath von Getränk war aber wie ein Tropfen auf die Glut gesprengt, und schien ihren Durst nur noch zu vermehren und peinlicher zu machen. Ihr Hauptmann, Herr Hollwell, bemerkte das, und entschloß sich, nicht mehr zu trinken. Er begnügte sich damit, den Schweiß aus seinen Hemdärmeln zu saugen, und die Tropfen, die ihm vom Gesicht herabrannen, aufzufangen. Einer von den Gefährten seines Elends sahe das, und raubte ihm von Zeit zu Zeit einen großen Theil seines Vorraths von Schweiß, gestand auch nachher, daß er die Erhaltung seines Lebens nur dem Schweiße des Herrn Hollwell zu verdanken habe. Dieser Officier hatte vorher einen Versuch gemacht, seinen Urin zu trinken, aber denselben so bitter be-

funden, daß er sich nicht hatte überwinden können, einen zweyten Trunk davon zu thun, da ihm hingegen sein Schweiß sehr erquickend vorkam. Aller Wahrscheinlichkeit nach war dieser Schweiß größtentheils Fett, welches, von der ungeheuren Hitze geschmolzen, aus dem Zellgewebe durch die Schweißlöcher hervordrang.

79) Eine Frau lebt 50 Tage ohne Speise.

Fantoni erzählt die Geschichte eines Frauenzimmers, welche funfzig Tage lang bis an ihren Tod keine Nahrung zu sich nahm, und in dieser langen Zeit nur zweymahl ein paar Bissen aß, dagegen aber während dieser 50 Tage immer Wasser trank, obgleich jedesmahl nur wenig, bis sie endlich ganz entkräftet und abgezehrt starb.

XXIV.

Hypochondrische.

80) Furcht vor vergiftetem Brote.

Bonet führt an, ein Kranker habe, aus ängstlicher Sorge für sein Leben, sich eingebildet, es hätten sich alle Becker in der Welt beredet, ihm sein Brot zu vergiften; daher er auch nie anderes Brot aß, als wovon man ihm betheuerte, daß es einem Becker gestohlen, und also nicht für ihn gebacken worden wäre. Dieser Mensch war von dieser Furcht so eingenommen,

daß er in mehrern Ländern flüchtig und unsinnig herumstrich, weil er sich nirgends lange vor den Beckern sicher hielt.

XXV.

Kakerlaken.

81) Herr Prof. Schmidt zu Wien bemerkte in der Gegend von Sieghartskirchen einen dreyjährigen Kakerlaken. Als er ihn nach Wien kommen ließ, um ihn mehrern Aerzten und Naturforschern zur Untersuchung vorzustellen, ward er einstimmig für einen solchen erkannt. Der Herr Prof. Schmidt gab in der Wiener Zeitung vom 29. April 1801 folgende Beschreibung von ihm: „Die Kopfhaare, Augenbraunen und Wimpern dieses Kakerlaken sind der Farbe nach schneeweiß, ähneln den Silberhaaren eines Greisses, stehen durchaus dünne, lassen die Haut durchschimmern und sind borstig, wie eine Art weisser Ziegenhaare zu betasten. Wenn der Knabe einige Stunden in freyer Luft und bey gemäßigter Temperatur den Kopf unbedeckt läßt, schimmert seine an allen bedeckten Stellen sonst alabasterweiße Haut unter den weißen Haaren zinnoberroth hindurch. Seine Wangen sind immer hochroth gefärbt, aber das frapanteste Phänomen gewähren seine Augen. Von der weissen Augenhaut an, durch die Regenbogenhaut bis zum Augenstern hin, ist eine in Graden zunehmende schöne Röthe verbreitet. Denn wenn man den Knaben mit

dem Gesichte gegen das helle Tageslicht stellt, so schillert die weisse Augenhaut blaßroth, die Regenbogenhaut rosenfarbig und der Augenstern hartroth; vornähmlich ist die Röthe im Augenstern einem von dünnem Nebel bedeckten starken Nordlichte ähnlich. Der Grund dieser Erscheinung liegt zunächst, wie man weiß, in dem gänzlichen Mangel des schwarzen Schleims auf der Aderhaut des Auges, und in dieser Beziehung findet allerdings zwischen den menschlichen und thierischen Kakerlaken, den weißen Mäusen, weißen Kaninchen, weißen Hunden, eine völlige Aehnlichkeit Statt. Es unterscheidet sich dieser Knabe von andern Kakerlaken übrigens darin, daß er nicht sowohl Licht s c h e u als vielmehr Licht b e g i e r i g ist; denn er sieht, so wenig er auch übrigens ein Objekt anhaltend fixirt, starr in die Flamme einer Kerze, wird immer mit Sonnenaufgange wach, spielt am liebsten im Sonnenlichte und wird launisch in der Abenddämmerung. Er erkennt in einiger Entfernung alle Objekte, ist aber mehr kurz- als weitsichtig, und die Grade des Lichts haben auf sein Sehvermögen nach den bisherigen Beobachtungen keinen auffallenden Einfluß. Er ist für sein Alter sehr klein; die Complexion derb und stark; er spricht sehr deutlich, ist lebhaft, unaufhörlich kindisch-thätig und auffallend naiv. An seiner Mutter hängt er mit großer Innigkeit. Seine Eltern sind gesunde Leute, wohl geformt, von braunen Haaren und Augen. Zwey seiner Geschwister haben nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit ihm. Sein Vater erzeugte aber in einer vorhergehenden Ehe eine Kretine mit einer Organisation, in welcher der menschliche Geist auf der allerniedrigsten Stufe erschien. Der Geburtsort

jenes Kakerlaken liegt nicht wie gewöhnlich in einem von Gebirgen eingeengten Thale, sondern auf flachem Lande.“ Herr Schm. bemerkt noch, daß, wenn die frühern Naturforscher und vielleicht Nichtärzte, die Kakerlaken auf der Landenge von Panama und an den Mündungen des Ganges, ungeachtet diese alle Merkmale einer Krankheit an sich hatten, zwar zu voreilig für eine besondere Menschenart ausgaben, — die heutigen Naturforscher und Aerzte, welche diese Beschaffenheit der Europäischen und Amerikanischen Kakerlaken unbedingt für Krankheit ausgeben, zuvörderst nachzuweisen haben, wie ein bloßes, nur von dem allergewöhnlichsten Typus abweichendes, in die Sphäre einzelner Organisationen fallendes Formenspiel, in welchem sich die unendlich productive Natur bey den Individuen wie bey allen Monstrositäten, — so oft zu gefallen scheint, bey dem vollkommensten Wohlbefinden und bey unversehrter Integrität der Lebensthätigkeit, Krankheit heiße, und Krankheit sey? —

XXVI.

Klopffechtende.

82) Das wilde Huhn.

Die Stadt Bristol hat eine Reihe von Jahren hindurch mehr Klopffechter hervorgebracht als das ganze übrige England. Belcher, der größte Boxer seiner Zeit, war von dort gebürtig, hatte

sich aber entschlossen, theils weil er in einem Ballhause ein Auge verloren hatte, theils weil man es ihm anrieth, sich auf keine Balgereyen mehr einzulassen. Damit er es nicht mehr nöthig haben möge, traten einige Liebhaber der Boxkunst zusammen, und kauften ihm einen Bierschank, wo er seines Ruhms in Frieden genoß. Nun hielt sich einer Nahmens Bourke sofort für den sogenannten besten Mann in England und machte Anspruch auf den Nahmen des Vorfechters von England, den er auch einige Zeit ungestört führte. Ganz unerwartet aber traf ein junger Mensch, ebenfalls aus Bristol, in London ein, welchen man das wilde Huhn nannte, das allen Streithähnen in England Trotz biete. Bourke hatte Bürgschaft gestellt, daß er sich auf einige Zeit nicht boxen wolle, und hielt sich ruhig, bis sie verflossen war. Ein sogenannter Feldtag erschien, wo sich unweit Shooter's hill die Stierhetzer versammelten, und einen abgerichteten Stier zu ihrem Vergnügen an einen Pfahl gebunden hatten. Das Thier spielte seine Rolle zur Verwunderung der Zuschauer, welche über die blutigen Auftritte zwischen dem Stier und einem Hunde entzückt waren. Da das sogenannte wilde Huhn in London fremd war, so war nichts natürlicher, als daß man es sogleich in diesen und andere ähnliche Lustörter einführte, auch war es bey gedachter Stierhetze zugegen. Auf dem Rückwege warfen Bourke und das wilde Huhn manchen bedeutenden Blick aufeinander. Das Huhn maß nicht über fünf Fuß 8¼ Zoll, und wog eilf Stein und eilf Pfund: Bourke war sechs Fuß lang und wog über 13 Stein. Nach der Rückkehr kamen sie in einem Londner Bierhause

zusammen. Die gegenseitigen Freunde hatten schon allerley Nachrichten verbreitet, was einer von dem andern dächte: Die Folge war ein Zank. Man wurde einig, miteinander zu boxen, aber es war Mitternacht, ehe diejenigen Lords und Gentlemen, welche Zuschauer seyn wollten, alle zusammenkamen. Man wählte ein entlegenes Zimmer, welches auf das glänzendste erleuchtet wurde. Die ersten vierzehn Gänge gab es lauter gerade, derbe Püffe, ohne List und Kunst. Bourke bemühete sich sehr, auszupariren, aber er empfing fast jeden Schlag. In den folgenden Gängen gewann das wilde Huhn mit jeder Minute. Bourke war zu langsam und schwerfällig; zweymahl wurde er zu Boden gestreckt, und jeder hielt ihn für todt. Die Herren vom Handwerk, welches fast alle Anwesende waren, betheuerten, daß sie dergleichen kräftige Faustschläge in ihrem Leben nicht gesehen hätten. Nach 20 Minuten mußte sich Bourke für überwunden erklären. Er gestand, alle Schläge, die er jemahls empfangen hätte, wären Mückenstiche gegen die heutigen. Er war so zugerichtet, daß er dieses kränkende Geständniß kaum herausbringen konnte. Man hatte ungeheuer gewettet. Das wilde Huhn hieß nun der Vorfechter von England.

XXVII.

L a ch e n d e.

83) Das Lachen heilt eine Wunde der Lunge.

Ein junger Mensch hatte einen tödtlichen Stich in die Lunge bekommen, und war schon vom Arzte und Wundarzte aufgegeben. Einige von seinen Bekannten, die bey ihm wachten, belustigten sich durch eine Mahlerey mit Lichtschnuppen, die sie auf dem Gesicht des Jüngsten unter ihnen, der zu dem Fuße der Bettstelle eingeschlafen war, anbrachten. Der Halbtodte schlug die Augen auf, wurde die sonderbare Schilderey gewahr, mußte über den närrischen Anblick lachen, trieb dadurch drey Pfund sich festgesetztes Blut aus seiner Wunde, erhielt von Stund an Erleichterung und wurde endlich gänzlich hergestellt.

84) Das Lachen macht offenen Leib.

In den Miscellaneen der kaiserlichen Akademie der Naturforscher findet sich die Geschichte von einer Frau, die niemahls offenen Leib hatte, als nach einem heftigen Lachen.

85) Das Lachen verursacht eine wohlthätige Krankheitskrisis

Ein Affe, der sich vor dem Bette eines in den letzten Zügen liegenden Pabstes die päbstliche

che Krone aufsetzte, versetzte den Kranken in ein so starkes Lachen, daß eine heilsame Krisis der Krankheit entstand, welche die völlige Genesung bewirkte.

XXVIII.

Lichtunempfängliche und doch nicht Blinde.

86) Ein junger Mensch in England, in der Grafschaft Suffolk, von ungefähr 20 Jahren, hatte den ganzen Tag über ein gutes Gesicht und konnte alle Gegenstände in jeder Entfernung, so gut als irgend jemand, ohne die geringste Anstrengung deutlich erkennen und unterscheiden. Sobald aber die Abenddämmerung herankam, wurde er blind und konnte auch beym Feuer und Lichte nicht das Geringste sehen, so daß er kaum mit vieler Mühe aus dem Hause und selbst zu Hause beym Scheine des Lichts zu finden wußte. Man bemerkte weder bey Tage noch des Nachts einen Fehler in seinen Augen; er hatte weder Schwindel noch irgend eine Geisteskrankheit, die ihn am Sehen gehindert hätte. Seine Augen waren vollkommen gesund und nie mit Flüssen behaftet. Man machte einen Versuch mit Brillen, um bey ihm eine Veränderung des Sehens zu bewirken, allein sie leisteten ihm weder beym Feuer noch beym Lichte einige Dienste. Dieser Zufall war ohne alle Krankheit entstanden, und überfiel ihn nach und nach wie ein Nebel, sobald das Tageslicht abnahm. Er fühlte keinen Schmerz, weder beym

Lichte noch beym Feuer; befand sich im Winter nicht schlimmer als im Sommer, und sobald das Tageslicht anbrach, fing er auch wieder an zu sehen.

---

87) Ein anderes Beyspiel von nächtlicher Blindheit erzählt der Dr. Heberden. Ein Mann von ungefähr 30 Jahren hatte im Frühlinge ein dreytägiges Fieber, gegen welches man nicht die gehörigen Mittel anwandte, so daß es zwar geschwächt, aber doch nicht gänzlich gehoben wurde. Er ging ins kalte Bad, und nachdem er zweymahl gebadet hatte, spürte er nichts mehr vom Fieber. Drey Tage nach dem letzten Anfalle, als er am Bord eines Schiffes beschäftigt war, bemerkte er bey Sonnenuntergange, daß alle Dinge anfingen, blau auszusehen. Diese blaue Farbe verdickte sich nach und nach in eine Wolke, so, daß er die Flamme eines Lichts nicht mehr erkennen konnte. Den nächsten Morgen bey Sonnenaufgang war sein Gesicht wieder hergestellt, so daß er alles, wie vorher, wieder sehen und erkennen konnte. Allein als die Nacht eintrat, verlor er sein Gesicht wieder auf die nämliche Art, und dieses dauerte so zwölf Tage und Nächte hintereinander fort. Hierauf ging er ans Land, wo seine Krankheit nach und nach gehoben und in drey Wochen völlig vertrieben wurde. Nach einem Monate ging er wieder an Bord eines andern Schiffes, und nach einem dreytägigen Aufenthalte daselbst stellte sich seine nächtliche Blindheit wieder ein, und dauerte so lange fort, als er auf dem Schiffe blieb, welches neun Nächte betrug. Kurz darauf trat er nochmahls auf ein anderes

Schiff, und blieb zehn Tage auf demselben. Während dieser Zeit überfiel ihn seine nächtliche Blindheit bloß zweymahl und war nachher gänzlich verschwunden; allein er starb nicht lange darauf.

XXIX.

Männliche Weiber.

88) Susanne Urban aus Schlesien.

Susanne Urban, eine Unterthanin aus Rathe, einem Herzoglich-Delsnischen Kammergute, hart an der Stadt gebürtig, wurde bey ihren Eltern bis in ihr 16tes Jahr erzogen, welche als Lutheraner sie auch nach den Grundsätzen ihrer Kirche unterrichten ließen. In diesem Alter wurde sie von ihrem Vater — der Branntweinbrenner in der Delsnischen Stadtapotheke war, wahrscheinlich nach Verdienst, sehr hart gezüchtigt. Diese arge Behandlung aber stand unserm weiblichen Ritter nicht an, sie entlief daher nach Breslau und begab sich (doch mit nachgeholter Bewilligung der Eltern) bey dem Kräuter Matsch in Neudorf in Dienst. Doch auch hier gefiel es ihr in der Folge nicht, um so mehr, da die strafende Hand ihres Vaters sie bis hierher verfolgte und so wenig als zu Hause verschonte. Da diese nun ihren Rücken zu schwer zu ertragen deuchte, so entlief sie von neuem, fing aber ihre Abentheuer, auf eine für ihren Stand und ihre Gegend ganz neue und sonderbare Art, zu be-

stehn an. Sie ließ nähmlich ihre weiblichen Kleidungsstücke bey ihrem Herrn zurück, und nahm statt deren einem daselbst im Quartier liegenden Reiter einen Leinwandrock, ein Paar alte Beinkleider, und eine alte Mütze.

Auf diese Art ausstaffirt und zum Mann umgeschaffen, irrte sie, ihrer eigenen Aussage nach, beynahe sechs Wochen lang herum, ohne eine bleibende Stätte zu finden, bis sie endlich kurz vor dem Kloster Henrichau in einem Büschchen — wo sie sich vor Müdigkeit niedergesetzt hatte — von einem Klosterbruder wahrgenommen, und mit ihm hineinzugehen überredet wurde. Hier ward sie außerordentlich liebreich aufgenommen, aber auch in der Folge durch oft wiederholtes und dringendes Zureden der dasigen Geistlichen zu dem Entschluß bewegt, zur römischen Kirche zu treten, und wurde sodann bey verschiedenen geistlichen Verrichtungen mit gebraucht.

Unwiderstehlicher Trieb zum Herumschweifen, oder, wie sie es nannte, ihren Verwandten näher zu kommen, ließ sie hier gleichfalls nur anderthalb Jahr verweilen, und brachte sie nach Thore, einem zwey Meilen auf der Straße nach Strehlen von Breslau entfernten Dorfe. Hier trat sie als Wagenknecht bey einem Bauer, Namens Vogel, in Dienst, und hielt wieder ihre bisherige Gewohnheit drey Jahre bey ihm aus. Doch unverhofft eröffnete der Bayrische Erbfolgekrieg ihrer Lieblingsneigung ein neues Feld, zu noch reichhaltigern Erfahrungen und ritterlichen Thaten. Sie ward ausgehoben und als Stückknecht zur Prinz Heinrichschen Armee nach Sachsen geschickt. In diesem Feldzuge zeichnete sie sich stets vor ihre männlichen Cameraden durch

Muth und Entschlossenheit aus, und immer war sie, zumahl bey vorgenommenen Fouragierungen, am leichtesten und geschwindesten zu Pferde. Ihr größtes Vergnügen war, die wildesten Pferde zu reiten, und dies vermochte sie ohne Zweifel noch mehr, da sie männlicher Thaten einmahl gewohnt war, auch nach geendigtem Kriege ihrer Verkleidung immerfort treu zu bleiben. Sie erhielt ihren Abschied, und kam ihren damahls noch lebenden Eltern um so näher, da sie wieder als Wagenknecht zu dem Bauer Heinze, in dem Kammergute Schmarse, eine halbe Meile von Oels, in Dienst trat. Sie hatte hier oft Gelegenheit, in die Stadt zu kommen, und ihre Eltern, doch nur von weitem, zu sehn. Einmahl ritt sie sogar dicht vor ihrer Mutter vorbey, ohne daß diese sie in ihrer Verkleidung erkennen konnte. Des Herumschwärmens durch den Krieg nur noch mehr gewohnt, blieb sie hier nur ein halbes Jahr, und wandte sich wieder ins Breslauische, wo sie in Ohltaschin bey einem Bauer Pukke zwey Jahr als Kleinknecht arbeitete. Hierauf nahm sie der dasige katholische Geistliche als Kutscher zu sich, bey dem sie auch bis zu dessen Beförderung nach Frankenstein blieb. Da sie ihm dahin nicht folgen wollte, erhielt sie den verlangten Abschied, und eine Folge desselben war ihre Entdeckung.

Ihrer eignen Aussage nach, der männlichen Dienste überdrüssig, begab sie sich wieder zu ihren Freunden nach Breslau, tauschte daselbst eben so schnell, als Anfangs, ihre männlichen Kleider wieder mit weiblichen um, und so verändert kam sie, nach einer 10jährigen Abwesenheit, bey ihren Verwandten an.

Man darf sich nicht wundern, daß bey ihrer Verkleidung und allen ihren Herumwanderungen doch nie ihr wahres Geschlecht entdeckt wurde. Denn was Schönheit und Vorzüge des Körperbaues anbetrift, so hatte die Natur etwas stiefmütterlich für sie gesorgt. Dieß war auch wohl die Ursache, daß die Liebe für sie keinen sonderlichen Reiz hatte. Sie schlief sogar bey ihrem Dienste in Ohltaschin ein Jahr lang mit dem Großknechte in einem Bette, ohne ihr wahres Geschlecht zu verrathen, und suchte sich nicht selten, um dasselbe besser verbergen zu können, bey ländlichen Festen, selbst bey Personen ihres Geschlechts beliebt zu machen. Sie wurde einige Tage nach ihrer Zurückkunft bey der Herzoglichen Kammer über ihre Begebenheiten vernommen, und auf ihr dringendes Bitten um Dienste, und Gelobung einer sittsamen Aufführung, zu einem Bauer in Leuchten als Magd gegeben.

89) Catharina von Medicis.

Catharina von Medicis, die einzige Tochter des Herzogs Lorenz von Medicis, war 1519 zu Florenz geboren, vermählte sich mit Heinrich II., Könige von Frankreich, welcher 1559 starb, führte dann während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, Carls IX., der seinem Halbbruder Franz II. in der Regierung gefolgt war, die Reichsverwaltung von 1560 bis 1563, erhielt sie auch nach dessen Absterben 1574 wegen Abwesenheit des Königs Heinrichs III. einstweilen wieder, und hatte bis an ihren Tod (1589) auf allen Staatsangelegenheiten einen wichtigen Einfluß. Sie war nicht nur wegen ihres verab-

scheuungswürdigen Charakters, sondern auch wegen ihres beträchtlichen Antheils an dem damaligen Kriege der Hugonotten oder Protestanten mit den Katholiken merkwürdig. Sie besaß zwar Staatsklugheit, große Talente und persönlichen Muth, war aber wollüstig, rachgierig, grausam, ränkevoll, abergläubisch, und doch ohne Religion, und wählte zur Befriedigung ihrer grenzenlosen Herrschsucht die schändlichsten Mittel. Um weder Hugonotten noch Katholiken gegen sich zu erbittern, begünstigte sie anfänglich bald die erstern bald die letztern, söhnte beyde Partheyen dem Scheine nach aus, entzweyte sie aber in der That aufs heftigste, und suchte auf beyder Trümmer ihre Herrschaft zu befestigen. Endlich erklärte sie sich ganz wider die Hugonotten, nahm thätigen Antheil an der Pariser Bluthochzeit, und übte gegen die unglücklichen Schlachtopfer des Fanatismus die empörendsten Grausamkeiten aus. Ihren Gemahl und noch mehr ihren Sohn beherrschte sie unumschränkt, und erzog den letztern absichtlich zur Grausamkeit und Wollust. Sie unterhandelte mit der Krone Spanien und dem Herzoge von Alba schon lange vor der Bluthochzeit über die Vertilgung der Hugonotten, räumte die Häupter derselben durch Meuchelmörder aus dem Wege, vergiftete, wie man nicht ohne Grund vermuthet, ihren Stiefsohn, Franz II., bemühte sich, die Bourbons, welche protestantisch gesinnt und meistentheils vortreffliche Leute waren, auf alle Weise zu stürzen; und würde noch entsetzlicher gewüthet haben, wenn die mächtige Faction der Herzoge von Guise, die zwar die katholische Partey ergriffen hatten, aber doch die königliche Macht zu untergraben und sich zu Herrschern auf=

zuwerfen trachteten, ihr nicht beständig entgegengearbeitet, und besonders unter Heinrich III., vor dessen Ermordung sie noch starb, ihren Wirkungskreis eingeschränkt hätte. Während der Herrschaft der Catharina von Medicis war das unglückliche Frankreich in das tiefste moralische und politische Elend versunken: die Finanzen waren erschöpft, der Kern der Nation im Kriege gefallen, und am Hofe Ausschweifung und Verschwendung ohne Beyspiel eingerissen. Nur Heinrich IV., der bald nach ihrem Tode die Regierung erhielt, konnte das Reich von seinem nahen Falle retten.

90) Corday.

Charlotte Corday, dieses in der jetzigen Französischen Zeitgeschichte so berühmt gewordene Mädchen, war in der ehemahligen Normandie geboren, die zu der Zeit, da Corday ihr Vaterland von dem Ungeheuer Marat zu befreyen beschloß, den Mißvergnügten zum Sammelplatz diente, von wo aus man nach Paris marschiren, die Deputirten der Gironde-Partey und ihre Anhänger, welche den Convent auf eine schimpfliche Art zu verlassen gezwungen worden waren, der Gefangenschaft entreißen und so auf einmal dem Tyrannenregiment ein Ende machen wollte. Corday, welche Augenzeuge dieser Unternehmungen war, und bey einer etwas schwärmerischen Einbildungskraft von dem lebhaftesten Patriotismus beseelt wurde, wollte nicht müßige Zuschauerin bleiben, sondern brannte vor Begierde, sich durch irgend eine wichtige Unternehmung bleibende Verdienste um das Vaterland zu erwerben. Da

nun unter allen Tyrannen, welche Frankreich in jener Epoche verheerten, Marat bey weitem der abscheulichste, und wegen des grossen Einflußes, den er sich auf den niedrigsten Pöbel erworben hatte, doch auch einer der mächtigsten war, so fiel sehr natürlich ihr erster Gedanke auf diesen schändlichen Demagogen. Der Entschluß, ihn umzubringen, war nicht das Werk einer jähen Aufwallung, sondern die Frucht der reifsten Ueberlegung. Daher die kaltblütige Geistesgegenwart der Corday bey der Ausführung der That, die sie bekanntlich am 13. July 1793 gegen Abend vollbrachte, da Marat im Bade saß; daher ihre Unbefangenheit vor dem schrecklichen Revolutionsgerichte; daher endlich die heroische Standhaftigkeit bey ihrer Hinrichtung! Immer wird dieses fünfundzwanzigjährige Mädchen unter den Heldinnen älterer und neuerer Zeit einen ehrenvollen Platz behaupten.

91) Bassi.

Laura Maria Catharina Bassi, geb. zu Bologna 1711, gest. 1778, war ein gelehrtes Frauenzimmer, welches, nachdem es die philosophische Doctorwürde erhalten hatte, von dem Rath zu Bologna eine philosophische Professur mit einem ansehnlichen Gehalt bekam, und von vielen Akademien zum Mitgliede aufgenommen wurde. Sie lehrte öffentlich die Experimentalphysik und war in allen Theilen der Philosophie, wie nicht weniger in den schönen Wissenschaften, in der Dichtkunst, in der griechischen Sprache und in der Mathematik bewandert. Außerdem hatte sie noch das Verdienst, daß sie

eine gute Hausmutter und eine angenehme Gesellschafterinn war. Ihr Ehemann war Joh. Joseph Veratti, Professor der Medicin.

92) Christine.

Christine, Königinn von Schweden, Tochter des ruhmwürdigen Gustav Adolph, war am 8. Decbr. 1626 geboren, und bey ihres Vaters Heldentode auf dem Schlachtfelde bey Lützen erst sechs Jahr alt. Im Jahre 1644 übernahm sie die Regierung selbst, die bisher von den obersten Reichsbeamten, vorzüglich von dem staatsklugen Canzler Axel von Oxenstierna, als Vormündern geführt worden war, und schloß nach vielen von ihren Truppen unter Torstensons, Banners und Wrangels Fahnen erfochtenen Siegen den westphälischen Frieden, durch welchen sie viele Provinzen des nördlichen Deutschlands erhielt, und ihr Reich auf den höchsten Gipfel des Ruhms brachte. Für das Wohl ihrer Unterthanen sorgte sie zwar mit rühmlichem Eifer, zog aber doch den Regierungsgeschäften die Wissenschaften vor, und beförderte dieselben mit ungeheuerm Aufwande. Sie selbst war eine der gelehrtesten Frauen, die je auf einem Throne saßen, veranlaßte 1640, noch während ihrer Minderjährigkeit, die Stiftung der Universität zu Abo, zog die größten Gelehrten, unter andern den Hugo Grotius, Descartes, Saumaise und Conring an ihren Hof, und wählte sie zu ihren täglichen Gesellschaftern. Endlich gewann die Liebe zu den Wissenschaften und zu einer ungezwungenen Lebensart bey ihr so sehr die Oberhand, daß sie 1654 in einem Alter von kaum 28

Jahren die Regierung ihrem Vetter, Carl Gustav, Pfalzgrafen von Zweybrücken, feyerlich übergab, und ihm das Reich überließ. Sie, die schon längst der Römischkatholischen Lehre geneigt war, nahm dieselbe 1654 zu Brüssel insgeheim und 1655 zu Inspruck öffentlich an, wandte sich nach Rom, that verschiedene Reisen, gerieth jedoch endlich in Dürftigkeit und Verachtung, und widmete sich bis an ihren Tod, welcher erst 1689 den 19. April in Rom erfolgte, gelehrten Beschäftigungen. Sie war edel, gelehrt, talentvoll und einzig in ihrer Art, fiel aber bey ihren litterarischen Arbeiten zuweilen auf thörichte Abwege, z. B. in Rom auf Betreibung der Alchymie, verschwendete, als sie noch regierte, die besten Schätze des Reichs zur Aufkaufung wissenschaftlicher Denkmähler, ließ sich nicht selten von Günstlingen leiten, und verfiel durch ihr freyes und sorgloses Betragen oft ins Unanständige.

93) Elisabeth.

Elisabeth, Königinn von England, war die Tochter Heinrichs VIII. mit der unglücklichen Anna Boleyn, die auf dem Blutgerüste starb. Ihre frühern Jahre brachte sie unter der Regierung ihrer grausamen Schwester Maria in dem Tower und in beständiger Gefahr des Todes zu, von welchem sie nur durch Philipp II., König von Spanien, der sich einst mit ihr zu vermählen gedachte, errettet wurde. Unter den größten Erwartungen ihres Volks, die sie auch bald rechtfertigte, bestieg sie 1558 in ihrem 25sten Jahre den Englischen Thron. Die erste Handlung, womit sie ihre Regierung begann, war die Befe=

stigung der Reformation in England, welche sie ohne alles Blutvergießen vollzog. Aber eben dadurch zog sie sich den Haß ihrer katholischen Unterthanen und des Pabstes zu, der sich während ihrer ganzen Regierung durch mancherley Verschwörungen gegen ihren Thron und ihr Leben äußerte. Nachher unterstützte sie die Hugonotten in Frankreich, und die Protestanten in Schottland gegen ihre eben so reizende als unglückliche Königinn Maria. Eifersüchtig auf die bezaubernde Schönheit Mariens und ihre Ansprüche auf die Thronfolge in England, ließ sie dieselbe in einer neunzehnjährigen Gefangenschaft schmachten, und endlich, unter dem Vorwande ihrer Theilnahme an mehrern damals ausbrechenden Verschwörungen, zum ewigen Schandfleck ihrer Regierung, 1587 enthaupten. Rühmlicher war das Betragen der Elisabeth in Ansehung der Niederländer, welche sie gegen den despotischen Pilipp II. unterstützte, der sich nun aus Rache mit seiner ganzen ungeheuern Macht rüstete, und nichts geringeres im Sinne hatte, als England zu erobern. Doch widrige Stürme und die kühnen Unternehmungen der englischen Seehelden Franz Drake und Howard nöthigten die unüberwindliche Flotte der Spanier nach einem sehr beträchtlichen Verluste zum Rückzuge, und befreyeten England von der gedroheten Landung. Elisabeth setzte den Krieg mit Spanien mehrere Jahre hindurch zum großen Vortheile Englands fort, und unterdrückte noch zuletzt die Empörung der katholischen Irländer. Sie starb 1603 voll Schwermuth über die Hinrichtung ihres Günstlings, des Grafen von Essex. Diese Königinn verdient unter den

Weibern, die eine Krone trugen, eine der ersten Stellen. Sie besaß einen durch Wissenschaften und Sprachen gebildeten, wahrhaft männlichen Geist, einen durchdringenden Scharfblick, der sie so richtig bey der Wahl ihrer Minister leitete, eine umfassende Einsicht in die verschiedenen Theile der Staatskunst und einen unermüdeten Fleiß in den Geschäften. Unter ihrer 45jährigen Regierung gelangte England zu einem Wohlstande und Ruhme, den es vorher noch nie gehabt hatte. Sie beförderte den Ackerbau, die Fabriken und Manufakturen, die jetzt die Bewunderung des Auslandes erregen. Sie war die Schöpferinn des englischen Seewesens und Handels, und legte den Grund zu den Colonieen in den andern Welttheilen. Freylich war sie auch nicht frey von Fehlern; Ehrgeitz, Eitelkeit, Verstellung warfen oft einen nachtheiligen Schatten auf ihre großen Eigenschaften. Ungeachtet viele auswärtige Könige und Fürsten um ihre Hand warben, so wollte sie sich doch nie vermählen. Aber beständig hatte sie ihre Günstlinge.

94) Bourignon.

Antoinette Bourignon, eine berühmte Schwärmerinn, wurde im Jahre 1616 zu Lille in Flandern, und zwar höchst mißgestaltet geboren. Dieser elende Körper wurde jedoch von einer äußerst lebhaften und schwärmerischen Seele belebt, welche sich schon in den frühesten Jahren entwickelte. Sie floh in eine Wüste, als Einsiedlerin gekleidet. Der Erzbischof zu Cambrai gestattete ihr eine Einödde, wo sie eine kleine Gemeinde errichtete, ohne ein anderes Gelübde oder

eine andere Regel, als die Liebe Gottes und das Evangelium. Diese Eigenheit machte, daß sie fortgeschickt wurde, worauf sie sich zu Lille in eine Stube schloß, und vier Jahr lang ganz allein lebte. Sie bildete sich ein, Gott habe sie bestimmt, das Christenthum zu reformiren, und machte daher viele Reisen. Sie starb zu Franecker 1680. Man hat viele Schriften von ihr. In Schottland und Nordbritannien hatte sie viele Anhänger.

XXX.

Melancholische.

95) Es ist oft nur große Anstrengung und großer Enthusiasmus für etwas Fremdartiges nöthig, um manche Geisteskrankheiten zu verscheuchen. Ein reicher Kaufmann hatte einen leicht zu ersetzenden Verlust an seinem Vermögen erlitten. Dies versetzte ihn aber in eine so tiefe Melancholie, und bemächtigte sich seiner Vorstellung in dem Grade, daß er sich einbildete, aller Mittel zu seiner Existenz in der Zukunft beraubt zu seyn und vor Hunger sterben zu müssen. Vergeblich suchte man ihm zu beweisen, daß er noch sehr große Reichthümer besitze. Man setzte ihm alle seine Geldkasten vor die Augen hin; allein dieß sah er für lauter Täuschungen an, und die herrschende Idee von seiner Armuth verließ ihn nicht. Um diese Zeit erfuhr er die in Deutschland durch Lu-

ther bewirkte Reformation. Er wurde gegen diesen sehr aufgebracht, und was keine Arzney bewirken konnte, richtete der heftige Eifer für das Beste des Pabstthums aus. Er arbeitete Tag und Nacht an einer Vertheidigung des Letztern und strengte sich sowohl in seinen Reden als in seinen Schreiben so sehr an, daß er am Ende von seiner Krankheit geheilt war, und ihn der Gedanke von seiner großen Armuth gänzlich verlassen hatte.

XXXI.

Miauende.

96) In einem zahlreich besetzten Nonnenkloster in Frankreich fiel es einstens einer Nonne ein, nach Katzenart zu miauen; es dauerte nicht lange, so fingen auch andere Nonnen zu miauen an. Endlich miauten alle Nonnen jeden Tag zu einer bestimmten Zeit verschiedene Stunden nacheinander gemeinschaftlich. Bloß durch die Furcht vor harter Züchtigung konnte man ihrer Einbildungskraft eine andere Richtung geben, und ihnen das Miauen abgewöhnen.

Alles, was irgend einen starken Eindruck auf das Gemüth macht, und sonderbar und ungewöhnlich ist, wirkt weit lebhafter, und bleibt weit leichter und tiefer bey den Weibern haften. Es kann sich daher leicht eine Vorstellungsart unter ihnen verbreiten, sobald diese sie nur mächtig ergreift und erschüttert. So entstand einst die

Sucht, sich zu erhenken, unter den Milesischen Mädchen, welche sich daher truppweise erhingen; und so verbreitete sich unter den Weibern zu Lyon die Sucht, sich gemeinschaftlich in die Flüsse zu stürzen; so fiel es einer Nonne in einem deutschen Kloster ein, alle ihre Mitschwestern zu beißen; nach kurzer Zeit bissen sich alle Nonnen dieses Klosters einander. Das Gericht von dieser Nonnenwuth verbreitete sich weiter, und pflanzte sich von Kloster zu Kloster durch einen großen Theil von Deutschland fort.

XXXII.

Nachtwandelnde.

97) Ein Apotheker in Mayland.

Wir haben hier in Mayland (schreibt Fracesko Soave) einen sehr merkwürdigen Nachtwandler. Es ist ein Jüngling von zweyundzwanzig Jahren, der in einer der größten Apotheken dieser Stadt als Provisor steht. Er war im vorigen Jahre (1779) an einem hitzigen, mit verschiedenen widrigen Zufällen vergesellschafteten, Fieber sehr gefährlich krank. Durch den Gebrauch der Chinarinde wurde er wieder hergestellt; doch behielt er von dieser Zeit an eine Schlafsucht, so daß er oft einschläft, und, nach einigen überstandenen Zuckungen, schlafend herumwandelt.

Dieses Uebel nahm im vergangnen März (1780) seinen Anfang, und hat seitdem immer zugenom-

genommen. Ich hörte sein seltsames Betragen mit Verwunderung; und voll Begierde, von der Wahrheit überzeugt zu werden, begab ich mich den 20sten Junius gegen Abend in die Apotheke. Der Jüngling war Geschäfte halber nicht zu Hause, und kehrte erst eine halbe Stunde in der Nacht zurück. Indessen unterhielt ich mich mit seinem Herrn, und mit dem Arzte, der ihm in seiner vorigen Krankheit beygestanden hatte, und jetzt auch alle Mühe anwandte, ihn von dieser zu befreyen. Sobald er zurückkam, unterbrachen wir unser Gespräch von seinem traurigen Zustande, von welchem er nicht ohne große Betrübniß hören kann, und sprachen von ganz andern Gegenständen. Anfänglich beschäftigte er sich mit verschiedenen Dingen, die zur Apotheke gehörten. Darauf gesellte er sich zu uns, und hörte unserm Gespräche zu, bis er auf der Bank, wo er saß, zu gähnen anfing, und nach und nach einschlief.

Ungefähr zwölf Minuten war sein Schlaf ganz ruhig. Wir schüttelten einigemahl an ihm, und er gab kein Merkmahl einiger Empfindung von sich. Darauf bekam er Zuckungen. Er hatte die Arme vor der Brust in einandergeschlagen. Diese und sein ganzer Leib zog sich zusammen, und in dieser Stellung blieb er ungefähr drey Minuten. Darauf streckte er beyde Arme aus, und, nachdem er sie wieder an sich gezogen hatte, fing er fortschlafend an, um sich her zu tasten, stand auf, und ging zur Tafel der Apotheke.

Hier war eine große Laterne angezündet, und unter derselben stand ein Leuchter mit einer ausgelöschten Kerze. Er nahm den Leuchter und ging damit in das Laboratorium, das Licht mit einem daselbst gefundenen Schwefelhölzchen bey dem Ofen

anzuzünden. Weil er aber unter den Kohlen kein Feuer fand, so näherte jemand dem Rande des Ofens die Flamme eines angezündeten Lichts, woran er sein Schwefelhölzchen, und mit diesem sein Licht anzündete. Da es brannte, löschte er das Schwefelhölzchen aus, legte es an seinen Ort, und kehrte in die Apotheke zurück. Hier schlug er das Tagebuch auf, in welchem die Recepte steckten, die am folgenden Tage zubereitet werden mußten, nahm eins davon, und las es vor sich. Es war darin ein Absud von weißen Andorn und einigen andern Mitteln verschrieben. Er legte das Recept auf die Tafel, nahm eine Handvoll Andorn auf ein Papier, und ging damit ins Laboratorium. Da er hier kein Feuer im Ofen fand, ergriff er eine Kohlenpfanne und ging die Treppe hinan in die Küche, die im ersten Stockwerk ist, wo er mit der Feuerzange unter der auf dem Herde zusammengehäuften Asche brennende Kohlen fand. Nachdem er ihrer sechs oder sieben in die Kohlenpfanne gethan, und die übrigen, wie vorher, mit der Schaufel unter die Asche verborgen, auch Zange und Schaufel an ihren Ort gestellt hatte, ging er die Treppe herab ins Laboratorium zurück. Hier that er die brennenden Kohlen in den Ofen, legte todte Kohlen hinzu, blies sie mit dem Blasebalge an, goß Wasser in einen kleinen Kessel, that die Handvoll Kraut hinein, und setzte ihn auf das Feuer. Darauf kehrte er in die Apotheke zurück, um das übrige auf dem Recepte noch einmahl zu lesen. Wir hatten das Recept wieder in das Tagebuch und dieses anderswo hingelegt. Er suchte es an dem Orte, wo er es hingelegt hatte, und da er es nicht fand, wurde der Zusammenhang seiner Ideen und Hand-

lungen unterbrochen. Er blieb unbeweglich stehn, und schien wieder in den natürlichen Schlaf zu kommen.

Aber dieser Schlaf dauerte nur zwey Minuten. Er fing wieder an, sich zu regen, und ging ins Laboratorium zurück. Hier nahm er, wie er sonst bey müßigen Stunden zu thun pflegte, ein Buch von dem darin befindlichen Büchergestelle, und zwar das Manuscript einer Moralphilosophie, welches er oft wachend zu lesen pflegt, und auch als Nachtwandler den vorigen Morgen gelesen hatte. Er betrachtete das Buch von aussen, und suchte sein hineingelegtes Zeichen, und da er es nicht fand, bezeigte er einige Ungeduld. Hierauf öffnete er das Buch Seite 233, die er nannte, und blätterte fort, bis zu Seite 262, wo er sprach: Hier ist es, und leise vor sich las, und zwar so, daß er alle Worte, wie sie im Buche standen, aussprach.

Er hatte anderthalb Seiten gelesen, als er das Knistern des Feuers im Ofen hörte, wo sein Herr Wasser auf die Kohlen gegossen hatte, um sie auszulöschen. Er stand auf, nahm einen Brennkolben, und trug ihn zum Destillirofen. Von da ging er zum Kohlenkästchen, und da er nicht Kohlen genug darin fand, nahm er die wenigen, die darin waren, und warf sie in den Ofen. Darauf ging er mit dem Kästchen in den Keller, um es mit Kohlen zu füllen. Im Keller raffte er mit einer Schaufel die größten Kohlen zusammen und weil die Schaufel nicht fest am Stiele steckte, stampfte er mit dem Ende des Stiels auf die Erde, um dieselbe zu befestigen. Hierauf schaufelte er die Kohlen in seinen Kasten. Da ihm dies aber zu lange währte, weil die Kohlen von der Schau-

fel herunterfielen, so warf er diese weg, und legte jene mit den Händen in den Kasten. Als dieser gehäuft voll war, hob er ihn auf, und ging damit fort, um sich wiederum in das Laboratorium hinauf zu begeben. Es traf ihn aber vor der Kellerthüre ein Zug frischer Luft, die aus einem tiefern Keller kam, und so viel über ihn vermochte, daß er das Kästchen fallen ließ, und rückwärts fiel. Er wurde von seinem Herrn, der ihm zur Seite stand, aufgefangen. Ein jeder empfindliche Eindruck von Kälte und frischer Luft, die ihn von allen Seiten her umgiebt, unterbricht nicht nur augenblicklich den Zusammenhang seiner Ideen, sondern macht auch, daß er zur Erde fällt.

Wir legten ihn auf den Erdboden, wo er vier oder fünf Minuten natürlich sanft schlief. Hierauf ergriff ihn die vor dem Wandeln hergehende Zuckung, und da diese vorbey war, betastete er mit den Händen den Ort, wor er war, richtete sich auf, ging die Kellertreppe hinauf ins Laboratorium, und dachte weder an den Kasten noch an die Kohlen, sondern ging dem Büchergestelle entgegen, um sich mit Lesen die Zeit zu vertreiben. Da dieses sein Herr sah, lief er mit einem leinenen Lappen hinzu, und wischte ihm, ohne daß er es merkte, die durch die Kohlen geschwärzten Hände ab, damit er keines von den Büchern beschmutzen möchte. Er betrachtete sie, und wählte den ersten Band, der ins Italienische übersetzten praktischen Chemie des Macquer. Auch in diesem Buche suchte er sein hineingelegtes Zeichen, und da er es nicht fand, sagte er etwas unwillig: wer mag doch wohl Vergnügen darin finden, mir immer die Zeichen aus den Büchern zu nehmen? Darauf schlug er das Buch auf, und

da er die vierte Methode des zweyten Kapitels fand, wo vom Silber gehandelt wird, sprach er: hier ist es, und las ohne abzusetzen den ersten Absatz mit vernehmlicher Stimme; da er aber im zweyten (welcher so anfängt: wenn das Silber mit dem Golde vermischt wäre, so würde man nach der Auflösung das Gold auf dem Grunde des Gefäßes finden in der Gestalt eines Staubes.) Als er auf die Worte: in der Gestalt eines Staubes kam, sprach er: das kann nicht seyn; das sollte kein metallischer Staub, sondern ein Kalk seyn. Er las die Periode noch einmahl, und sagte aufs neue: hier muß ein Fehler seyn: das Gold sollte seinen Phlogiston haben, und daher müßte es ein Kalk und kein Staub seyn. Sein Herr, welcher schon mehrmals vergeblich versucht hatte, in die Folge seiner Ideen zu dringen, und mit ihm ein Gespräch zu führen, hielt dieß für eine bequeme Gelegenheit, einen neuen Versuch zu machen, stellte sich als käme er von ungefähr hinzu, und fragte ihn, was er lese, und woran er einen Anstoß fände. Ich finde hier etwas, antwortete er, das ich nicht verstehe, und ich glaube, es muß ein Fehler darunter stecken. — „Was steht im Buche?“ erwiederte der Herr, „lesen Sie es laut!“ darauf las er die Worte mit lauter Stimme, und der Herr sagte, „gut, was ist hier gefehlt?“ „Daß auf dem Grunde des Gefäßes ein Goldstaub sich finden soll, und kein Kalk“ antwortete er. Sein Herr suchte ihn mit verschiedenen Gründen von dem Gegentheile zu überführen, er aber antwortete, wenn die Reihe an ihn kam, sehr be=

scheiden, ohne ihm Recht zu geben. Der Streit dauerte eine Weile, bis sein Herr, ihn zu überzeugen, daß das Gold in diesem Falle nicht kalzinirt werden könne, ihm sagte, er solle das Kapitel suchen, welches von der Auflösung des Goldes handelt. Er suchte es im Register und fand es. Darauf befahl ihm sein Herr, die zweyte Methode zu suchen. Diese war im Register mit 53 bezeichnet. Er suchte 53, fand die Methode, und las sie laut. Da er einen Theil davon gelesen hatte, wollte ich versuchen, was geschehen würde, wenn ich ein weißes Papier zwischen seine Augen und das Buch hielte. Auf einmahl wurde die Folge seiner Ideen unterbrochen; er wurde auf der Bank, wo er saß, unbeweglich, und fiel in einen starken natürlichen Schlaf.

Nach einer kurzen Zeit bekam er die gewöhnlichen Zuckungen, und griff um sich, um zu erfahren, wo er sey. Weil sich auf dem Tische, der vor ihm stand, verschiedene Bücher, zwey Leuchter und andere Dinge befanden, so wurde es ihm schwer, den Ort zu erkennen, wo er war. Er fuhr zweymahl mit der Hand durch die Flamme des Lichts, ohne ein Merkmahl einiger Empfindung von sich zu geben. Da wir endlich den Tisch abräumten, fand er sich, stand auf, und ging im Laboratorium herum, bis er bey einer Schüssel, worin Citronenschalen eingeweicht waren, stehen blieb, sie versuchte, und sagte: es schmeckt nach nichts. Darauf goß er das Wasser davon ab, ging zum Brunnen, zog frisches Wasser herauf, und goß es darauf.

Da er dieses verrichtet hatte, fiel ihm ein, an seinen Studiertisch zurück zu kehren; er fand im Vorbeygehn ein Körbchen mit Geisraute (Ga-

lega) angefüllt. Von dieser nahm er eine blühende Pflanze, um ihren botanischen Charakter zu betrachten. Er legte sie auf den Tisch, brach eine Blume davon ab, und, indem er sie betrachtete, sagte er: „sie ist ein Polypetalum papilionaceum.“ Darauf suchte er auf dem Bücherbrette ein geschriebenes Compendium von Tournefort's System, schlug darin das Register auf, und fand, daß Polypetala papilionacea zu der zehnten Klasse gehörten. Alsdann nahm er Wittmann's Buch de medicalis Herbarum facultatibus, und da er hier unter der zehnten Klasse Galega, rutacapraria etc. fand, fing er an, die Charaktere der Blüthe genau durchzugehn, und wenn das Buch mit der Sache übereinstimmte, sagte er: es trifft ein. Als er aber dahin kam, wo es im Buche heißt: carina oblonga, compressa deorsum gibba, stutzte er, und sagte: was heißt das, Gibba? und nachdem er sich ein wenig bedacht hatte, nahm er ein Wörterbuch, suchte Gibbus und fand höckrig. Da dieses mit der Sache übereinkam, sagte er: es trifft ein. Darauf kam er zur Pflanze selbst. Das Buch sagt Altitudo humana. Hierbey erstaunte er, und sagte: „Potz tausend! Ich habe nie so große gesehn“. Die Blätter der Pflanze beschreibt das Buch, foliola orata, vel lanceolata, emarginata. Er nahm daher ein Blatt und wollte es auf dem Tische ausbreiten, um den angegebenen Charakter zu betrachten; da es aber verwelkt war, sprach er: es wird so seyn, man kann es so nicht erkennen. Hierauf fiel ihm ein, auch die Staubfäden der Blume zu zählen; da er sie aber nicht wohl unterscheiden konnte, sagte er: es ist doch wirklich gut, und wir haben es schon oft gesagt: das

L i n n é i s c h e S y s t e m i s t g u t ; a b e r n u r f ü r i h n s e l b s t. Indessen suchte er ein beschriebenes Papier, worauf eine allgemeine Klassification nach dem Linnéischen System aufgezeichnet war. Es steckte im Fache zwischen zwey Büchern. Sein Herr zog es hervor, und legte es oben auf die Bücher, damit es ihm desto mehr in die Augen fiel; er suchte es aber, wo es vorher stand, und da er es nicht fand, durchsuchte er das geschriebene Compendium des T o u r n e f o r t von Blatt zu Blatt bis ans Ende. Da dieses sein Herr sah, schob er es zwischen die ersten Blätter dieses Buchs, und glaubte, er würde es kennen, wenn er rückwärts blätterte. Aber die Sache ging ganz anders, als der Herr erwartete; denn da er das Buch zumachte, und einen neuen Gegenstand von ungefähr wahrnahm, wurde die Folge seiner Gedanken gänzlich unterbrochen. Er blieb einige Zeit unbeweglich; darauf wurde er wieder rege, und sagte: s o e b e n f ä l l t m i r d i e S c h a c h t e l e i n. Zugleich ging er gegen die Ladenthüre, die auf die Straße führt, und da sein Herr merkte, daß er Willens war, eine Schachtel, die er jemanden auszubessern gegeben hatte, wiederzuholen, kam er ihm zuvor, und zog den offenen Flügel der Thüre zu, ohne sie jedoch zuzuschließen, wozu er keine Zeit mehr hatte, weil der Nachtwandler dazu kam. Da dieser die Thüre angezogen fand, sagte er: e s m u ß e i n s t a r k e r W i n d w e h e n, öffnete sie durch einen Stoß, und ging auf die Straße. Die Luft war den Abend nicht sehr kühl, und hatte die Kraft nicht, ihn sogleich zur Erde zu werfen, wie jene des Kellers. Sie wirkte jedoch so viel auf ihn, daß seine Ideen unterbrochen wurden, und er unbeweglich stehen blieb. Sein

Herr führte ihn sachte in den Laden zurück, ließ ihn daselbst auf den Erdboden legen, wo sein Schlaf wieder natürlich wurde.

Nach einigen Minuten befielen ihn die gewöhnlichen Zuckungen, und nachdem er durch Umsichgreifen seine Lage erkannt hatte, richtete er sich auf, ging im Laden hin und her, und sagte: Sey nur ruhig; sie kommt davon. Es ist noch nicht alle Hoffnung verloren. Sein Herr und dessen Frau merkten, daß er von der Krankheit seiner Tante sprach, und daß seine Worte an seine Schwester gerichtet waren, die sehr betrübt darüber war. Die Frau des Apothekers stellte sich, als wäre sie seine untröstliche Schwester, und ließ sich mit ihm ins Gespräch ein. Sie sagte ihm, das Uebel wäre viel gefährlicher als er glaube, und sie selbst befände sich nicht wohl, und bat ihn, ihr den Puls zu fühlen. Er that dieses, griff aber etwas neben den Puls und sagte: ich fühle nichts: Sie beharrte aber darauf, daß ihr übel wäre, und verlangte ein Arzneymittel von ihm, worauf er antwortete: gut, ich will mit meinem Herrn sprechen. Darauf stand er von dem Stuhle auf, worauf er sich gesetzt hatte, und wollte auf seiner Schwester Kammer gehn, worin er bald zu seyn glaubte: stieß aber mit dem Leibe gegen den Tisch der Apotheke so hart, daß er dadurch gestört wurde, und wieder natürlich schlief.

Er bewegte sich wieder, erforschte den Ort durch Herumfühlen, ging zum Tische und schlug das Receptbuch auf. Von den Recepten kam ihm eines vor die Augen, worin Mandelöl verschrieben war. Er öffnete die Büchse, worin dieses war, und da sie fast leer war, begab er sich ins

Laboratorium, um neues auszupressen. Da er aber zur Presse kam, fand er, daß schon Mandeln darunter gelegt waren, und steckte die Handhabe in den Schraubenbaum, um ihn umzudrehn. Am Ende der Handhabe hängt ein eiserner Ring, an welchem ein starkes Seil befestigt wird. Dieses ist an seinem andern Ende um eine horizontale Walze gewunden, welche vermittelst eiserner Hebel umgedreht wird, und die Schraube in Bewegung setzt. Dieses ganze Geschäft ging ihm sehr wohl von statten, außer daß er ein wenig absetzte, da er den kalten eisernen Hebel in die Hände nahm; so wie aber derselbe von seinen Händen erwärmt worden war, nahm auch seine Thätigkeit wieder zu, und er brachte das Geschäft glücklich zu Erde.

Als er in den Laden zurückkam, stellte sich die Frau des Apothekers, als wäre sie eine Magd, die von der Straße käme, um eine Unze Mutterkrautwasser, mit dem Safte von Zitronenkernen vermischt, zu holen. Sie klopfte auf den Ladentisch, und da er sich zu ihr wandte, brachte sie ihr Verlangen vor, und fragte zugleich, wie viel es koste. Fünf Soldi, antwortete er, und fragte sie, ob sie ein Gefäß dazu mitgebracht hätte. Nein, sagte sie — also noch einen Soldi fürs Fläschchen, setzte er hinzu. Darauf nahm er ein leeres Fläschchen, legte es auf die Waageschaale, und da er wußte, wie viel es wog, legte er anstatt desselben ein gleich schweres Gewicht mit einer Unze auf die Schaale, und goß eine Unze des verlangten Wassers in das Fläschchen. Darauf holte er einen metallenen Mörser, dessen Kälte ihn anfäglich etwas stutzig machte, aber nicht ganz verwirrte. Er warf eine kleine Hand-

voll Zitronenkerne hinein, stieß sie, goß die Unze Mutterkrautwasser auf die zerstoßenen Kerne, mischte alles wohl durcheinander, seihete es durch ein Papier in ein Becken, goß diesen Saft in das Fläschchen, und, nachdem er es mit einem papiernen Stöpsel zugestopft hatte, gab er es dem verstellten Mädchen. Dieses hatte die sechs Soldi in Händen, um zu bezahlen, aber auf mein Anrathen warf es, ohne die Münze zu nennen, eine ganze Lira auf den Tisch, damit er das übrige herausgebe. Er sah sie an, und sagte: zwanzig Soldi *) und steckte sie durch die gewöhnliche schmale Oeffnung in den Tischkasten. Es ist ein halber Scudo, sagte die Magd. Zwanzig Soldi sind es, antwortete er. Nein, mein Herr, ein halber Scudo ist es, erwiederte die Magd. Endlich wurde er zornig, öffnete den Tischkasten, nahm die Lira heraus, warf sie mit Verachtung auf den Tisch, und sagte: Da hat sie ihren halben Scudo, und mir gebe sie ander Geld! Sie hob das Geld von der Erde auf, wohin es gafallen war, und sprach: Sie haben Recht; ich habe mich geirrt; geben Sie mir auf diese Lira heraus! Er steckte diese Münze aufs neue in den Tischkasten, und nahm drey Fünfsoldistücke für sie heraus. Ich möchte gern funfzehn einzelne Soldi, sprach sie, denn ich brauche sie. Er nahm daher die drey Fünfsoldistücke zurück, und gab ihr funfzehn einzelne. „Das sind fünf und zwanzig Soldistücken", sagte das Frauenzimmer. Funfzehn und fünf macht zwanzig, sprach der

*) So viel beträgt eine Lira.

Nachtwandler. — „Ich danke Ihnen also für das Fläschchen, das Sie mir schenken." sprach sie scherzend. — Ey, das hätte ich bald vergessen, erwiederte er: ich bekomme einen Soldi zurück: und da er dieses sagte, nahm er ihr lächelnd einen Soldi aus der Hand. Darauf ging er ins Laboratorium, wusch daselbst den Mörser und das Becken sauber aus, und setzte jedes an seinen Ort.

Indessen schrieb der gegenwärtige Arzt ein Recept, worin er einen halben Denar ätzenden Quecksilbersublimats, ein Quentchen Weinsteinsalz, vier Quentchen Vitriolöl, mit sechs Unzen Zitronenwasser vermischt, verschrieb. Er hatte schon mehrmahls den Versuch gemacht, dem Nachtwandler unrichtige Recepte vorzulegen, um zu sehen, ob er die Fehler gewahr würde, und er hatte sie jederzeit wahrgenommen, auch das letztemahl ein von ihm unterschriebenes Recept, ohne es weiter zu lesen, verworfen. Damit ihm solches auch diesmahl nicht widerführe, unterschrieb er den Namen eines andern sehr angesehenen Arztes. Ich nahm das Geschäft auf mich, ihm das Recept einzuhändigen, und klopfte am Ladentische. Er kam sogleich, nahm mir das Recept ab, las es zweymahl mit Zeichen der Verwunderung, und sagte, auch dieses ist sonderbar. Darauf las er es zum drittermahle mit großer Aufmerksamkeit, wandte sich zu mir, und sprach: „Sie müssen wiederkommen; jetzt kann ich Sie nicht abfertigen. — „Es ist mir aber sehr viel daran gelegen, daß ich jetzt abgefertigt werde," antwortete ich. „Ich kann's ohne meinen Herrn nicht thun." — „Er ist zu Hause",

fagte ich. „Nein," erwiederte er, „er ist ausgegangen." — „Ich habe ihn zurückkommen sehn; seyn Sie so gut, und rufen Sie ihn!" Er ging ins Laboratorium, und rufte ihn. Dieser war ihm schon dahin zuvor gekommen, und fragte: „was giebts?" — „Da hat mir jemand ein Recept gebracht, das ich nicht verstehe." — „Das muß etwas seltsames seyn. Was ist es denn?" „Sie werden es sehen; es liegt da in dem Laden." — Der Herr befahl ihm, dasselbe zu holen. Er ging in den Laden, und da sein Herr, der ihm nachfolgte, sah, daß er das Recept in Händen hatte, befahl er, es ihm vorzulesen, und er las es. „Welche Schwierigkeiten finden Sie hierin?" — „Scheint Ihnen das eine Kleinigkeit, ein halber Denar ätzenden Sublimats?" „Gut, aber durch das Laugensalz wird er gemildert." — „Was vermag ein Quentchen gegen einen halben Denar? Hierzu kommen nun noch die vier Quentchen Vitriolöl. Dieses nimmt das Laugensalz an sich, und der Sublimat behält seine ganze Stärke." — "Was ist also zu thun?" — "Ich würde das Recept zurückschicken." — „Aber der Arzt würde böse darüber werden." „Das ist besser, als daß der Kranke sterbe; doch können Sie thun, was Ihnen beliebt." Da er dieses gesagt hatte, ging er ins Laboratorium, und zog Wasser aus dem Brunnen, ohne daß man errathen konnte, zu was er es gebrauchen wollte. Sein Herr folgte

ihm, und versuchte, das Gespräch von dem Recept weiter fortzusetzen; er war aber jetzt mit andern Gedanken beschäftiget, und hörte die Stimme seines Herrn nicht mehr.

Ich war begierig zu wissen, ob er als Nachtwandler Geruch hätte. Daher war die Hausfrau so gefällig, die Rolle einer Magd aufs neue zu spielen, und klopfte an den Zahltisch des Ladens. Das erstemahl hörte er nicht, darauf pochte sie etwas stärker, und schrie: „Holla! ist niemand da?" „Ists möglich," sprach er, „daß kein Mensch im Laden bleibt?" und ging hinein. Die Frau vom Hause stellte sich, als wäre sie das Mädchen, welches das Mutterkrautwasser geholt hätte, und es nun zurückbrächte, weil es bloßes Wasser wäre, das keinen Geruch hätte. Er läugnete es und sagte, es wäre das verlangte Wasser, er habe nicht gefehlt. Es riecht ja nicht, sprach sie. Er nahm das Fläschchen, roch daran, und setzte es schweigend auf den Tisch. „Nun was sagen Sie dazu?" fragte sie. „Genug," sagte er, „ich habe Ihr Mutterkrautwasser gegeben; und ich weiß, was ich gethan habe." „Aber ohne Geruch." — „Ich weiß, was ich Ihr gegeben habe, und gehe Sie fort!" — „Ich gehe nicht, wenn Sie mir nicht entweder ein anderes Wasser, oder mein Geld zurückgeben." Hierauf sagte er etwas ungeduldig: „solche Verdrüßlichkeiten begegnen nur mir;" ohne etwas anderes hinzuzufügen, setzte er das Fläschchen auf die Seite, nahm die sechs Soldi aus dem Tischkasten, gab sie ihr wieder, und sprach: „reise Sie glücklich!"

Noch nicht zufrieden mit dieser Erfahrung, verlangte ich ganz entschiedene Proben zu sehn. Der Apotheker that in ein Papier Anis= und in ein anderes Camillenpulver, und gab sie dem Arzte, welcher vorgab, beyde von einem andern Apothekerburschen empfangen zu haben, und nicht zu wissen, in welchem das Anis= und in welchem das Camillenpulver wäre, er möchte es ihm doch sagen. Er nahm die Papiere und roch daran, ohne sie aufzumachen. Da er aber durch den Geruch nicht unterscheiden konnte, eröffnete er sie, und unterschied durch die Farbe eines von dem andern, ob sie gleich einander sehr ähnlich sahen.

Um uns noch mehr davon zu überzeugen, ob der Nachtwandler ohne Geruch sey, stellte sich die Frau vom Hause, als käme sie von außen, um Camillenpulver zu holen. Er gab es ihr. „Es riecht aber nicht" sagte sie zu ihm; „versuchen Sie es." Er roch zweymahl daran, und sagte: „Ich habe den Schnupfen, aber Sie kann sich darauf verlassen, daß die Camille gut ist."

Der vierte Versuch war ganz entscheidend. Jedermann weiß, wie stark der Geruch der Bibergeiltinktur ist. Der Arzt stellte sich, als käme er, um diese Tinktur zu holen. Er nahm das Gefäß, und hielt es dem Arzte vor, nachdem er den Deckel abgenommen hatte. „Es ist verraucht," sprach der Arzt: „es riecht nicht mehr." — „Das ist nicht möglich," sagte der Nachtwandler. „Riechen Sie daran," erwiederte der Arzt, und hielt es ihm vor die Nase.— „Ich habe den Schnupfen," sprach der Nachtwandler zum zweytenmahl: „ich kann daher die Sache nicht entscheiden; ich

weiß aber, daß man hier alles ordentlich behandelt."

Obgleich sein Arzt bisher immer gegenwärtig war, so hatte er ihn doch nicht erkannt. Um sich ihm zu erkennen zu geben, stellte er sich, als käme er diesen Augenblick zu ihm, nannte sich bey Namen, und fragte ihn, wie er sich befände. — „Ich befinde mich wohl." — „Haben Sie diese Nacht wohl geschlafen?" — „mir deucht, ja." — „Wissen Sie nicht, ob Sie nach ihrer Gewohnheit im Schlaf umhergewandelt sind?" — „Ach! das weiß ich nicht." Nach einigen anderen Fragen sagte ihm der Arzt, er wäre wirklich im Nachtwandeln begriffen, ob er es nicht gewahr würde? Diese Frage zerriß ihm den ganzen Zusammenhang seiner Gedanken. Er schlief natürlich, ohne weiter zu antworten.

Kurz darauf regte er sich wieder, nahm das Tagebuch, und schrieb in einem Artikel etwas hinzu, was vergessen worden war.

Zu gleicher Zeit fiel ihm das Recept mit dem Andornabsud in die Hände; er las es, und da er untergeschrieben fand, für die Frau Magdalena, ohne den Zunamen, so schrieb er diesen hinzu. Hierauf schickte er sich an, diesen Absud zu bereiten, ohne sich zu erinnern, daß er dieses kurz vorher schon einmahl unternommen hatte. Er nahm eine Handvoll Andorn auf ein Papier, ging damit ins Laboratorium, und that alles wie vorher, ausser daß er den Schöpflöffel fallen ließ, da er damit nach dem Wassereimer, der nicht da war, wo er zu hangen pflegte, vergeblich reichte, fiel rückwärts in die Arme seines Herrn, und schlief wieder natürlich.

Kurz

Kurz darauf kehrte er in den Laden zurück, und setzte sich nieder. Die Hausfrau spielte alsdann noch einmahl die Rolle einer Magd, und brachte ihm ängstlich die Nachricht, daß einer seiner Freunde in den letzten Zügen liege, und daß seine oder seines Herrn Gegenwart verlangt würde. Er bezeigte seine Verwunderung darüber, und sagte: „Wie kann das seyn? vorgestern speis'te ich zu Mittag bey ihm, und er befand sich sehr wohl." Er fügte hinzu: er dürfe jetzt den Laden nicht verlassen, weil sein Herr nicht zu Hause und sonst niemand da wäre; sobald aber jemand käme, wolle er sich eilends dahin begeben. Das Frauenzimmer stellte sich, als ginge sie fort, er aber verlor alles Andenken daran und schief wieder natürlich.

Diese und andere ähnliche Handlungen verrichtete er bis in die vierte Stunde der Nacht; alsdann suchte sein Herr durch verschiedene Mittel, die ihm sonst gelungen waren, die Idee, zu Bette zu gehn, in ihm zu erwecken; in welchem Falle er alles thut, was er sonst wachend zu thun pflegt; nämlich er schließt sich in die Kammer ein, und wirft durch ein Loch, welches in der Thür ist, den Schlüssel heraus. Aber an diesem Abend konnte man ihn hierzu nicht bringen. Gewalt darf man gegen ihn nicht brauchen, denn in diesem Falle kommt ihm die Idee, von Dieben überfallen zu werden, in den Kopf, und er schlägt wie ein rasender um sich. Sie wählten daher das Mittel, ihn kalt anzublasen, und eingeschlummert ins Bette zu tragen. Da sie hiermit beschäftiget waren, ging ich nach Hause.

Den folgenden Morgen kehrte ich in die Apotheke zurück, um zu erfahren, wie sich die Sache geendigt hätte, und ich hörte, daß sie ihn endlich durch das Anblasen eingeschläfert bekommen, ihn in seine Schlafkammer getragen, und daselbst eingeschlossen hätten; daß man ihn auch des Morgens früh gefragt habe, wie er geschlafen, und daß er geantwortet hätte: sehr wohl, ohne sich seiner nächtlichen Handlungen zu erinnern.

Er war ausgegangen, um seine Schwester zu besuchen, und da ich mich mit seinem Herrn im Gespräch unterhielt, kam die Nachricht, daß er daselbst plötzlich eingeschlafen wäre, einen harten Fall auf die Erde gethan hätte, und nun im Bette läge.

Jetzt befindet er sich auf dem Lande bey einer andern Schwester, um zu versuchen, ob die Veränderung der Luft und die Entfernung von Geschäften einige Besserung verursachen möchten. Man hat aber Nachricht, daß sich sein Uebel in nichts gebessert hat, und er mehreremahle hart zur Erde niedergefallen ist.

Was ich erzählt habe, davon bin ich Augenzeuge gewesen; und viele andere Personen haben ähnliche und noch wunderbarere Handlungen von ihm gesehn; denn auch bey Tage überfällt ihn oft der Schlaf, so daß sogleich die Zuckungen und das Herumwandeln erfolgen.

98) Nachtschwätzerinn.

Ein Arzt erzählt die Geschichte einer sehr merkwürdigen Person, welche nicht sowohl Nachtwandlerinn als vielmehr Nachtschwätzerinn war: „Sobald diese Person des Abends, nach verrichteter Arbeit zu

ſitzen kam, fing ſie an zu ſchlummern. In dieſem Schlummer, der anfänglich nur ſehr leicht war, beſchäftigte ſie ſich ſogleich mit ihren Freunden an ihrem entfernten Geburtsorte. Sie fing an zu reden, man antwortete ihr, ließ ſich mit ihr ein, und ſobald dies geſchehen war, hatte man ihre Vertraulichkeit vollkommen erworben. Frage und Antwort geſchahen regelmäßig wechſelsweiſe. Sie drückte ſich zuſammenhängend aus, dachte vernünftig, und hatte das richtigſte Gefühl für Tugenden und Laſter. Die Einbildungskraft mußte bey ihr ganz außerordentlich ſtark ſeyn. Sobald ſie wachend ein ihr vorhin ganz unbekanntes Klavierſtück höchſtens zweymahl ſpielen oder ſingen hörte, wußte ſie daſſelbe in dieſem ihrem Schlummer auf das genaueſte, und, ohne eine Silbe oder einen Ton zu verfehlen, nachzuſingen. Sprach ein Fremder, mit dem ſie eben nicht vielen, obwohl einigen Umgang gehabt hatte, in dieſem Zuſtande zu ihr, ſo erſchrack ſie anfänglich etwas, und auf Befragen, was ihr fehle, antwortete ſie, ihr ſey ein Schall in die Ohren gekommen, als ob ſie dieſen oder jenen, der wirklich zu ihr geredet hatte, ſprechen gehört hätte. In dieſem Zuſtande unterſchied ſie ſowohl die Stimme, als auch das Gefühl und den Geruch. Man konnte, während ihres Schlafs nicht nur auf das ſtärkſte reden, ſchreyen und lachen, ohne daß ſie davon erwachte, ſondern ſie ſchrie und lachte dann ſelbſt wohl gar mit. Sie ging, wenn man wollte, mit ſpazieren, ob ſich dann gleich einige Schwäche und Taumeln bey ihr zeigte. Sie ſchlug ſich mit einem herum; ſie weinte; ſie ſchalt; ſie betete; ja alle mögliche Affekten wurden bey ihr rege, und ſie war aller ihrer Sinne, außer denen des Ge-

hens und des Schmeckens, völlig mächtig. Was noch das Wunderbarste ist, so konnte sie in dem Zustande sogar klöppeln, und allerhand Hausarbeit verrichten; ja, sie wußte einer jeden Sache ihre gehörige Stelle anzuweisen. Sie sang in diesem Schlafe oft geistliche und weltliche Lieder. Von allem, was sie entweder im Schlafe gethan, oder man mit ihr vorgenommen hatte, wußte sie nachher nicht das mindeste. Sie hatte eine Schwester, welche fast von gleicher Beschaffenheit war. Beyde hörte man im Schlafe die zusammenhängendsten Gespräche führen, wovon sie beym Erwachen nichts wußten. Es hielt ungemein schwer, die vorbeschriebene Person endlich wieder zu erwecken, und zwar um so schwerer, je länger man mit ihr gesprochen, je mehr man mit ihr vorgenommen hatte, und je stärker ihre Einbildungskraft erregt worden war. Das Rufen bey Namen half nicht viel. Ihre Herrschaft war, jedoch erst nach vielem Rufen, noch am ersten im Stande, sie wieder zu ermuntern. Doch alles, was sie bey ihrem ersten Erwachen that, geschah noch im Traume. Sie brauchte fast eine halbe Viertelstunde, um sich vollkommen zu erholen.

99). Der schlafwandelnde Seiler von 23 Jahren.

Dieser Mann schlief seit drittehalb Jahren oft am Tage mitten unter seinen Verrichtungen im Sitzen, Stehen oder Gehen, ohne daß weiter etwas vorging, als daß Stirn und Augen sich einigemahl zusammenzogen, bis endlich die letztern fest zublieben. Sobald dieses geschehen war, hörte der Gebrauch aller äußern Sinne auf; hingegen fing er an, dasjenige schlafend zu

thun, was er denselben ganzen Tag von Morgen an bis zu diesem Schlafe gethan hatte; z. B. er betete den Morgensegen ganz andächtig, that, als wenn er Schuhe, Strümpfe und Kleider anzöge, sich wüsche, sang ein Morgenlied in gehöriger Melodie, und alle Verse in ihrer Ordnung ganz vernehmlich; wiederholte alsdann nach und nach alle Reden mit eben den Worten, womit er sie wachend ausgesprochen hatte, und drückte alle Gebehrden und Mienen auf das natürlichste aus. War er gegangen, so ging er in dem Zimmer, wo ihm der Zufall begegnete, hin und her, ohne die Wände oder Tische darin zu berühren, bis ihm die Idee seiner gefolgten Handlung einkam; z. B. er stieg eine Treppe hinauf oder herab, da er dann einen Schenkel um den andern ungefähr so oft, als die Treppe Stufen enthielt, aufhob, und ziemlich derb wieder niedersetzte. War es eine Wendeltreppe gewesen, so ging er krumm herum, bey einer geraden oder gebrochnen aber gerade oder winkelmäßig. Wenn diesen Mann sein Schlaf im Gehen über Land befiel, so blieb er nicht stehn, sondern setzte seinen Weg fast geschwinder als wachend fort, ohne des rechten Weges zu verfehlen, oder über etwas im Wege liegendes zu stolpern. Er ging mehrmahls im Schlafe von Weimar nach Naumburg, und als er einstmahls in eine Straße kam, wo Bauholz im Wege lag, so stieg er wie ein Wachender darüber hinweg. Eben so wich er auch Pferden aus. Einstmahls war er im Begriff, nach Weimar zu reiten. Ungefähr ein paar Stunden davon überfiel ihn sein Schlaf; er ritt aber fort, traf auch den Weg durch ein kleines Holz, ohne das Gesicht vom Gesträuche zu verletzen, ritt dann

durch die Ilme, tränkte das Pferd, pfiff ihm dazu, zog die Beine in die Höhe, daß sie nicht naß würden, passirte hiernächst durch etliche Gassen über den Markt, der eben voller Leute, Buden und Karren stand, und dieß alles so glücklich, daß er ohne Anstoß in dem Hause, wohin er wollte, anlangte. Hier stieg er ab, band das Pferd an, ging in die Stube, sprach daselbst einige Worte, und ging sodann wieder fort, mit dem Vorgeben, er solle und müsse auf die hochfürstliche Regierung gehn, welches er auch that, und nach glücklicher Zurückkunft durch den vollen Markt endlich wieder aufwachte. Dieser Mann spann im Schlafe seine Seile eben so gut als im Wachen, und man würde dieses kaum für einen wahren Schlaf haben halten können, wenn er nicht zu dieser Zeit ganz unempfindlich gewesen wäre, man mochte ihn stechen, kneifen, raufen, stoßen, oder auch bey seinem Namen rufen. Er roch den flüchtigsten Spiritus nicht, sah nichts, ob man ihm gleich die Augenlieder von einander zerrte, und hörte es nicht, wenn ganz nahe bey ihm eine Pistole losgeschossen wurde. Wenn alles vorbey war, öffnete er die Augen, schämte und entschuldigte sich und klagte über große Mattigkeit. Die im Schlafe gethane Reise zu Pferde machte er einstmahls in einem andern Schlafe, mit alle den obenbeschriebenen Umständen, in der Stube eines Freundes nach, zog auch beym Tränken des Pferdes die Füße an, und sagte dabey, das Wasser ist tief. Das Reiten stellte er dadurch vor, daß er auf einer Stelle stehen blieb, und mit der linken Hand und dem Leibe die gehörigen Bewegungen machte. In diesem nachgemachten Ritte nahm er verschiedene-

mahl die Mütze ab, und grüßte jemanden, der ihm begegnete. Als er eine Meile geritten war, fing er an das Lied: Von Gott will ich nicht lassen, zu singen, welches er auch zu Ende sang, doch so, daß die Stimme zuweilen sehr laut und zuweilen ganz leise klang, vielleicht weil ihm unterwegs einigemahl Leute begegnet waren, weshalb er leise gesungen hatte. Einmahl hielt er still, forderte eine Maaß Bier, trank, fragte auch was es koste, holte Geld aus der Tasche, suchte das geforderte Stück heraus, und ließ es hinfallen, als ob er es dem Wirthe gebe, worauf er wieder fortritt.

XXXIII.

Nadeln-Verschluckende.

100) Genovefa Pule zu Grenoble.

Genovefa Pule, 1763 zu Grenoble geboren, hatte ein sehr reizbares Temperament und war Nähterinn von Profession. In ihrem 13ten Ja re erhielt sie plötzlich die falsche Nachricht, daß ihr Vater unter dem Schutt eines eingestürzten Hauses begraben worden sey. Dieser Unglücksfall machte zwar einen heftigen Eindruck auf sie, indessen zeigte sich dabey eben keine besondere Veränderung in ihrem Körper. Am Mittage des nämlichen Tages stellte sich ihr Vater gesund und wohl vor ihre Augen. Die Lebhaftigkeit des darüber bezeugten Vergnügens war so groß, daß sie

sie augenblicklich in Ohnmacht sank; zugleich wurde sie von einer Gelbsucht befallen und blieb in einem Zustande von Blödsinnigkeit.

Von dieser Zeit an bemerkte man die seltsame Neigung an ihr, Steck- und Nähnadeln zu verschlucken; besonders suchte sie sich aller derer zu bemeistern, welche die in ihrer Nähe befindlichen Personen an sich hatten. Einige Zeit nachher wurde sie an ihren untern Gliedmaßen gelähmt. Immerfort blödsinnig, behielt sie ihre Paraplexie 3 Jahr lang. Nach Verlauf derselben schien Besserung einzutreten, welche aber nicht lange anhielt; denn die Lähmung kehrte mit einer Art Starrsucht zurück, die Abends 6 Uhr regelmäßig ihren Anfang nahm, und nicht eher als um 11 Uhr des andern Morgens nachließ. Während dieses Anfalls behielt sie aber noch Kräfte, Gedächtniß und Gesicht genug, um die Näh- und Stecknadeln, die sich ihr darboten, wegzunehmen und zu verschlucken.

Die Nadeln, welche diese Person verschluckte, zeigten sich in der Folge an den Ober- und Vorderarmen, und man war genöthigt, Einschnitte daselbst zu machen, um sie herauszuziehn, so daß die ganze Haut mit Narben bedeckt war. Ja man fand, daß sich ein Theil dieser Nadeln in die Scheide, in die Dickbeine und in die Schenkel herabgesenkt hatten. Zu diesen äußerlichen Uebeln gesellte sich ein convulsivischer Husten und ein eiterartiger Auswurf, wodurch sie in eine Abzehrung verfiel, und nachdem sie 20 Jahr lang gegen die fürchterlichsten Schmerzen gekämpft hatte, starb sie im Frühjahr 1800 in einem Alter von 37 Jahren.

Sie war zu dieser Zeit wie ausgetrocknet, die Dickbeine waren gegen den Rumpf, und die Schenkel gegen die Dickbeine zurückgezogen. Am obern innern Theile des Dickbeins, gerade über den dreyköpfigten Muskeln, fand man einen beträchtlichen Bündel von ganz ineinander geflochtenen Nadeln, die bloß von der Haut bedeckt waren.

In der rechten Brusthöhle hatte sie eine Ergießung von einer eiterartigen Materie und die Lunge war ebenfalls in Eiterung übergegangen; der linke Flügel derselben war verwelkt. Man holte auch zwey Nadeln heraus, die sich zwischen das Zellgewebe, wodurch der Herzbeutel mit dem Zwergfelle verbunden wird, eingeschlichen hatten. Die Speiseröhre zeigte so wie die übrigen in der Brusthöhle befindlichen Theile, keine Narbe; auch im übrigen Kanal der Eingeweide konnte man keine entdecken. Die Blase war voller Geschwüre und enthielt sechs derselben mit phosphorsaurem Kalk. Der Muttermund war von einem Geschwür angefressen und die Scheide von mehrern noch daselbst gegenwärtigen Nadeln durchstochen und ganz mit Narben bedeckt.

XXXIV.

Rasende.

101) Ein Glassplitter im Fuße macht rasend.

Ein Lehrbursche von 13 bis 14 Jahren fing den 14ten Junius 1788 in den Vormittagsstunden

an, auf einmahl allerley nårrisches, verworrenes Zeug zu reden, welches die Eltern Anfangs für Spaß hielten. Da er dieses aber zu lange fortsetzte, und es immer ärger machte, so erfolgten Drohungen und Schläge. Allein auch diese waren vergebens, und er wurde Mittags gegen 12 Uhr völlig rasend. Ich wurde, sagt der Hr. Hofrath Jördens zu Hof, schleunig herbeygeholt. Beym Eintritt in die Stubenthüre stürzte der Bursche, da er mich nennen hörte, aus den Händen derer, die ihn hielten, mit Schimpfen wüthend auf mich los, um mich zur Thüre wieder hinauszustoßen. Ungeachtet man ihn wieder festhielt, litt er doch durchaus meine Gegenwart nicht, sondern schäumte vor Wuth, stieß mit Händen und Füßen, um sich wieder zu entreißen, und schrie aus vollem Halse, bis ich mich entfernt hatte. Eben so wenig durfte sein Vater in der Stube bleiben.

Ich erkundigte mich vergebens nach der Ursache dieses plötzlichen Zufalls. Man wollte sich weder erinnern, daß er Giftpflanzen oder sonst etwas Verdächtiges genossen habe, noch daß er etwa von einem wüthenden Hunde gebissen, noch daß ihm sonst etwas begegnet sey. Ich verordnete daher einstweilen blos ein beruhigendes, krampflinderndes Wurmmittel, wovon er einigemahl, auf vieles Zureden seiner Schwester, die er einzig leiden konnte, nahm.

Der Anfall schien ihn hierauf fast ganz zu verlassen, und man hatte nicht mehr nöthig, ihn in dem Armsessel festzuhalten. Er schien matt zu seyn, und man wollte ihn daher ins Bette bringen. Kaum aber trat er mit den Füßen auf, so fing er wieder an zu rasen. Demungeachtet warf man ihn ins Bette, gab ihm wieder von

der Arzney, und bald wurde er wieder ruhig, sprach vernünftig, und schlief die ganze Nacht vollkommen wohl.

Morgens stand er auf. Kaum trat er aber aus dem Bette, so mußte man ihn, wegen des wieder beginnenden Rasens, wieder in dasselbe zwingen. Ich kam nun, ihn zu besuchen, und er war diesmahl nicht gegen mich aufgebracht. Weil der Anfall, wie man erzählte, nur zu kommen schien, so oft der Bursche aufstand; so fragte ich seine Angehörigen, ob er sich nichts an den Füssen gethan habe? Sie wußten sich neuerlich auf nichts zu besinnen, als daß er seit vorgestern über das Kneipen enger Schuhe geklagt habe. Vor vier Jahren habe er sich zwar ein Stückchen Glas in den rechten Fuß getreten, sich aber dasselbe gleich selbst wieder herausgezogen, und seit jener Zeit nie über den Fuß geklagt. Ich äusserte, so unbegreiflich es ihnen auch schien, die Möglichkeit, daß vielleicht doch etwas Glas im Fuße zurückgeblieben sey, welches durch den kneipenden Schuh eine andere Lage erhalten habe, die Nerven daselbst reitze, und diesen Zufall veranlasse. Man mußte mir den Fuß zeigen. Wirklich sah man nahe am Ballen der großen Zehe eine kleine, erhabne, etwas rothe Stelle. Sobald ich auf diese drückte, kam der Anfall sogleich mit Heftigkeit wieder, und ich mußte mich, um den Burschen nur etwas besänftigen zu können, entfernen. Ich ließ inzwischen einen Wundarzt holen, den Burschen von vier starken Männern halten, und eine Incision auf der erhabenen Stelle machen, wo sich gleich ein ganz unbedeutendes Glasstückchen darbot, welches ich mit einem Kornzängelchen herausnehmen ließ. So wüthend der Bur-

sche während dieser Operation war, so schwanden doch auf einmahl alle Zufälle. Er war befremdet, als man ihm sein widersinniges Zeug erzählte, und bat um Vergebung.

XXXV.

Riesen.

102) Ein fünfjähriges Riesenmädchen.

Hr. Dr. Benzenberg sah im Frühjahr 1803 im Oldenburgischen ein Mädchen von 5 Jahren, deren Gesichtszüge gar nicht unangenehm waren, die aber im übrigen eine solche Größe und Stärke hatte, daß sie, wenn sie in einem Sessel saß, mehr einer kleinen Frau, als einem Kinde ähnlich sah. Auf der Brust und an den Dickbeinen hiengen ganze Wülste von Fett, in deren Falten die Haut roth und wund war. In dem Jahre vorher waren die Aeltern mit diesem Kinde in Bremen, wo sie es für Geld sehen ließen. Es wog damahls 137 Pfund. Das vom Dr. Tilesius beschriebene Kind wog nur 40 Pfund, und sein Fleisch war schwammig; bey diesem hingegen war es sehr derb. Das Ganze schien nur von einer ungewöhnlich starken Absonderung des Fettes im Zellgewebe herzurühren. Auch war die Fülle des Busens nur scheinbar, und hatte ihren Grund in Fettwülsten und im Schnüren des Kleides.

Die Aeltern und Geschwister zeichneten sich durch nichts aus; — die Mutter war lang und hager, der Vater klein, und eine ältere Schwester von 9 Jahren ein ganz gewöhnliches Kind. Auch hatte sich diese im ersten halben Jahre durch nichts ausgezeichnet, erst später nahm sie so beträchtlich zu. Sie schlief gern, aß viel, und liebte die Bequemlichkeit. Das Gehen fiel ihr schwer. Sie hatte eine feine Haut, blaue Augen und gelbblondes Haar.

103) Eine Riesenfamilie.

Diese, schon vor mehreren Jahren ausgestorbene, Familie lebte zu Visos, ihre Mitglieder waren bis 8 Fuß hoch, und ein Mann aus derselben wurde 108 Jahr alt.

104) Der große Samuel.

In englischen Blättern vom 22. May 1802 ist folgende Nachricht enthalten. Am 6. May starb zu Guernesey ein Werbeofficier, Namens Samuel Macdonal, der aber mehr unter der Benennung Big-Sam (der große Samuel) bekannt war, im 40sten Jahre seines Lebens. Er hatte eine Höhe von 6 Fuß 10 Zoll und über die Brust eine Breite von 4 Fuß. Alles war an ihm gut proportionirt, die Schenkel etwa ausgenommen, welche für das Gewicht, das sie zu tragen hatten, etwas zu lang scheinen konnten. Die Natur hatte ihn zugleich mit einer bewundernswürdigen Leibesstärke begabt, deren er sich aber niemahls zu seinem Vortheil bediente. Mit dem sanftesten Charakter verband er zugleich eine vorzüg-

liche Seelengröße. Er starb an der Brustwassersucht, woran gemeiniglich Leute von seinem Körperbau sterben.

105) Hans Brav.

Unter die riesenartigen Menschen gehört auch Hans Brav in Tyrol, welcher 12 Rheinl. Fuß naß.

XXXVI.

Schlafsüchtige.

106) Hammer schläft 7 Wochen.

Der Dr. Wendelstädt erzählt in seinen Wahrnehmungen am Krankenbette die Geschichte eines Menschen, der siebenundvierzig Tage hintereinander geschlafen hat. Dieser Mensch hieß Johann Georg Hammer, und war vierunddreißig Jahr alt, als er 1794, den 10ten November, ins Wasser fiel, und darauf in seiner nassen Kleidung auf einem Speicher die ganze Nacht zubrachte. Er war erhitzt, als er hineinfiel, und fand sich, als er wieder am Ufer war, erstarrt. Den Tag darauf überfiel ihn ein tiefer Schlaf. Dem Anscheine nach schlief er ganz ruhig, er schnarchte nicht, und das Athmen war fast unmerklich. Da er nach einer ziemlich langen Zeit nicht wieder aufwachte, beschloß man, ihn zu

wecken; man rufte ihn, man schüttelte ihn, allein alles half nichts; er schlief fort, und lag ohne alle Empfindung. Dabey war sein Gesicht nicht entstellt, es sah nicht blaß, sondern blauschwarz aus. Man konnte ihm weder Speise noch Trank beybringen; etwas Wasser, das man ihm in den Mund goß, floß wieder weg. Die Excremente gingen von ihm weg, ohne daß er etwas davon wußte, und trotz aller Mittel, die man anwandte, schlief er fort, erwachte erst den 26. December wieder, und zwar gerade zu einer Zeit, als niemand zu Hause war. Mit dem Erwachen hatte er auch sein Bewußtseyn wieder. Denn er sah aus der aufgeschlagenen Bibel, die auf dem Tische lag, daß es Sonntag seyn müsse. Er wußte nichts davon, daß er so lange geschlafen hatte, sondern behauptete immer, er sey diese sieben Wochen todt gewesen. Als er wieder erwachte, war er außerordentlich abgezehrt und entkräftet. Diese Schwäche fühlte er Jahre lang, ehe er sich davon erholte.

107) Schlafsucht aus Schwermuth.

Im Jahre 1713, den 15. April, kam ein Zimmermann, von ungefähr 50 Jahren, in die Charité zu Paris. Er war krank, und seine Krankheit rührte von dem plötzlichen Tode eines seiner Freunde her, mit dem er sich einige Tage vorher gezankt hatte. Er sah wie ein Mensch aus, den Bestürzung und Traurigkeit halb dumm gemacht haben; auch hatte er einige Neigung zum Schlafe. Uebrigens war er sich alles vollkommen bewußt, und beantwortete jederzeit die Fragen, die man an ihn that. Er hatte kein Fieber. Einige Tage

nach seiner Ankunft fiel er in einen tiefen Schlaf. Alles Bewußtseyn, alles Gefühl war verschwunden, und jede Bewegung hatte fast gänzlich aufgehört. Er hatte eine ruhige Miene, sah roth im Gesichte aus, konnte frey athmen, sein Puls schlug stark, gleich, aber sehr langsam. Man ließ ihm am Arme und am Fuße zur Ader, schüttelte und rüttelte ihn, gab ihm Brechmittel ein weckte ihn dann auf, und erhielt ihn 24 Stunden wach. Alsdann aber sank er wieder in einen solchen tiefen Schlaf, daß man ihn durch kein Mittel wieder aufwecken konnte. Er schlief ununterbrochen fort, und lebte blos von etwas Brühe, Gelee und Wein, welches man ihm in geringer Quantität in den Mund flößte, nachdem man ihm vorher mit vieler Mühe die Zähne aufgebrochen hatte. Seine natürlichen Ausleerungen standen mit der Menge der genossenen Nahrung in Verhältniß. Endlich tauchte man ihn mehrmahls in ein Bassin, das sich im Garten des Hospitals befand; allein er kam eben so fest schlafend wieder heraus. Wenn man ihn untertauchen wollte, so machte er es, wie ein Hund, der nicht ins Wasser getaucht seyn will. Er hatte weder Bewußtseyn noch Empfindung, und in diesem Zustande blieb er bis zu Ende des Augusts. Im darauf folgenden October erwachte er endlich nach und nach aus seinem Schlafe, der beynahe 6 Monathe gedauert hatte. Er befand sich wohl, war aber blödsinnig geworden.

108) Ein Engländer schläft 17 Wochen.

Man findet in den English transactions folgende Thatsache aufgezeichnet. Ein Mensch von

25 Jah-

25 Jahren, stark und gesund, fiel, ohne daß man eine Ursache anzugeben wußte, in einen Schlaf, der einen Monath dauerte; darauf erwachte er, kleidete sich an und eilte zu seinen Geschäften. Nach zwey Jahren schlief er wieder 17 Wochen. Alle Hülfe der Kunst wurde vergebens aufgeboten. Endlich wachte er von selbst auf, wollte aber nicht glauben, daß er so lange geschlafen habe, bis die eingetretene Erndte ihn von der Wahrheit der Sache überzeugt hatte. Nach einem Jahre schlief er wieder, und zwar noch länger. Alle zu erdenkende Reitze wurden vergebens angewandt.

109) Ein Schlafsüchtiger aus Mans zu Paris.

Im Jahre 1766, den 14. Junius, brachte man aus der Gegend von Mans einen Kranken ins Hotel-Dieu nach Paris. Seit vier Jahren litt er an einem schleichenden Fieber, und nach einiger Zeit hatte ihn eine Art von Raserey überfallen. Die Einwohner zu Mans tauchten ihn in einen Fluß, und glaubten, ihm unstreitig dadurch eine Erleichterung zu verschaffen. Er schlief darin ein, und als man ihn herausgezogen hatte, ließ man ihm am Arme, am Fuße und noch an andern Theilen des Körpers zur Ader. Nichts aber konnte ihn aus seinem Schlafe erwecken. Er schlief mehrere Tage hintereinander. Seit der Zeit fiel er monathlich zweymahl in einen langen Schlaf. Es war allemahl Dienstags, wo er einschlief. Sonnabends kam er ins Hotel-Dieu, schlief Abends ein, und erwachte den Tag darauf wie die übrigen Kranken. Dieß geschah auch die andern Tage, allein den Dienstag schlief er ein und

erwachte erst den darauf folgenden Sonnabend wieder. So lange dieser Schlaf dauerte, mußte man ihn heraussheben und wieder niederlegen, wenn es sein natürliches Bedürfniß erforderte. Nichts konnte ihn aufwecken, und er war gegen alles gefühllos.

110) Periodisches Erwachen eines Schlafsüchtigen.

Im Jahre 1730 sah man in dem Hotel-Dieu zu Paris eine Frau von etwa 30 Jahren in einen außerordentlich tiefen Schlaf fallen. In den ersten 6 Monathen erwachte sie alle Tage jedesmahl zu Mittage und um Mitternacht; die darauf folgenden 6 Monathe aber wurde sie jedesmahl früh um 6 Uhr und Abends um 6 Uhr wach. Diese Abwechselung dauerte vier Jahr lang so fort.

Wenn sie wachte, öffnete sie die Augen nicht; sie sprach zwar einige Worte, aber diese hatten keinen Zusammenhang. Manchmahl lachte und weinte sie wie ein Kind. Dies dauerte ungefähr eine halbe Stunde, und dann schlief sie wieder ein.

Während dieser Zeit, wo sie in ihrem Stuhle oder in ihrem Bette saß, gab man ihr zu essen; denn sie hätte selbst nicht daran gedacht. Sie hatte guten Appetit, und es schmeckte ihr wohl.

Aller Wahrscheinlichkeit nach weckte sie der Hunger auf. Ihrer natürlichen Bedürfnisse entledigte sie sich während des Schlafes im Bette. Man stach sie, man kniff sie, und verursachte ihr noch andere Arten von Schmerzen, aber alles dieses half nichts. Man legte Zugpflaster auf, aber sie hatten keine Wirkung. Sie war gegen alles

unempfindlich, selbst wenn sie wach war, und man glaubte nicht, daß sie höre.

Sie war übrigens wohl beleibt, ihr Gesicht sah bleich aus, ihre Stimme war so schwach, wie bey einem Kinde; ihre Gliedmaßen waren sehr geschmeidig, und der Puls ging ordentlich. Während ihres Schlafs holte sie so stark, wie eine gesunde Person, Athem. Sonst würde man geglaubt haben, sie sey todt.

Während des Schlafs hatte sie die Zähne zusammengeklemmt, und man konnte ihr den Mund bloß mit Gewalt öffnen.

Gegen das Ende des vierten Jahres verlor sie ihre Schlafsucht, und es schien, als wenn sie gesund wäre. Allein dieß dauerte bloß 6 Monate. Sie wurde darauf 3 bis 4 Monate närrisch, fiel in ihren ersten Zustand zurück, und starb nach Verlauf von 6 Monathen.

111) Frau Favron zu Dinan.

Zu Dinan in Frankreich lebte noch vor kurzem Frau Jeanne Favron, die seit funfzehn Jahren mit einer außerordentlichen Schlafsucht behaftet war. Diese Frau schlief drey bis vier Monathe hintereinander, ohne zu erwachen. Während ihres Schlafes gab man ihr keine Nahrung; dessen ungeachtet sah sie im Gesicht nicht abgezehrter aus als jeder andere Kranke. Sie war sehr mager und ihre Arme waren von allem Fleische entblößt. So oft sie erwachte, mußte sie essen, während des Schlafs aber stockten alle Verrichtungen ihres Körpers. Am 15. Januar 1803 schlief sie nicht und ihr wachender Zustand war mit auffallenderen Geisteszerrüttungen begleitet,

als es sonst der Fall gewesen war, wo sie nur ohne Zusammenhang schwatzte. Sie war 49 Jahr alt und an einen Kupferschmied verheyrathet, der sie aber verließ. Sie war ihm sehr zugethan, und sein Entweichen hatte ihr Uebel sichtbar vermehrt. Kinder hatte sie nie gehabt.

112) Gillmann ein Knabe.

Zu Horsley in der Grafschaft Glocester wurde der Sohn eines Leinwebers, Benjamin Gillmann, von etwa 5 Jahren, dem Anschein nach ganz gesund, zu Bette gebracht. Am andern Morgen fand man ihn noch immer schlafend, und dieser Schlaf dauerte 12 Tage und 12 Nächte hindurch ununterbrochen fort, ohne daß das Kind etwas anders als einige Löffel von einem Tranke zu sich nahm, den man ihm mit Vorsicht einflößte. Diese ganze Zeit über zehrte sein Körper immer mehr ab. Endlich erwachte er und erinnerte sich nicht des Geringsten, was mit ihm vorgegangen war. Er fühlte sich schwach aber übrigens wohl.

XXXVII.

Schlangenbeschwörende.

113) Die Schlangenfresser und Schlangenbeschwörer, die man im Alterthum Psylli nannte, finden sich zu Cairo in Aegypten häufig und machen eine besondere Sekte aus. Sie

behaupten, die Macht zu besitzen, den Schlangen trotzig begegnen, ihnen schmeicheln, sie mit der Stimme herbeylocken und ihre Bisse heilen zu können. Sie feyern jährlich ein Fest auf eine ihrer Stiftung angemessene Art, wo sie in Procession auf den Gassen herumziehn. Jeder hält in der Hand eine lebendige Schlange, die er unter schrecklichen Grimassen beißt, zerreißt und stückweise verschlingt. Savari hatte Gelegenheit, dieses Fest zu Raschid in Aegypten mit anzusehn, das man zu Ehren des Stifters dieser Sekte, der Sidi Ibrahim hieß, feyerte. Die verschiednen Innungen der Handwerker, jede mit ihrer Fahne, zogen sehr gravitätisch daher. Die Fahne Mahomed's, die man im Triumphe dabey trug, lockte eine Menge Volks herbey. Jedermann wollte dieselbe berühren, sie küssen und an seine Augen drücken. Diejenigen, die diese Gunst genossen hatten, begaben sich zufrieden zurück. Der Tumult hatte gar kein Ende. Hierauf kamen die Priester des Landes, die lange Mützen, in der Gestalt von Bischofsmützen, auf dem Kopfe trugen. Sie gingen mit langsamen Schritten einher und sangen Hymnen aus dem Koran. Einige Schritt hinter ihnen folgte ein Haufen Leute mit bloßen Armen und wilden Blicken, welche ungeheure Schlangen in den Händen hatten, die sich um ihren Leib herumwanden und sich alle Mühe gaben, ihnen zu entwischen. Die Psylli hielten die Schlangen nahe am Halse fest, vermieden dadurch ihren Biß, zerrissen sie ihres Zischens ungeachtet mit den Zähnen und fraßen sie lebendig. Das Blut floß ihnen aus dem Munde. Andere Psylli gaben sich Mühe, ihnen ihren Raub zu entreißen, und man stritt sich um diesen

Schlangenfraß. Der Pöbel folgte ihnen voll Erstaunen nach und sah dieß für ein Wunderwerk an.

Ein anderer Reisender, Sonnini, hatte keine Gelegenheit, das Fest zu sehn; er ließ daher bey seinem Aufenthalte zu Cairo einen solchen Schlangenfresser auf sein Zimmer kommen, um die Sache in der Nähe zu untersuchen. Derselbe hatte einen Priester bey sich, der eine große Schlange im Busen trug, die er unaufhörlich mit den Händen befühlte. Nachdem er ein Gebet hergesagt hatte, übergab er sie dem Schlangenfresser. Sonnini bemerkte, daß man ihr die Zähne ausgerissen hatte, sie war übrigens sehr lebhaft und sah dunkelgrün und kupferroth aus.

Der Schlangenfresser faßte die Schlange herzhaft an, die sich um seinen nackten Arm herumwand. Er fing nunmehr an, unruhig zu werden; seine Gestalt veränderte sich; seine Augen drehten sich im Kreise herum; er stieß ein schreckliches Geschrey aus; er biß das Thier in den Kopf und riß ein Stück davon weg, das man ihn kauen und verschlingen sah. Jetzt gerieth er in Zuckungen; sein Heulen verdoppelte sich; seine Gliedmaßen krümmten und biegten sich; sein Gesicht nahm alle Kennzeichen der Wuth an; aus seinem Munde, den er durch schreckliche Grimassen ausdehnte, flossen Wellen von Schaum. Von Zeit zu Zeit verschlang er neue Stücke von der Schlange; drey Leute bemühten sich, ihn festzuhalten, allein er zog sie alle mit sich fort und durchlief mit ihnen die Stube. Die Arme schleuderte er auf allen Seiten herum, und schlug alles, was ihm in den Weg kam. Endlich nahm ihm der Priester die Schlange weg; seine Wuth und seine Zuckungen aber ließen noch nicht so-

gleich nach; er biß sich in die Hände und seine Raserey dauerte fort. Der Priester schloß ihn in seine Arme, legte ihm sacht die Hand auf den Rücken, hob ihn sachte von der Erde auf und sagte Gebete her. Allmählich ließ die Unruhe nach und verwandelte sich in eine gänzliche Ermattung, die einige Augenblicke anhielt. Diese Menschen sind in Aegypten sehr geehrt, und man sieht sie fast für Heilige an. Die Behauptung Sonnini's, daß man den Schlangen die Zähne ausreiße, leugnen andere Reisende; und gegen Savari's Aussage, daß die Schlangenfresser ihren Biß vermieden, sagt Antes in seinen Beobachtungen über die Sitten und Gebräuche der Aegypter, daß sie nicht zu der Klasse derjenigen gehört haben müßten, die das Geheimniß besitzen, den Schlangenbiß unschädlich zu machen.

Antes hatte während seines langen Aufenthaltes zu Cairo oft Gelegenheit, diese Schlangenfresser zu beobachten, und sie oft auf den Straßen ganz mit Schlangen umwunden angetroffen. Einige wanden sich um ihren Nacken, andere steckten ihnen in dem Busen, und alle waren noch lebendig.

Die Schlangenfresser spielen auch mit diesen Schlangen.

Als sich Bruce zu Cairo befand, wünschte er ebenfalls ihre Künste zu sehn. Man ließ Einen von diesen Leuten holen, und als er ins Haus trat, fragte man ihn, wo er seine Schlange hätte? Er fuhr mit der Hand in den Busen, zog eine große gehörnte Schlange heraus, und warf sie auf den Boden. Das Thier wurde durch eine solche rauhe Behandlung wüthend, und sprang auf einen der Zuschauer loß, und da man fürch-

tete, sie möchte ihn beißen, so lief ihr der Mann nach und hob sie in der Mitte mit der bloßen Hand in die Höhe, worauf sie sich um ihn wand und ihn zwischen den Zeigefinger und den Daumen biß, so daß das Blut herausfloß. Hieraus schien er sich aber nichts zu machen, sondern rieb die Wunde bloß mit ein wenig gemeiner Erde, und sie hatte auch keine nachtheilige Folgen. Hätte er vorher der Schlange wirklich den Stachel und die Giftblase genommen, so würden die Thiere, die sogleich nach ihm von der Schlange gebissen wurden, nicht so plötzlich gestorben seyn. Verschiedene Vögel und eine Katze wurden von ihr gebissen, und starben unmittelbar darauf.

Als sich der Baron Tott zu Cairo aufhielt, war er auch neugierig nach diesem Schauspiele, und da gerade ein kleiner Junge die Straße hinging, von dem Antes wußte, daß er zu den Schlangenfressern gehöre, so bot man ihm einige Geldstücke an, wenn er seine Künste zeigen wolle. Der Junge war ganz nackt und hatte bloß eine kleine rothe Mütze auf dem Kopfe. Sogleich lief er nach einer alten Gartenmauer und kam kurz darauf mit leeren Händen zurück. Man fragte ihn, wo er seine Schlangen habe? Er nahm hierauf seine kleine Mütze ab, unter der er fünf sehr große Schlangen hatte, die er auf den Boden hinwarf und mit ihnen zu spielen anfing. Sie stachen ihn häufig, allein er schien sich nichts daraus zu machen. Antes glaubte, daß er ihnen vielleicht den Stachel ausgerissen hätte, und bückte sich, sie näher zu untersuchen; allein der Junge warnte ihn, daß er ihnen ja nicht zu nahe kommen möchte, und um

ihn von der Wahrheit zu überzeugen, hob er einige in die Höhe und zeigte ihm den Stachel.

Diese Leute aber spielen nicht allein mit den Schlangen und essen sie, sondern sie können auch machen, daß sie ihnen nachziehn müssen. Als Denon während seines Aufenthalts zu Cairo einmahl den damahligen Obergeneral Bonaparte besuchte, brachte man gerade Schlangenbeschwörer herein; man fragte sie über die Geheimnisse ihrer Sekte, und stellte endlich ihre Geschicklichkeit auf die Probe. „Wißt ihr," fragte sie Bonaparte, „ob in diesem Pallaste Schlangen sind? und wenn es dergleichen darin gibt, könnt ihr sie zwingen, aus ihrem Aufenhalte hervorzukommen?" Beyde Fragen beantworteten sie mit Ja, und mußten nun ihre Geschicklichkeit beweisen. Sie zerstreueten sich in die Zimmer, und gleich darauf erklärten sie, es sey eine Schlange da, und fingen ihre Nachforschungen wieder an, um zu entdecken, wo sie sich befände. Als sie vor einem Wasserkruge, der im Winkel eines Zimmers stand, vorbeygingen, bekamen sie einige Verzuckungen; sogleich riefen sie aus: Hier ist das Thier! Man sah nach, und fand, daß es sich in der That so verhielt.

Antes hat von vielen glaubwürdigen Männern die Thatsachen der Schlangenbezauberung gehört, und ist auch selbst einigemahl Augenzeuge davon gewesen. Einer seiner Freunde, Bruno Arnaud, der zu Cairo in einem alten Hause wohnte, hatte einstmahls eine Schlange in seinem Schlafzimmer gefunden, und ließ daher einen Schlangenbeschwörer kommen, um sich davon befreyen zu lassen. Als derselbe hereintrat, sagte Arnaud zu ihm, er fürchte, er möchte einige

Schlangen im Busen mitgebracht haben, um ihm nachher vorzuspiegeln, er habe sie in seinem Hause gefunden. Der Mensch zog sich daher ganz nackend aus. Nunmehr ging er aus einem Zimmer ins andere, murmelte die ganze Zeit über etwas vor sich hin, und versammelte wirklich fünf große Schlangen um sich, Antes glaubt, daß diese Leute etwas bey sich tragen, z. B. ein Kraut, das die Schlangen sehr lieben, wie z. B. die Mäuse und Ratten Freunde vom Rosenöle, die Katzen vom Baldrian u. s. w. sind.

Auch Browne sah, wie ein solcher Schlangenzauberer drey Schlangen aus der Cajüte eines Schiffes, das nahe am Ufer lag, herauslockte. Der Wundermann faßte sie alsdann an und steckte sie in einen Sack.

XXXVIII.

Schwärmer.

114) Johann Backold zu Münster.

Johann Bockold, ein Schneider und Bierschenker zu Leiden in Holland, gebohren im Jahre 1508, trat zu Münster im April 1534 auf, und schloß sich an die Wiedertäufer, welche seit dem Jahre 1521 ihren Unfug trieben. Hier brachte er es durch mancherley Ränke so weit, daß ihn ein großer Theil des Volks für einen Propheten hielt. Die obrigkeitliche Gewalt war in seinen Händen; er bewies seine Macht dadurch,

daß er alle bisherigen Richter vertrieb, und ihre Stellen mit Creaturen besetzte, von deren Anhänglichkeit an seine Grundsätze er vollkommen überzeugt war. Durch die Einführung der Vielweiberey bekam er noch mehr Anhänger, und er selbst ging in der Beobachtung dieses Gebrauchs mit so gutem Beyspiele vor, daß in kurzem die Zahl seiner Weiber bis auf 16 stieg. Zwar traten noch rechtschaffen-denkende Leute gegen den Schwärmer auf, aber ihr Schicksal war gewöhnlich, daß sie durch Knipperdolling's, eines seiner Anhänger, Schwerdt fielen. Im Junius 1534 trat in Münster noch ein neuer Schwärmer, Johann Tausendschuer, ein Goldschmidt, auf. Dieser berief die Bürgerschaft zu einer Zusammenkunft auf dem Markte, und vertraute ihnen, daß der Vater aus dem Himmel ihm gesagt habe: „Johann von Leiden, der heilige Prophet, solle der König aller Könige auf Erden seyn.“ Dabey überreichte er dem Johann von Leiden ein Schwerdt; und dieser regierte darauf noch unumschränkter. Er richtete nun einen vollkommnen Hofstaat ein, nannte sich in seinen Briefen an auswärtige Fürsten: Johann von Gottes-Gnaden, König in dem neuen Tempel Gottes, wahrhaften Diener der Gerechtigkeit, aus Kraft der Stadt Münster; er führte ein königliches Wappen, ließ sich zwey Kronen von dem feinsten Golde, eine ganz goldene Degenscheide, goldene Sporen, eine Halskette mit Edelsteinen besetzt, und endlich einen Scepter machen. Auch goldene und silberne Münzen ließ er prägen, und wenn er öffentlich erschien, so geschah es immer unter der Begleitung seiner Beamten und Großen des Hofes; vor ihm her wurden die Reichsinsignien,

ein Scepter und Schwerdt, die Krone und die Bibel getragen, kurz Johann machte wirklich den König. Indessen rüstete sich der Bischof von Münster, als wirklicher Landesherr, gegen den Schwärmer Johann und seine rebellischen, oder vielmehr getäuschten Unterthanen, suchte bey den benachbarten Fürsten um Hülfe an, und schloß die Stadt Münster ein. Schon rieb der Hunger viele Einwohner der Stadt auf, ohne daß eine Uebergabe erfolgte, und nach öftern vergeblichen Aufforderungen gelang es dem Fürstbischof endlich, durch die Anordnung eines vormahligen, jetzt gefangenen Stadtsoldaten, welcher die bischöflichen Truppen durch den Stadtgraben auf den Wall führte, den Ort ohne großen Verlust am 24 Junius 1535 einzunehmen. Johann wurde nebst seinen Anhängern, Knipperdolling und Knechting, lebendig gefangen, alle drey zum warnenden Beyspiel für andere in einem großen Theile Deutschlands umhergeführt, an großen Orten zur Schau ausgestellt, und endlich am 23. Januar 1536 auf eine schaudervolle Art gezwickt, zerrissen und zerfleischt. Zuletzt stieß man jedem einen Dolch durch die Brust. Die Leichname wurden in drey eiserne Käfige gesteckt, und an den höchsten Thurm in Münster aufgehangen.

XXXIX.

Schwimmende.

115) Ein Engländer schwimmt sechs Meilen.

In den Dünen Englands war 1801 ein Kauffahrer eingelaufen. Während man die Segel strich, fiel ein Matrose, der auf den Topmast steigen wollte, über Bord. Der erste Officier sah es und warf einen Strick ins Meer, damit sich der arme Mensch anhalten könne. Aber die See ging gewaltig hoch, und wurde von einem tobenden Ostwinde so sehr in Bewegung gesetzt, daß der Matrose weit vom Schiffe weggeschleudert wurde und bald verschwunden war. Man setzte nun ein Boot aus, aber es war nichts von ihm zu entdecken; die Mannschaft gab ihn verloren. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als er des andern Morgens frisch und gesund an Bord kam! Der Wind und der Meerstrom waren beyde landeinwärts gerichtet gewesen, die Wellen hatten ihn mit großer Heftigkeit dorthin getrieben, er war ein geübter Schwimmer, und erreichte das Land bey Sandwich, wenigstens 6 Meilen von dem Orte, wo das Schiff vor Anker lag, zwar sehr erschöpft, doch ganz unversehrt. Das ausgesetzte Boot hatte ihn wegen der Abenddämmerung nicht sehen können.

116) Hamilton schwimmt durch einen Wasserfall.

Der Lachssprung in dem Flusse, durch welchen der Landsee Lough Earne abfließt, bey Ballyshannon in Irland, ist eben so berühmt, als die schöne umliegende Gegend. Vor dem Wasserfalle fließt der Strom still und sanft, bis er sich dem Sturze nähert, wo Felsen seinen Lauf hemmen; er fällt dann nicht weniger als zwanzig Fuß mit unglaublicher Wuth herab und gewährt einen sehenswerthen Anblick. Im August 1800 wollten sich oberhalb dieses Wasserfalls zwey reiche Güterbesitzer, Hamilton und Irrine mit Lachsfischen ergötzen. Sie nahmen einen Schifferjungen mit in ihr Boot. Der häufige Regen hatte den Fluß ungewöhnlich angeschwellt. Der schöne Tag und das Ungewöhnliche der Belustigung lockten viele Leute herbey. Es war eine große Lust. Das Wasser war so still und durchsichtig, daß man deutlich sehen konnte, wie die Lachse zu dem verrätherischen Köder schwammen und einbissen. Aber während des Vergnügens hatte man zu wenig darauf gedacht, den Kahn zu regieren; er gerieth auf einmahl in die Flußgegend, wo das Wasser schon wirbelt und einen Abschuß bekommt; das Hintertheil war plötzlich umgekehrt. Man denke sich den Schreck der beyden Herren und das Mitgefühl der vielen Zuschauer! Die Gefahr war sehr groß; wie sollte man helfen? Hier war nicht zu zaudern. Die beyden Herren sprangen hurtig ins Wasser, und suchten dem reissenden Strome ihre körperliche Stärke durch Schwimmen entgegenzusetzen. Hamilton, ein rüstiger, kraftvoller Mann, kämpft wie ein Löwe mit den Wellen, aber das un=

barmherzige Element stößt ihn Fuß vor Fuß vor sich her, treibt ihn an den Rand des tosenden Falles, und reißt ihn, unter dem lauten Angstgeschrey der Zuschauer, in den schäumenden Abgrund hinab. Alles, was jemahls das jammervolle Loos hatte, in diesen Wassenfall zu gerathen, war niemahls wieder zum Vorschein gekommen! Aber wundervoll, unbeschreiblich wundervoll!! Indem jedes Auge voll Thränen auf die fürchterliche Stelle gerichtet ist, sieht man einen Kopf über den Strudel hervorragen, und kurz darauf auch Arme! Hamilton lebt noch und ist mit übermenschlicher Stärke in einem neuen Kampfe mit dem Strome begriffen. Weiterhin, wo das Wasser wieder ruhiger wird, fischt gerade ein Boot mit einem Lachsnetze. Es nähert sich ihm, er springt mitten unter dem Jauchzen der Leute hinein, und wird, ohne nur den mindesten Stoß erhalten zu haben, ans Ufer gerudert. Herr Irrine war ohne eine so große Gefahr davongekommen. Er gelangte an einen Ort des Flusses, auf welchem er irgend woran stecken blieb. Einige Fischer wagten sich mit Lebensgefahr ins Wasser, um ihm einen Strick zuzuwerfen, wodurch er ans Ufer gezogen wurde. Der arme Knabe im Boote stand nicht geringere Gefahr aus. Aber auch er verlor den Muth nicht. Er warf ein Seil ans Ufer, das man glücklicherweise auffieng, obgleich sein Boot bald über bald unter dem Wasser war. Man rettete ihn.

XXXX.

Schwitzende.

117) Olivier Pauli.

Olivier Pauli, ein Sohn des Dr. Simon Pauli, besaß von seiner Kindheit an das besondere Vermögen, an den Händen zu schwitzen, wenn er wollte, oder wenn es seine Freunde von ihm verlangten. König Friedrich III. von Dänemark, der von diesem Umstande Zeuge seyn wollte, ließ den Vater und den Sohn zugleich zu sich kommen, und befahl dem Letztern zu schwitzen. Der Knabe, der eben seine Hände vorgezeigt und von ihrer Trockenheit jedermann überzeugt hatte, ließ dieß sogleich geschehn. Diese merkwürdige Eigenschaft gieng mit den Jahren nicht verloren, denn in einem Alter von dreyßig Jahren schwitzte er noch an den Händen, sobald er es wollte. Wenn ihm jemand seine Fingerspitzen drückte, so drangen Wassertropfen heraus.

XXXXI.

Selbstmörder.

118) Eine Liebende verschenkt ihr fleischernes Herz.

Im Julius 1802 erschoß sich die natürliche Tochter des General Hompesch in Battersea, ein

ein ungemein schönes und liebenswürdiges Mädchen. Sie hatte in Deutschland einen Geliebten zurückgelassen, dem sie ihre Hand nicht geben durfte; indessen erfuhr dieß in England niemand von ihr, man sah ihr den innern Schmerz nur an. Am Tage ihres Todes schrieb sie zwey Briefe, einen an ihren Vater, und den anderen an ihren Freund in Deutschland. In dem erstern bat sie den Vater, ihr Herz ihrem geliebten Freunde in Deutschland zu schicken, und der Gebeugte ließ diesen letzten Auftrag pünktlich besorgen.

119) Ein eilfjähriger Selbstmörder.

Ein Knabe von 11 Jahren aus Hohnek, bey Stollberg im sächs. Erzgebirge, erhenkte sich den 28. May 1802 an einen Baum nahe bey der Stadt Stollberg. Die Veranlassung zu diesem in seiner Art seltnen Selbstmorde war überspannte Furcht vor einer zu erwartenden, noch ungewissen, und vielleicht auch unverdienten Züchtigung, wegen eines gehenkelten Viergroschenstückes, das er auf dem Wege gefunden zu haben vorgab, und worüber man ihn durch die Drohung, es seinem Vater zu sagen, zum Geständniß zu bringen suchte, daß er es entwendet habe. Er entfernte sich, kam aus Furcht vor der angedrohten Strafe den ganzen Tag nicht in das väterliche Haus, und Nachmittags fand man ihn erhenkt. — Es ist nicht gut, wenn die Furcht bey Kindern die Liebe gegen die Eltern überwiegt! Hier verwirrte diese sclavische Leidenschaft das Gemüth des Knaben so sehr, daß er in einer Art von Wahnsinn sich das Leben raubte, dessen Werth

er noch nicht kannte. Da der Körper dieses unglücklichen Selbstmörders auf dem Gottesacker zu Stollberg in der Stille beerdigt werden sollte, fertigte der dasige Todtengräber ihm, wie einst dem Kinde eines Fallknechtes daselbst, kein Grab, und die armen trauernden Angehörigen desselben mußten mit schweren Kosten von fern her jemanden holen, um den in Verwesung übergehenden Leichnam unter die Erde zu bringen.

120) Selbstmord zweyer Liebenden.

In London an der Surryseite der Westmünster-Brücke ereignete sich im Jahre 1803 folgender außerordentlicher Vorfall. Ein sehr junger wohlgekleideter Mann lief mit großer Heftigkeit ans Wasser, warf seinen Hut hinter sich auf die Treppe am Ufer, und sprang über mehrere Boote hinweg in die Themse. Ihm folgte auf dem Fuße ein schönes, junges Mädchen in einem weißen Mousselinkleide, und stürzte ihm in den Strom nach. Die Themsenschiffer waren über den ungewöhnlichen Vorgang so erstaunt, daß nur Einer von ihnen Besonnenheit genug behielt, um sogleich nachzuspringen, und ihre Rettung zu versuchen. Nicht ohne große Mühe gelang es ihm. Man vermochte sie, wieder nach Hause zu gehn. Das Mädchen sagte, sie gehöre zu den unglücklichen Frauenzimmern, die nicht weit von der Brücke wohnen. Der junge Mensch hatte sich mit ihr in eine Verbindung eingelassen, wodurch er in große Noth gerathen, und endlich zum Selbstmorde verleitet worden war.

XXXXII.

Sinnberaubte.

121) Olof's zwölfjähriger Sinnenverlust.

Der Bauer Olof Olofsson im Dorfe Skarup, in der Provinz Blekingen in Schweden, von starker Leibeskonstitution, fuhr in seiner Jugend zur See, und war bey der Scheiterung eines Schiffes auf dem Wege zu ertrinken; einige Jahre darnach, den 1. Juny 1771 überfiel ihn ein Fieber, welches sich mit Schmerzen im ganzen Körper, vieler Hitze und den heftigsten Kopfschmerzen anfing, wobey er gleich Anfangs die Sprache, und bald darauf auf einmahl alle innern und äußern Sinne verlor.

Etwa einen Monath darnach schienen Hitze und Fieber ihn verlassen zu haben. Der Körper ward während der Zeit gänzlich abgezehrt, so daß kaum eine Spur von fleischigten Muskeln da war, und der Patient sah einem mit Haut überzogenen Gerippe ähnlich.

Er lag beständig, ohne sich zu rühren, auf dem Rücken, die Hände über der Brust, mit ausgestreckten Beinen und mehrentheils mit geschlossenen Augen. In dieser Lage blieb er beständig bis 1781, also 11 Jahr, und außer ein wenig Milch, welche ihm eingegossen ward, zuweilen einen Löffel Wein oder guten Branntwein, auch zuweilen etwas Tabak, genoß er nicht das Ge-

ringste. Man weiß auch nicht, daß er jemahls Essen gefordert hätte, ja er nahm öfters sogar die Milch nicht an, und es geschah nicht selten, daß vier bis acht Tage vergingen, ohne daß er einen Tropfen zu sich nahm.

Man sollte glauben, daß er sich von einem so langen Liegen, und zwar immer auf einer Stelle, wund gelegen hätte; allein dieses war nicht möglich, da er weder Fleisch noch Fett hatte.

Sein Bruder, Andreas Olofsson, trug während der ganzen Krankheit dieses seines Bruders eine unermüdete Sorgfalt für denselben.

Auf jemandes Anrathen fing er im Sommer 1782 an, verschiedene Wurzeln zu sammeln, welche er in Wasser kochte, und den Kranken darin lauwarm baden ließ. Nachdem dieses öfters wiederholt worden war, schien er Gefühl und mehrere Kräfte zu erhalten, und sich, obgleich nur langsam, zu bessern. Doch gab er nicht das geringste Zeichen des Verstandes von sich, sah sehr traurig aus, und hatte eine besondere Furcht vor allen Menschen.

Es währte lange, ehe er zugab, daß ihn jemand aus dem Bette steigen sah; deshalb schlich er sich immer des Nachts, oder wenn die Hausleute im Felde waren, aus dem Bette, um Milch zu suchen; und es traf sich zuweilen, daß er aus Schrecken über jemandes Ankunft umfiel, und alsdann war er nicht vermögend, sich allein wieder aufzuhelfen. Doch nach und nach überredete ihn der Bruder, dann und wann sein langwieriges Lager zu verlassen, er nahm ihn mit sich aufs Feld, und gab ihm einige andere Nahrungsmittel, als Milch, welche letztere doch immer seine Lieblingskost blieb; auch fing man an, seinen Kopf

mit kaltem Wasser, das aus einer nahegelegenen Quelle geholt wurde, zu baden.

Ob nun gleich der Kranke nunmehr sein Gesicht, Gehör und Gefühl wieder erhielt, so war er dennoch äußerst matt und ausgemergelt, konnte nicht sprechen und zeigte wenig Verstand. Doch gewöhnte er sich nach und nach, selbst nach der Quelle zu gehn und sich Wasser zu seinem Kopfbade zu holen.

Zwölf Jahre waren bereits vom Anfange seiner Krankheit verflossen, und es muß ohnfehlbar sehr auffallend gewesen seyn, als man denselben auf einmal in einem Augenblicke alle seine Körper- und Geisteskräfte wieder erhalten sah. Dies geschah am Sonntage, den 8. August 1782 des Morgens, als er aus der Quelle Wasser geholt hatte, in der Wohnstube, in Gegenwart seines Bruders und des Gesindes, welche sich anzogen, um in die Kirche zu gehn, während daß er sich den Kopf badete. Es fuhr ihm bey dieser Verrichtung eine heftige Erschütterung durch den ganzen Körper, seine Arme und Beine zitterten, und er rief zugleich mit schwacher Stimme aus: „Herr Gott! das ist wunderlich! wo bin ich so lange gewesen?" In demselben Augenblicke eröffnete sich eine Ader am Schlafe, woraus ungefähr sechs Tropfen Blut flossen; eine andere eröffnete sich am äußersten Ende des rechten Nasenloches, und eine mitten auf dem Kinne, aus welchen sowohl, wie aus den beyden Ohren, eben so viel Blut floß.

Zu gleicher Zeit erhielt er seine Sprache wieder, redete, was er wollte, war bey völligem Verstande, nannte alle sowohl in als außer dem Hause, welche er vor seiner Krankheit gekannt hatte, bey Namen, und verwunderte sich sehr

darüber, daß sie so alt aussähen; kannte aber keinen, der ihm nicht vor seiner Krankheit bekannt gewesen war, ob er ihn in seiner Krankheit gleich oft vor Augen gehabt hatte.

Er betrachtete seine überstandene Krankheit als einen wirklichen Schlaf, wußte aber nicht, ob er lange oder kurze Zeit gedauert hätte, und das Merkwürdigste von allem war, daß er während dieser zwölf Jahre fast nichts von seinem vorherigen Gedächtniß verloren hatte. Von allem aber, was ihm während seiner Krankheit vorgekommen war, erkannte er nichts wieder.

Als er am Abend mit den übrigen essen sollte, betete er sein sonst gewohntes Tischgebet, ohne Anstoß. Er sprach gut und männlich, außerdem blieb er frisch und gesund, und verrichtete seine Arbeit fröhlich und mit heiterm Muthe.

XXXXIII.

Sonderlinge.

122) Archer, ein Engländer.

In das große Verzeichniß der Sonderlinge gehört unter andern der Engländer Archer, der im Jahre 1802 starb. Seine Einkünfte beliefen sich jährlich auf zehntausend Pfund Sterling. Er hatte unter mehreren ein schönes Landhaus zu Coopersale unfern Epping in der Grabschaft Essex. Dies Haus stand seit mehr als zwanzig Jahren ganz ledig, da er niemanden erlaubte,

darin zu wohnen. Als er starb, fiel es seiner Tochter, der Mistreß Houblon zu, welche sogleich einen Baumeister hinschickte, um es zu besichtigen. Sein Bericht lautete sonderbar. Seit achtzehn Jahren waren weder die äußern Pforten des Vorhofes noch die Hausthüren geöffnet worden. Die Letztern hatte der Besitzer mit Eisenblech überziehen lassen. Der Vorhof stand voller Disteln, Brennnesseln und Unkraut, und die Hausflur war mit Spinnweben überzogen. Krähen und Elstern hatten Nester in die Rauchfänge gebaut, und Nachteulen waren im Besitz des vornehmsten Saales. Einige Zimmer hatte man in dreyßig Jahren nicht aufgemacht. Seit fünfundzwanzig Jahren nisteten die Tauben in der Bibliothek, welche einige tausend Bücher enthielt; ihr Zugang war durch ein Loch im Fenster. Daß sie lange hier gehaus't haben mochten, schloß man aus dem vielen Miste, der herausgeschafft werden mußte. Ein berühmter Naturforscher, der bey Oeffnung des Hauses gegenwärtig war, versicherte, niemals so große und schöne Spinnweben gesehen zu haben; indem sie sich durch das ganze Zimmer und von der Decke bis an den Boden erstreckten. Den Wein, die Biere, den Rum, von deren jedem eine große Menge vorräthig war, hatte man seit zwanzig Jahren nicht angerührt. Alle diese Getränke waren wohlbehalten, vornehmlich der Portwein. Der Aufseher, der Gärtner und dessen Knechte hatten ausdrücklichen Auftrag von ihrem Herrn, kein Gräschen, weder aus dem Garten, noch aus dem Lustreviere zu raufen. In den Teichen hatte man seit mehreren Jahren nicht gefischt; es wurden daher nach dem Tode des

Herrn Archer erstaunlich große und schwere Fische darin gefangen.

---

123) Ein anderer Sonderling in England hatte ein schönes Gut mit großen Waldungen von seinen Eltern geerbt, und es durfte, ob er gleich sehr auf Geld hielt, dennoch kein Baum gefällt werden. Alle Erinnerungen, wie schädlich dies dem Holze selbst sey, fruchteten nichts — er wollte es nun einmal so, wiewohl darüber die Holzung selbst sehr litt. Einst bewog ihn ein Gebot von funfzig Guineen (300 Rthlr.) den Handel einzugehn, und einen großen Eichbaum fällen zu lassen. Aber der Handel reuete ihn, und er hatte eine kindische Freude, den Baum am folgenden Tage für 70 Guineen (420 Rthlr.) wieder zurückkaufen zu können. Auch nicht das Geringste durfte in seinem Wohnhause ausgebessert werden — an vielen Orten war daher das Dach ganz offen, und es fand sich kein Zimmer im Hause, wo man gegen Wind und Wetter sicher war. Der hereinstürzende Regen, verbunden mit den Unreinigkeiten, welche die Menschen an den Füßen mit ins Haus brachten, ließen es darin nie trocken werden; alles war mit Schimmel bedeckt oder verfault. In keinem bessern Zustande waren auch die zur Landwirthschaft gehörigen Gebäude — denn auch sie durften nicht ausgebessert werden, und er sah gelassen zu, daß die besten Baumaterialien vor seinem Hause verrotteten. Sein Starrsinn konnte durch nichts gebeugt werden. Seine Frau ließ es sich angelegen seyn, ihn theils von vielen seiner Thorheiten durch Vorstellungen abzubringen, theils manche zu verbe-

cken und unschädlich zu machen, welches ihr auch oft gelang. — Auffallend war es, daß dieser Mann ein sehr gutes Herz hatte — denn er gab Proben von Güte und thätiger, reicher Milde, und übte mehrere nachahmungswürdige großmüthige Handlungen aus. Uebrigens ward er bey dieser seiner Lebensweise 80 Jahr alt; die er indessen gewiß viel nützlicher verbracht haben würde, wenn er weniger Sonderling gewesen wäre.

124) Barbella, Tonkünstler.

Don Emanuel Barbella in Neapel, ein berühmter Violinist, der nicht nur auf seinem Instrumente ein großer Künstler, sondern auch ein vortrefflicher Tonsetzer war, besaß einen Charakter voller Seltenheiten und Widersprüche. Ob man ihn gleich in den besten Gesellschaften als einen geschätzten Künstler gern sah, so war er doch in seiner Lebensart als ein Lazzaroni zu betrachten. Beynahe bis zu seinem sechszigsten Jahre hatte er kein eignes Logis, sondern lebte, arbeitete und schlief bey seinen Bekannten oder an öffentlichen Oertern. Durch eilfmalige Krankheiten von galanter Art, mit deren Erzählung er gar nicht geheim hielt, in eine solche Steifheit versetzt, daß er den Hals nicht mehr umdrehen konnte, war er zu gleicher Zeit Einer der größten Schläger und Andächtler. Vorzüglich äußerte er bey jeder Gelegenheit die größte Ehrfurcht vor der Jungfrau Maria; er glaubte, daß er ihr seine Rettung in den größten Gefahren zu verdanken habe; und ihr hatte er deshalb das Gelübde gethan, daß er sich in seiner Kleidung lebenslänglich nur schwarz und blau tragen wolle.

Bey jeder Gelegenheit suchte er des Nachts auf der Straße Händel: schnell zog er den Degen, und den Ersten den Besten zu durchbohren, war ihm eine Kleinigkeit. Gegen seine Bekannten war er dienstfertig, unwandelbar in seiner Freundschaft und zuverlässig in seinen Versprechungen. Fiel es ihm ein etwas zu componiren, so eilte er zum Nächsten seiner Freunde oder auch zum nächsten feilen Mädchen, foderte Feder, Dinte und Papier (denn von allen diesen besaß er nichts), schrieb seine Sonaten nieder, deren Verdienst unbezweifelt war und die ihn auch nebst seinen Conzerten und Unterrichtsstunden ernährten. Für die Krone aller seiner Arbeiten hielt er eine sogenannte Teufelssonate. Er erzählte nämlich oft mit feyerlichem Ernste, daß ihm einst des Nachts, als er ganz gewiß gewacht habe, der Satan in seiner schrecklichsten Gestalt erschienen sey. „Elender Stümper!" (hätte dieser ihn angeredet), du glaubst Wunder, welch ein Meister du auf deinem Instrumente bist. Hör einmal, wie ich dasselbe spielen kann!" Von dem Fürsten der Hölle war nun ein ungeheuer großes, einem Thurm gleichendes Instrument gestrichen worden, und diese furchtbar große Musik habe jedes seiner Haare emporgesträubt. Unbeschreiblich sey die Wirkung dieser Musik bey ihm gewesen und nach dem endlichen Verschwinden des Satans wären ihm noch einige Hauptpassagen im Gedächtnisse geblieben. Nach diesen habe er den Tag darauf seine Sonate entworfen. Wehe dem Ungläubigen, der bey dieser Erzählung auch nur die kleinste lächelnde Miene blicken ließ!

Vor dem Wasser hatte dieser sonderbare Mann eine unglaubliche Furcht. Kaum getraute

er sich, über den kleinsten Strom zu gehn. Einst war von Lissabon aus ein sehr vortheilhafter Ruf nach dieser Residenz an ihn ergangen. Nach langer Ueberlegung nahm er ihn an; allein kaum befand er sich am Bord eines Schiffes, so eilte er schon über Hals und Kopf zurück, um nur wieder ans Ufer zu kommen.

125) Ein Verheiratheter, der nur drey Tage im Jahre Ehemann ist.

Im fünfundvierzigsten Jahre heirathete Herr *** ein liebenswürdiges Mädchen von zwanzig Jahren. Drey Tage nach der Trauung kam er Abend auf das Zimmer der jungen Frau, küßte sie mit Zärtlichkeit, und versicherte sie seiner innigsten Liebe; „doch, diese Liebe zu erhalten," sagte er, „ist es nothwendig, daß ich Sie verlasse; unser täglicher Umgang würde uns einander bald zur Last machen, und die Flamme unserer Liebe ersticken. Eins muß sich nach dem andern sehnen, eins dem andern werth und theuer bleiben, keines darf das andere ganz kennen lernen, nur selten müssen wir einander sehen. Zu diesem Ende, meine Liebe, bin ich fest entschlossen, dieses Haus noch diese Nacht mit einem andern zu verwechseln, und solches des Jahrs nur einmahl zu betreten. Sie sollen es allein mit Ihrer weiblichen Bedienung bewohnen. Nichts soll Ihnen mangeln; jedem Ihrer billigen Wünsche will ich zuvorkommen, und Ihnen jedes anständige Vergnügen bereiten. Heut über's Jahr bin ich wieder in Ihrer Gesellschaft, verweile drey Tage an Ihrer Seite, und verlasse Sie dann zu

der nämlichen Stunde wieder, in der ich mich heute von Ihnen trenne. Sie besuchen mich niemahls! Bringt uns das Ungefähr irgendwo zusammen, so begegnen wir einander wie Menschen von Erziehung, von feiner Lebensart, ohne es die Welt merken zu lassen, daß wir Mann und Frau sind." Die Dame war erstaunt, wollte reden, aber der Gemahl ließ sie nicht zu Worten kommen, sondern fuhr fort:

„Ich weiß alles, was Sie mir sagen wollen, und fühle es mit Ihnen, daß mein Antrag etwas Auffallendes in sich faßt. — Wir beyde müssen uns einige Gewalt anthun. — Sollten Sie, wie ich nicht zweifle, mit Kindern gesegnet werden, so bleiben die weiblichen immer, die männlichen aber nur bis zum siebenten Jahre unter Ihrer Leitung. — Leben Sie wohl, wohl bis auf's Wiedersehn heute nach einem Jahre!"

Hier küßte Herr *** seine Gemahlinn, entfernte sich schnell, sprang in den Wagen, und fuhr davon. — Die gute Frau wußte nicht, was sie denken sollte; man überredete sie, es für Scherz zu nehmen. Doch es war des Gemahls völliger Ernst; er bezog wirklich ein anderes Haus in der Stadt, und niemand konnte ihn früher zur Rückkehr bringen. Seine Bedienung bestand blos aus Männern, und so viele Augen ihn auch beobachteten, so sah ihn doch keines in weiblicher Gesellschaft. — Seine Gemahlin wagte es, ihm einen Besuch zu geben; er ließ sie recht sehr bitten, sich seiner Worte zu erinnern, und nahm den Besuch nicht an. Sie schrieb ihm Briefe; er antwortete ihr nur einmahl, und zwar mit folgenden Worten:

„Meine Theure!“

„Mein Entschluß ist unabänderlich. Vergebens bemühen Sie sich, mich eines anderen Sinnes zu machen. Verlangen Sie alles, und es soll Ihnen gewährt werden, nur das nicht, daß ich Sie öfter als des Jahrs einmahl besuche. Ich liebe Sie von ganzem Herzen, und wünsche wirklich, daß das Jahr bald zu Ende wäre, um mein Herz gegen Sie reden zu lassen. Sie werden mir immer schätzbarer, theurer; dieß glauben Sie mir ohne Schwur. — Sollten Sie mir noch öfter schreiben wollen, so sage ich Ihnen zum voraus, daß ich Ihre Briefe zwar annehmen, auch lesen, aber nicht beantworten werde. Ich küsse Sie mit wahrer Zärtlichkeit — und bin — ewig der Ihrige.“

Man versuchte es, ihn durch kluge Freunde von der sonderbaren Grille zu befreyen, aber die Klugheit der Freunde scheiterte an dem Scharfblicke des Herrn * * *. Es war nicht möglich, ihn von seinem Entschlusse abzubringen. Von der Liebe zu seiner Gemahlinn gab er die stärksten, die unverdächtigsten Beweise. Er unterhielt einen eigenen Arzt, der sich täglich um ihr Befinden erkundigen, und ihm davon Nachricht geben mußte. Er überhäufte sie mit Geschenken, und überraschte sie mit den ausgesuchtesten Vergnügungen; doch vermied er sorgfältig jede Gelegenheit, mit ihr zusammenzukommen. Die Gesellschaften, welche sie besuchte, waren nicht die seinigen, so wie er überhaupt wenig, außer in Geschäften, unter Menschen ging. Mit einem Geistlichen, der sein vertrauter, alter Freund war, unterhielt er sich am meisten. Dieser mußte ihm feyerlich zusagen, nie der Gemahlinn, und des

Entschlusses, von ihr getrennt zu leben, auch nur mit einer Silbe zu erwähnen. — Diesen Geistlichen suchte man zu gewinnen, und beredete ihn dahin, daß er gestattete, eine unvermuthete Zusammenkunft der beyden Eheleute in seinem Hause zu veranstalten. Da ein Tag in der Woche bestimmt war, an welchem Herr *** bey dem Geistlichen sich sicher einzufinden pflegte, um eine Partie Schach mit ihm zu spielen, so war es leicht, ihn da zu treffen. Herr *** erschien zur gewöhnlichen Abendstunde. Der Geistliche und er spielten. Als beyde mitten im Spiele begriffen waren, läßt sich ein fremder Herr melden. Der Geistliche geht dem Fremden entgegen, allein dieser kommt ihm zuvor, und tritt mit einer verschleyerten Dame ins Zimmer. Herr *** erkennt den Fremden, der ein Anverwandter von ihm war, nimmt seinen Hut, und empfiehlt sich. „Nicht doch," sagte der Anverwandte, diese Dame bittet um die Ehre Ihrer Bekanntschaft. Bey diesen Worten schlägt die Dame ihren Schleyer zurück, und fällt ihrem Gemahle um den Hals. Dieser schweigt, windet sich los, wirft einen Blick des Unwillens auf den Geistlichen, und stürzt zur Thüre hinaus. — Noch in derselben Nacht verließ er die Stadt, und begab sich auf eines seiner entferntern Landgüter, von woher er den nachstehenden Brief an den Geistlichen schrieb.

„Wir waren Freunde, und sind es nicht mehr. Wer mich hintergeht, kann mein Freund nicht seyn, so wenig als ich der seinige. Nach einem halben Jahr hätte ich meine Gattinn gesehen und gesprochen; Sie sind Schuld daran, wenn sie von nun an noch ein ganzes Jahr warten

muß. Es ist Ihre Pflicht, ihr diese Nachricht zu bringen. Leben Sie wohl!"

Was Herr *** schrieb, hielt er auch treulich. Erst nach einem vollen Jahre kam er in die Hauptstadt zurück. Abends 10 Uhr hielt er vor dem Hause seiner Gemahlinn. Auf den Flügeln der Liebe flog sie ihm entgegen. — Es war eine Scene des Entzückens, das Ehepaar sich umarmen zu sehn. Drey Tage lebten sie wie in Elysium, es hatte das Ansehen, als wenn sie erst getraut worden wären. An eine Wiederentfernung ward nicht gedacht. Am Schlusse des dritten Tages, Abends um 10 Uhr, trat Herr *** in Reisekleidern auf das Zimmer seiner Gemahlinn. „Die Stunde ist da," sagte er, „daß wir uns trennen; ein Jahr, und wir sehn uns wieder!" Die liebende Gattinn umschlang ihn mit beyden Armen, drückte ihn an ihr Herz, und rief: „Ich lasse dich nicht! — Ich lasse dich nicht, Geliebter!" Sie bat, sie weinte, sie fiel zu seinen Füssen. Ungerührt blieb Herr ***, klingelte, eines der aufwartenden Mädchen kam. „Sorget für eure Gebieterinn!" sprach er, und eilte davon. Vor dem Hause wartete schon der Wagen. In Einem Fluge gieng es auf das Landgut, wo er wieder ein ganzes Jahr zubrachte. So trieb es Herr *** eilf Jahre lang, und würde vielleicht noch länger diese Sonderbarkeit fortgesetzt haben, hätte ihn nicht der Tod hinweggerafft. Er starb plötzlich auf seinem Landgute, hinterließ ein großes Vermögen, und zwey Töchter, welche die Freude der Mutter waren. — Alle, die ihn kannten, wie auch seine Gemahlinn, versicherten, daß er übrigens ein sehr einsichtsvoller Mann gewesen wäre, der mit dem besten

Herzen zugleich die seltensten Kenntnisse verbunden und eine ungemeine Strenge gegen sich selbst bewiesen hätte. Von Liebe und Ehe hatte er eigene Begriffe, und diesen Begriffen mußte man die Anomalie an ihm zuschreiben. Was er einmahl für wahr erkannte, wozu er sich nach einer langen vorhergegangenen Ueberlegung entschloß, darauf beharrte er unerschütterlich, und niemand war im Stande, seiner Denkart und seinem Willen eine andere Wendung zu geben.

126) Richard in London.

Ein sehr angesehener und reicher Kaufmann in London, der mit Eisenwaaren handelte, und 1770 starb, hinterließ einen Sohn, dem er eine gute Erziehung gegeben, und ihn auf Reisen geschickt hatte. Dieser hielt sich einen Winter in Rom auf, war mehrmahls in Paris und sprach französisch und italiänisch vollkommen. Vor seines Vaters Tode und einige Jahre darnach nannte man ihn gemeiniglich den Petitmaitre der Leadenhallstraße, und bey allen öffentlichen Lustbarkeiten sah man ihn immer nach der neuesten, zierlichsten Art gekleidet. Noch am Feste der Genesung des Königs, wo der spanische Gesandte eine außerordentlich kostbare Fete in Ranelagh gab, war er prächtig angezogen. Sein Benehmen in Gesellschaft zeigt auch noch jetzt den Mann von Welt. Dieser Mann aber ist nachher in seinem äussern Aufzuge der abschreckendste Gegenstand geworden, den man sich denken kann. Er, der ehemahls ein Muster von geschmackvoller Kleidung war, sein Haar auf das sorgsamste gekräuselt trug, und deshalb nie den Hut aufsetzen

wollte,

wollte, vernachlässigt sich jetzt so sehr, daß die gemeinen Leute ihn nur den beschmierten Dick (Richard) nennen. Kauft man etwas bey ihm, so findet man ihn ohne Rock. — Weste, Beinkleider und Hemde, die sämmtlich keine zwey Heller werth sind, sehen so schwarz aus wie sein Gesicht, seine Hände und seine Ladenfenster; sein Haar ist sträubig und so ineinander verworren, daß der Kamm es seit Jahren nicht berührt zu haben scheint. Der Laden ist dunkel und voll von allerley Waaren in Kasten, die fast bis an die Decke reichen, aber alles in Verwirrung. Fordert man etwas, so weiß er es nicht zu finden, und frägt man ihn, warum er seine Sachen nicht in besserer Ordnung halte, so läugnet er nicht, daß sie bequemer gestellt seyn könnten, sagt aber, er habe keine Zeit dazu, er sey immer geschäftig, und habe sich sogar seit den letzten fünf Nächten nicht ausgezogen; der Gedanke, wie er künftig seine Geschäfte einrichten wolle, liege ihm so sehr im Sinne, daß er keinen Augenblick Muße finden könne, sich zu entkleiden. „Frägt man ihn, warum er denn die Fenster nicht säubern lasse:" so antwortet er, das wäre er schon seit vielen Jahren Willens gewesen, wüßte aber gar nicht, wo er die Zeit dazu hernehmen sollte; doch gedenke er, es noch zu thun. Auf die Frage, warum er denn die Fensterladen nicht öffne? erwiedert er: „Ach, die sind seit funfzehn Jahren nicht aufgemacht worden, aber ich denke oft daran, daß es geschehen soll." Sein sehr großes Haus ist auswendig so schmutzig als inwendig. Die Fenster sind wirklich so schwarz und voll von Schmutz und Rauch wie der Rücken des Feuerrosts. Die Esse ist seit sieben Jahren nicht ge-

fegt worden. Die zerbrochnen Fenster sind mit alten Brettern geflickt. Bey aller dieser Sonderbarkeit ist der beschmierte Richard ein sehr verständiger und artiger Mann; ja, unter seiner schmutzigen Lebensart sieht nicht wenig Eitelkeit hervor: und wenn man die Sache tiefer untersucht, so findet man, daß er dabey auch nicht zu kurz kommt. Er weiß aus Erfahrung, daß ihn seine ungewöhnliche Grille allgemein bekannt gemacht hat. Wäre er reinlich, anständig und stattlich angezogen ꝛc., wie die andern Londner Kaufleute, so würde man ihn unter der übergroßen Menge derselben übersehen. „Ich versichere Ihnen," sagte er mit Selbstgefälligkeit zu einem Käufer, „eine Dame kam ausdrücklich von Yorkshire nach London, um mich als einen sehr sonderbaren Mann, von dem sie so viel gehört hätte, zu sehn. Seine Nachbaren haben ihm oft das Anerbieten gethan, daß sie die Aussenseite seines Hauses auf ihre eigenen Kosten weißen und den Laden anstreichen lassen wollten; aber er verweigert es standhaft und sagt, sein Laden sey im Auslande so allgemein unter dem Namen des schmutzigen Waarenhauses bekannt, daß es seinen Handel mit der Levante zu Grunde richten würde. Aber wie man ohne Erinnerung sieht, es ist lauter Geiz, der alle seine Handlungen unumschränkt regiert. Denn er fürchtet bestohlen zu werden, und hält deswegen kein Gesinde. Wenn er ausgeht, legt er eine Kette vor seine Ladenthür, und giebt einer alten Schubkärnerinn, die Obst und Kuchen verkauft, ein paar Pfennige, damit sie auf sein Haus wohl Achtung geben möge, bis er zurückkomme. Sein Aufwand in Kohlen muß sehr mäßig seyn, denn er hält ein Kaminfeuer für verschwenderisch, aus-

genommen, wenn es schlechterdings nothwendig ist. Da ihm aber seine Füße im Winter Alters wegen leicht kalt werden, so schüttet er Stroh in einen Kasten und steht darin. So oft die Fenster ein neues Loch bekommen, wird es, wie oben bemerkt ist, mit alten Brettern ausgebessert, weil dies, nach seinem Grundsatze, die wohlfeilste Reparatur ist. Er wäscht sich weder Hände noch Gesicht. Seine Entschuldigung ist, wenn er sie heute wüsche, so würde er sie morgen doch wieder waschen müssen, die Handtücher müßten auch wieder gewaschen werden, und dieses würde viel Seife erfordern. Er hat aber einen großen Vorrath von Waaren und viele Kundschaft in London und im ganzen Lande; denn die Leute glauben, daß sie die Sachen aus einem so verworrenen Haufen von Waaren und von einem so sonderbaren Menschen wohlfeil bekommen werden; und er ist so höflich und dienstfertig, daß, wenn jemand etwas braucht, was er selbst nicht hat, sollte es auch die geringste Kleinigkeit seyn, er lieber durch die halbe Stadt läuft, um es zu schaffen, als daß er sich einen Kunden verscherzen sollte. Eine andere Sonderbarkeit von ihm ist, daß er ein Zimmer in seinem Hause hat, welches er nie öffnet. Er war nämlich mit einer Person von großer Schönheit versprochen. Ein paar Tage vor der Hochzeit lud er sie und ihre Verwandten zu einem Frühstück ein. Als er eben die Braut erwartete, kam ein Bote mit der traurigen Nachricht, das Mädchen sey plötzlich gestorben. Dies wirkte so auf ihn, daß er den Entschluß faßte, niemahls wieder in dieses Zimmer zu gehn; alles was zum Frühstück vorbereitet war, nebst den Geräthen, blieb stehen und liegen, wie

es war; er vernagelte Thüre und Fenster; und in diesem Zustande ist die Stube seit der Zeit immer geblieben. Seine Schwester hat eine schöne Equipage, und kommt oft, um ihn zu besuchen, steigt aber niemahls aus, weil sie sich vor dem Schmutze seines Hauses fürchtet.

127) Der stumme Lord.

Ein junger Engländer aus einem vornehmen Hause, der einzige noch übrige männliche Zweig seiner Familie, lebte seit dem Tode seines jüngern Bruders, ganz abgesondert von der Welt, auf einem ihm zugehörigen Landgute, unweit London. Mehrere Jahre kam er nicht nach der Hauptstadt, nahm keine Besuche an, und gab auch keine. Ein Kammerdiener und ein Bedienter, waren die einzigen Menschen, mit denen er zu thun hatte. Sechs volle Jahr standen sie in seinen Diensten, und noch hatten sie nicht ein lautes Wort von ihrem Herrn gehört, so wie sie auch selbst mit ihm nicht sprechen durften. Seine Befehle übergab er ihnen alle schriftlich, und schriftlich mußten auch sie ihm antworten: es war eine ununterbrochene Correspondenz zwischen Herr und Dienern. Wollte der Lord z. B. ein frisches Hemde anziehen, so schrieb er auf ein Blättchen des feinsten Papiers die Worte: „Hemde frisches" nieder, klingelte, und beyde Diener empfingen das Blatt aus seiner Hand. Nie durfte nur einer allein erscheinen; immer mußten beyde kommen. Hatten sie etwas auszurichten, zu erinnern u. s. f., so waren sie verpflichtet, ihre Gedanken, ihre Erinnerungen rc. rc. ebenfalls auf so feinem Papiere zu überreichen. Vergaß sich einer,

und sprach, wie der Fall sich im Anfange öfter ereignete, so mußte er sich einen bestimmten Abzug von seiner Besoldung als Strafe gefallen lassen. Er selbst, der Lord, machte sich niemahls dieses Fehlers schuldig. Wie diese beyden Domestiken versicherten, so verrieth ihr Herr auch nicht die geringste Melancholie. Sein Gesicht war immer heiter und seine Miene freundlich. Dieß bestätigten auch alle Bewohner des Gutes. Niemand hat irgend eine Leidenschaft, eine Gemüthsbewegung an ihm bemerkt. Er kleidete sich auf das netteste und nach der herrschenden Mode. Seine Tafel war ausgesucht. Die prächtigsten Meubles zierten seine Zimmer, und seine Bibliothek, die er täglich vermehrte, war eine der ansehnlichsten. Ein Freund in London, der ihn jedoch nie besuchte, hatte den Auftrag, ihm jedes erschienene Buch sogleich zu schicken. Mit Anbruch des Tages stand er auf, ließ sich ankleiden, frühstückte, spielte ein Viertelstündchen auf dem Clavier, schrieb seine Befehle nieder, verschloß sich eine halbe Stunde, nahm dann Stock und Hut, und machte zu jeder Jahreszeit und bey jeder Witterung einen Spaziergang im Freyen. Jeden, der ihm begegnete, grüßte er freundlich, jedoch ohne zu sprechen, schenkte eigenhändig täglich eine gewisse Summe Geldes an Arme und Dürftige, und entfernte sich sogleich, wenn ihn jemand anredete. Die Einwohner des Orts wußten es und schwiegen; nur Fremde redeten ihn zuweilen auf seinen Spaziergängen an, denen er auf der Stelle durch Zeichen zu verstehen gab, daß sie keine Antwort zu erwarten hätten. Dieß machte, daß man ihn hie und da in der Gegend für sprachlos hielt, und den stummen Lord nannte. Pünktlich

Uhr war er auf seinem Schlosse, las, schrieb und spielte mitunter auf dem Clavier bis 3 Uhr Nachmittags. Jetzt ging er zu Tische, auf welchem sich stets zwey Gedecke befinden mußten. Er hatte sechs Schüsseln mit den vortrefflichsten Gerichten, die aber niemals ausländisch seyn durften. Jedes Gericht theilte er in zwey Portionen, so daß man hätte glauben sollen, er habe einen Gast. Er aß nicht eher, als bis er den neben ihm befindlichen Teller mit dem abgetheilten Gerichte belegt hatte. Hatte er seine Portion genossen, so wurde der Teller gewechselt, und zugleich ein anderer auf die Stelle des belegten hingesetzt. Er trank gewöhnlich Wasser, und schenkte auch davon, so oft er trank, in ein zweytes Glas ein, welches, wenn er das seine geleert hatte, der Kammerdiener ausgießen mußte. Bis fünf Uhr saß er bey Tische, spielte sodann wieder ein Weilchen auf dem Clavier, verschloß sich in seine Bibliothek und las und schrieb Briefe; indem er eine ausgebreitete Correspondenz unterhielt. Um 10 Uhr begab er sich zur Ruhe. Neben seinem Bette stund noch ein anderes, worein er sich zuweilen zu legen pflegte. Er mochte darin geschlafen haben oder nicht, so mußte es dennoch täglich frisch gemacht werden. — Auf diese Art lebte der Lord sechs volle Jahr, und war ein Räthsel für jeden in der Gegend weit umher. Am letzten Tage des sechsten Jahrs, Nachts um 12 Uhr, steht er auf und klingelt. Der Kammerdiener und der Bediente treten herein, und strecken, wie gewöhnlich, ihre Hände aus, in der Erwartung, einen geschriebenen Befehl zu erhalten. — Der Lord lächelt.

„Habt Dank," spricht er, „guten Leute, für die Geduld, die ihr mit mir diese sechs Jahre

hindurch hattet, ich bin nicht unerkenntlich; nehmt diese Papiere da; sie sichern euch eine lebenslängliche Rente zu; doch bedinge ich mir, keine Frage über mein bisheriges Betragen an mich zu thun, und meine von nun an mündlichen Befehle pünktlich zu vollziehn, sie mögen euch so sonderbar scheinen, als sie immer wollen. — Kammerdiener, packe er meine Garderobe ein! Georg, geht und bestellt Postpferde, wir verreisen! — Die große Kiste; neben dem Bette hier, wird mitgenommen. Mit dem Schlage 10 Uhr Morgens verlassen wir das Landgut."

Die erstaunten Bedienten besorgten den Auftrag. Pünktlich 10 Uhr stand die Kutsche vor dem Schlosse.

„Wohin?" fragte der Postillion. „Wo du hinwillst," antwortete der Lord, nur nicht nach London." Der Postillion lenkte auf die nächste Station ein; und so ging es von einem Posthause zum andern. Wo der Lord ein Landmädchen auf der Straße erblickte, mußte die Kutsche halten; das Mädchen wurde gerufen; der Lord besah sie, sprach zuweilen mit dieser oder jener, beschenkte jede, und fuhr weiter.

So dauerte es fünf Tage hindurch. Mehrere Wege, die man schon gemacht hatte, wurden wieder zurückgethan, mehrere Mädchen besehen, gesprochen und beschenkt. — Ein Mädchen, mit einem Gebinde Stroh auf dem Rücken, begegnete der Kutsche, und grüßte mit Naivetät den Lord. „Halt!" ruft dieser, „ich habe sie gefunden; sie hat eine Warze am Halse. „Der Postillion hält, der Lord steigt aus der Kutsche, klopft dem Mädchen auf die Wangen, und frägt sie, ob sie ihn nicht heyrathen wolle. Das Mädchen sieht es für

Scherz an; der Lord aber versichert, daß es sein Ernst sey, nimmt das Mädchen zu sich in die Kutsche, und befiehlt dem Postillion, nach dem nächsten Dorfe zu fahren, wo, nach Aussage des Mädchens, die Eltern desselben wohnten. — Die guten Alten erstaunten, als sie eine glänzende Kutsche, mit einem vornehmen Herrn, an ihrer kleinen Hütte halten sahn; aber noch mehr erstaunten sie, als sie an der Seite dieses Herrn ihre Tochter erblickten; sie wußten nicht, was sie denken, wie sie sich benehmen sollten.

Der Lord bemerkte die Verlegenheit der Landleute, und wartete nicht, bis sie ihn anreden würden.

„Fasset Euch, meine Freunde," sagte er, „und besorget nichts für Eure Tochter. — Ich bin der stumme Lord, wie man mich weit und breit nennt; vielleicht habt Ihr von mir gehört. Dem Himmel sey Dank, so ganz sprachlos bin ich nun eben nicht, und komme, Euch zu sagen, daß ich entschlossen bin, Euer Glück zu gründen, wenn ihr anders auch von Eurer Seite zu dem meinigen beytragen wollt."

Die Alten wußten vor Verwunderung nicht zu antworten. — Der Lord fuhr fort: „Gebt mir dieß Mädchen zur Frau, und Euer Glück ist gemacht. Ich zweifle nicht, daß ich dem guten Kinde gefalle. Als meine Gattin wird sie Eigenthümerinn eines meiner größten Landgüter, und ich will alle Kräfte aufbieten, ihr meine Gesellschaft angenehm zu machen. — Liebes Mädchen, deine Hand! — "

Der Lord sprach mit so viel Ernst und Würde, daß die Hüttenbewohner an der Wahrheit seiner Worte nicht zweifeln konnten. — Das Mäd-

chen ward roth, sah vor sich nieder, warf zuweilen einen verstohlnen Blick auf ihre Eltern, öfter jedoch auf den Lord, und da dieser seine Hand noch immer hingestreckt hielt, wagte sie es, mit edler Einfalt, ihre Rechte in die seinige zu legen, indeß sie mit der Linken die Schürze faßte, und damit ihr Gesicht zur Hälfte verdeckte.

Der Lord umarmte das unschuldige Mädchen, drückte einen feurigen Kuß auf ihre Wange, und rief im Enthusiasmus der Freude aus: „Nun habe ich, was ich suchte, ich bin glücklich!“ Er winkte seinen Bedienten, und befahl ihnen, die große Kiste hereinzubringen. — Die Kiste ward gebracht, eröffnet, und mit Erstauen ward der Kammerdiener jetzt zum erstenmahl gewahr, daß sie die prächtigsten Kleider und den kostbarsten Schmuck enthielt. Da London nicht weit war, mußte Georg, der Bediente, unverzüglich dahin, und schon des folgenden Tages erschienen Frauenzimmer, die das gute Landmädchen putzten und schmückten. Auch die Eltern wurden gekleidet. — Die Hütte, welche diese bisher bewohnt hatten, schenkte der Lord, sammt den dazu gehörigen Grundstücken, dem würdigsten armen Ehepaare im Dorfe, stattete 12 dürftige Mädchen aus, und verließ, unter tausend Segenswünschen, mit seiner Braut und in Begleitung ihrer alten Eltern, das Dorf. Bald langte man am Gute an, wo in wenigen Tagen die Trauung auf das glänzendste vollzogen wurde.

Der Lord lebte nun wieder ganz nach seiner vorigen Weise, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß er sprach. An seinem Tische speis'te niemand, außer ihm und seiner Gemahlinn; für diese war von jeher das eine Gedeck bestimmt gewesen.

In eben dem Bette, was neben dem Bette des Lords stand, schlief sie. Die Eltern wohnten in einer besondern Abtheilung des Schlosses ganz für sich, und hatten alles, was sie wünschten. — Vielleicht war nie eine Ehe glücklicher alls diese. Nach 20 Jahren glaubte man noch Liebende, nicht Eheleute vor sich zu sehn. Kinder, voll Anmuth und Grazie, hoben das Glück dieses Paares auf seine höchste Stufe. — Am letzten Tage des zwanzigsten Jahrs, wieder Nachts 12 Uhr, weckte der Lord die in seinen Armen ruhende Gattinn, versicherte sie seiner innigsten Liebe, berief die Kinder, segnete sie, und übergab der Mutter ein Instrument, das sie zur Eigenthümerinn zweyer ansehnlichen Landgüter machte, und jedem Kinde eine eigene große Besitzung zusicherte. Noch einmahl küßte er seine Familie, befahl anzuspannen, und fuhr, ohne ein Wort weiter zu reden, mit seinen alten beyden Dienern nach dem entferntesten seiner Schlösser, das in einer wüsten Gegend lag, und bisher nur von Dohlen und Nachteulen bewohnt wurde. Ohne alle Gesellschaft, ohne mehr Gattinn und Kinder zu sehn, und so stumm, wie ehedem, lebte hier der Lord noch vier Jahr. Man fand ihn eines Morgens todt in seinem Bette; alle Anzeigen verriethen, daß er an einem Schlagflusse gestorben war. Auf dem Tische lag ein Papier, das die Vorschriften seiner Beerdigungsart enthielt. Es waren folgende: „Auf meinem Bergschlosse *** in der Grafschaft *** am 18. Dezember, 1755. — In eben dem Anzuge, worin man mich todt finden wird, verlange ich, zur Erde bestattet zu werden. Auf dem Kirchhofe des Dorfs, am Fuße des Berges, mitten unter meinen Unterthanen will ich ruhen, kein besonderes

Grab soll meine Gebeine einschließen, auch kein äußeres Zeichen zu erkennen geben, daß hier der Körper eines Menschen faule, der aus Schwachheiten zusammengesetzt war. Man lasse mich fünf ganze Tage in meinem Sterbezimmer bey offnen Fenstern und Thüren liegen, begrabe mich am 6ten vor Anbruch des Tages, ohne Gesang, ohne Gepränge, ohne Glocke und Licht. Meine Gattinn, meine Kinder und meine beyden Diener, mögen die einzigen seyn, die mich zum Grabe begleiten, und ich beschwöre sie, sich, indem sie mir den Liebesdienst erweisen, aller Thränen zu enthalten. — Dieses Bergschloß lasse man veröden; dieß ist mein ernstlicher Wille. — Die Baarschaft, die man bey mir findet, gehört den Armen. — Sehr lieb wäre es mir, wenn man nach meinem Absterben meiner nicht erwähnte, weder Gutes noch Böses von mir spräche, und sich gar nicht darum bekümmerte, warum ich gerade so und nicht anders gelebt habe. Lord ***"

Dieses Codicill schrieb der Verstorbne fünf Tage vor seinem Tode; denn es war am 24 December des gedachten Jahres früh, als man ihn entseelt fand. Ein Freund in London hatte sein Testament in Verwahrung.

Alle Mühe, die man sich gab, die wahren, eigentlichen Ursachen dieses sonderbaren Characters zu erforschen, war vergebens.

Die öffentlichen Blätter in London konnten nach dem Tode des Lords die Erziehung seiner hinterlassenen Söhne, deren er vier hatte, und wovon der älteste 20 Jahr alt war, nicht genug mit Lobsprüchen erheben, und Geist und Herz der Wittwe, die er bloß durch seinen Umgang bis zur Bewunderung ausgebildet hatte, ließen auf seine

großen Kenntnisse und Einsichten schließen. Sie gab ihm das Zeugniß, daß er sich die zwanzig Jahre über, die sie mit ihm durchlebt hatte, zwar immer eigen und sonderbar, aber doch stets als ein liebenswürdiger, einsichtsvoller, gütiger und höchst billiger Mann betragen habe. — Oefter versuchte sie, die Ursache seines so langen vorherigen Schweigens von ihm zu erfahren. Aber mit Ernst im Blicke antwortete er ihr: „Liebe, bey unserer Verehelichung habe ich es zur Bedingung gemacht, darnach nicht zu fragen;" worauf die Gattinn ihre Neugierde unterdrückte, und nicht weiter in ihn drang. — Er zürnte nie, war nie traurig, aber auch niemahls ausgelassen lustig; von andern Menschen sprach er niemahls, beurtheilte keinen, bekümmerte sich um keinen, lobte und tadelte nichts. Was er that, that er immer mit vieler Ueberlegung. Gütig und nachsichtsvoll gegen jedermann, war er sehr strenge gegen sich selbst. — Er lebte bloß für seine Gattinn und seine Söhne, die er 20 Jahr hindurch nicht aus seinen Augen ließ. Es waren Kinder der unverdorbenen Natur, Kinder von gebildetem Herzen und einem aufgeklärten, mit Sachkenntnissen genährten, Verstande. Diese Geschichte giebt uns übrigens noch den Beweis, daß der Mensch, wenn er ernstlich will, außerordentlich viel über sich selbst vermag. Sechs Jahr sich der Sprache zu enthalten, nach einem sonderbar entworfnen Plane pünktlich zu leben, 20 Jahr hindurch keine Schwäche zu verrathen, und sich dann plötzlich aus den Armen der Liebe zu reissen, sich von dem zu trennen, was dem Menschenherzen am nächsten ist, und sich wieder das Gesetz eines ewigen Schweigens und eines ganz isolirten Zustandes aufzule-

gen, und solches treulich bis an's Ende zu beobachten, das sind allerdings unwiderlegliche Beweise von der Stärke des menschlichen Willens, von der Macht des Menschen über sich selbst. —

XXXXIV.

Sprachlose.

128) Algayer spricht täglich nur Eine Stunde.

Georg Algayer, 1653 im Wirtembergischen geboren, kam in seinem zehnten Jahre in die Gefahr, beym Durchfahren durch einen tiefen und von einem vorher gefallenen Regen aufgeschwollenen Strom zu ertrinken. Er wurde viermahl mit dem Pferde, auf welchem er saß, von den Wellen verschlungen, und endlich nur mit genauer Noth halb todt herausgezogen. Nach diesem Vorfalle fiel er in ein hitziges Fieber, von welchem er wieder hergestellt wurde, außer daß er heftige Beängstigungen und eine Neigung zur Schwermuth behielt. Alles dieß verlor sich allmählig: allein es stellte sich eine Unfähigkeit zum Reden ein, welche anfangs nur einen Augenblick dauerte, aber mit jedem Tage so zunahm, daß sie sich bald auf eine halbe Stunde, dann auf eine ganze, dann auf mehrere Stunden, und endlich gerade auf drey und zwanzig Stunden ausdehnte.

Ueber funfzig Jahr lang redete dieser Mann nur von 12 bis 1 Uhr Mittags, und diese Zeit

beobachtete er, oder vielmehr seine Natur, so genau, daß er auch, wenn er keine Glocken hörte, und keine Uhr ansah, doch um keinen Augenblick früher oder später zu reden anfing, oder aufhörte. Wenn man ihn kurz vor Ein Uhr etwas lesen ließ, so blieb er, sobald seine Stunde verflossen war, mitten im Lesen stehn. Nur im ersten halben Jahre fühlte er die Anwandlungen seiner Sprachlosigkeit vorher, indem es ihm war, als wenn aus dem Magen oder Unterleibe etwas gegen den Hals zustiege; nachher fühlte er die eintretende Unfähigkeit eben so wenig, als den Drang zu reden vorher. Die Herannahung seiner Redezeit machte ihm kein Vergnügen, und das Aufhören keinen Schmerz. Wenn er nicht reden konnte, so fühlte er gar keine Spannungen oder Krämpfe in der Zunge. Vielmehr konnte er die Zunge bewegen und herausstrecken, konnte pfeiffen, schreyen, essen und trinken, wie er wollte.

Wenn er redete, so war seine Stimme so natürlich und seine Sprache so vernehmlich, wie die Stimme und die Sprache eines jeden andern gesunden Menschen. Zorn, Schrecken, Berauschung oder heftiges Husten brachten ihn niemahls außer der gewöhnlichen Zeit zum Reden. Dieß that er von seinem zehnten Jahre an bis einige Tage vor seinem Tode. Nur zweymahl in seinem Leben, und zwar jedesmahl in dem Paroxismus eines hitzigen Fiebers, wich er von dieser Regel ab. Das erstemahl verlangte er, ohne sich seiner Bitte zu der Zeit, als er sie that, und auch nachher, recht bewußt zu seyn, den Prediger und das heilige Abendmahl, war aber schon wieder stumm, als der Prediger ankam. Das anderemahl suchte er in seiner Krankheit seinen äußerst betrübten Sohn außer der

gewöhnlichen Mittagszeit zu trösten, verlor aber die Fähigkeit zu reden gleich nachher wieder. Kurz vor seinem Tode brachte die Zerrüttung seiner ganzen Natur auch eine Veränderung in seiner periodischen Stummheit vor. Im Februar 1720 verlor er seine zärtlich geliebte Frau, deren Tod ihn in eine große Betrübniß versetzte, und wahrscheinlich die Hauptsache des Seitenstechens wurde, das ihn mit heftigem Erbrechen am vierten März überfiel.

Als an diesem Tage seine Kinder über den Preis einer eingekauften Sache stritten, unterbrach er sie auf einmahl zu einer ungewöhnlichen Zeit, um zwey Uhr Nachmittags, und versicherte, daß er die Sache, wovon die Rede sey, um einen gewissen Preis gekauft habe. Seine Kinder wurden durch dieses Reden ihres Vaters sehr bestürzt und betrübt, weil man ihnen schon lange vorhergesagt hatte, daß er seine Sprache nicht eher, als kurz vor seinem Tode wieder erhalten würde. Als man ihn daher fragte: wie er sich befinde, antwortete er noch: daß er sehr müde sey. Dieser Worte wollte oder konnte er sich am Abend nicht mehr erinnern. Als aber die Umstehenden von neuem ungewiß waren, ob es sechs oder sieben geschlagen hätte, sagte er plötzlich: daß es erst sechs geschlagen habe. Hier verstummte er von neuem wieder, und redete nicht eher zur ungewöhnlichen Zeit, als am 8. März um 11 Uhr, gerade um die Stunde, wo er in seinem zehnten Jahre ins Wasser gefallen war.

Die Sprache behielt er diesmahl bis Ein Uhr nach Tische, dann verlor sie sich nochmahls bis den 11. März um 5 Uhr, von welchem Augenblicke an er das Vermögen zu reden bis an seinen Tod be-

hielt, der in der Nacht zwischen dem zwölften und dreyzehnten März erfolgte. Noch in seinen letzten Tagen gab der Kranke den Fall in den Strom und die darauf erfolgte Krankheit als die Ursache seiner Sprachlosigkeit an.

XXXXV.

S t a r k e.

129) M o l a i n, der Eisenbrecher.

Renneville erzählt: Johann Peter de Molain, der Eisenbrecher genannt, war einer meiner Mitgefangenen, die ich in der Bastille kennen lernte. Er war ein Mann von mittler Statur, aber sehr breitschultrig und besaß eine ungeheure Stärke, weshalb er auch den Namen Eisenbrecher erhalten hatte. Er war vormahls Officier in einem Englischen Dragonerregiment gewesen, aber bey einer Reise in sein Vaterland, Frankreich, aus einem ungegründeten Verdacht verhaftet und in die Bastille geschleppt worden. Als er hineingebracht worden und die Thür seines Gefängnisses kaum hinter ihm zugeschlossen war, riß er eine an der Wand angebrachte armstarke und vierfach in einander geschlungene Kette, welche hundert Pfund wog, mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit heraus, und schlug sie an der Wand seines Kerkers in Stücken. Als ihm einstmahls der Gefangenwärter Ru sein Mittagsessen nicht gegeben hatte, machte er sich an die Thüre seines Gefäng-

fängnisses, und sprengte sie in kurzer Zeit auf. Dieses bewerkstelligte er bloß durch seine Hände. Die Thür war von Eichenholz, fast ½ Schuh dick, mit Eisenblech beschlagen, und mit doppelten mehr als armdicken Riegeln und einem sehr starken Schlosse versehen. Ein gleiches that er mit einer zweyten Thür an der Treppe, die zu seinem Kerker führte, welche von ihm eben so leicht über den Haufen geworfen wurde. Er pochte dann an die Hofthür und schrie mit ungeheurer Stimme: „Ru, komm und bringe mir geschwind meine Mahlzeit, oder ich sprenge diese Thür auch noch auf.“ Ru kam endlich, allein statt ihm sein Mittagsessen zu bringen, ließ er durch vier Soldaten eine ungeheure Kette herbeyschaffen, unter deren Gewicht jeder andere Mensch hätte erliegen müssen. Mehr denn zehn starke Schergen und der Schlösser der Bastille, der Molain daran anschmieden sollte, folgten nach. Der Major und Hauptmann der Bastille mit einer ganzen Rotte Trabanten, welche Ochsensehnen und tüchtige Knüttel mit sich führten, beschlossen den Zug. Als Molain diese fürchterliche Begleitung sah, brach er in ein lautes Gelächter aus, und drohete, den Major, sobald ihn diese Leute schlagen würden, auf der Stelle zu erwürgen, und es dann mit den übrigen eben so zu machen, und sagte: so lange man ihn in ein so abscheuliches Loch stecke und darin wolle Hungers sterben lassen, werde er sich auf alle mögliche Art Hülfe zu verschaffen suchen, sonst aber würde er sich ruhig verhalten. Indem er so redete hielten ihn zehn Mann, worauf ihm der Schlosser an den Hals, an Hände und Füße die schwersten Eisen anlegte, welches er sich alles geduldig gefallen ließ. Einige Maurer

und Zimmerleute machten indessen die Thüren wieder zurecht, und konnten nicht begreifen, wie ein einziger Mann, bloß mit seinen Händen, solche starke Thüren habe über den Haufen werfen können. Nachdem dieß geschehen war, sagte Molain zur ganzen Versammlung: „Wenn ihr wollt, daß ich mich ruhig verhalten soll, so behandelt mich menschlich und nicht wie ein Vieh. Habe ich mich an dem Könige und dem Staate versündigt, so nehme man mir das Leben! Wollt ihr mich aus Staatsgründen gefangen halten, so geht mit mir als mit einem Staatsgefangnen um! Ist es des Königs Meinung, daß man mich mit Ketten, die kein Pferd fortschleppen kann, beschwert? Wenn Ihr sie mir in Gutem abnehmt, so will ich ruhig seyn, wo nicht, so werde ich mich der schweren Fesseln, unter denen ich eurer Meinung nach erliegen soll, in kurzer Zeit entledigen, und dann mit deren Hülfe den Thurm, in welchem ich gefangen sitze, über den Haufen werfen."

Der Major und das ganze Gefolge lachten über diese Rede und hielten sie für Großsprecherey, aber Molain hielt Wort. Es war ungefähr Nachmittags um 5 Uhr, als sie ihn verließen und seinen Kerker wieder verschlossen. Ich, als Molains Nebengefangener, hörte, daß der Major auf dem Rückwege sagte: „Er muß die Nacht in diesem Loche zubringen; indessen werde ich ein Behältniß für ihn zu recht machen lassen, in dem ihm der Muth schon vergehen soll." Was nun fast unbegreiflich, aber doch wahr ist, so hatte sich Molain schon vor 6 Uhr seiner Ketten entledigt, und fing dann an, mit deren Beyhülfe das Mauerwerk des Thurms loszubrechen. Er zog Steine heraus, die drey Männer nicht hätten bewegen

können; die Menge, die er in weniger denn vier Stunden herausbrach, war unglaublich. Er erschütterte den ganzen Thurm, so daß die andern darin sitzenden Gefangenen von demselben verschüttet zu werden glaubten. Sie schlugen daher an ihre Gefängnißthüre und eröffneten den Schildwachen die Gefahr, in der sie schwebten. Ich als der nächste, und der folglich die Gefahr am besten merkte, schrie der unten am Thurme befindlichen Schildwache zu, daß der Thurm durch Molains Gewalt einstürzen würde; allein die Sache schien ihr unbegreiflich und sie achtete daher auf meine Rede nicht. Als wir Gefangnen sahn, daß uns unser Schreyen nichts half, baten wir den Molain, daß er mit seinen Arbeiten aufhören möchte, weil wir in der größten Lebensgefahr schwebten. Er gab endlich unsern Bitten Gehör, drohete jedoch, daß, wenn er den folgenden Tag nicht besser behandelt würde, er den Thurm ein für allemahl umstürzen werde. Den Tag darauf erzählten wir den Officieren der Bastille, welche uns besuchten, diesen für uns so gefährlichen Vorfall, allein unsere Erzählung schien ihnen unglaublich. Als sie aber hinunter zu Molains Kerker gingen, dessen Thüre sie wegen der großen Menge Steine, die vor derselben lagen, nicht öffnen konnten, und durch die Luftlöcher die entsetzliche Unordnung in Molains Kerker gewahr wurden, wurde ihnen anders zu Muthe, und sie riefen sogleich den Aufseher Ru herbey. Dieser mochte nun durch die stärksten Schwüre den Molain versichern, daß er in eine bessere Lage kommen sollte, so glaubte er ihm doch nicht, weil er ihn schon öfters belogen hatte. Es mußte daher der Gouverneur du Joncas selbst kommen, und ihm

bey seiner Ehre versichern, daß er besser und anständiger behandelt werden solle, worauf sich Molain ergab und mit seinem Einreißen der Mauern aufzuhören versprach. Molain räumte nun von früh 8 Uhr bis Nachmittags 1 Uhr die Steine, welche er herausgearbeitet, und zum Theil vor seine Kerkerthüre gelegt hatte, hinweg, und man hielt ihm sodann Wort. Er bekam ein viel besseres Gefängniß und erträglichere Kost. Er hatte den Thurm an verschiedenen Orten untergraben, und sein Kerker war fast bis oben an das Gewölbe voller Steine, die er herausgebrochen hatte, und wovon einige von ungeheurer Größe waren. Sechs Männer hatten eine ganze Woche zu thun, dasjenige, was ein einziger Mann in 4 Stunden herausgebrochen hatte, wieder aufzubauen. Molain gestand mir indeß nachher, als er mit mir in Ein Gefängniß zu sitzen kam, daß ihn einigemahl bey seiner Arbeit die Kräfte ganz verlassen hätten.

In der Bastille hielt man ihn wegen seiner ungeheuern Stärke für einen Zauberer; denn er konnte, troß daß man ihn in der Bastille halb verhungern ließ, die eisernen, armsdicken Stäbe vor seinem Kerker mit den Händen so leicht gegeneinander und wieder zurückzubiegen, als wenn sie von Wachs gewesen wären, mehrere andere Proben seiner unglaublichen Stärke nicht zu gedenken.

XXXXVI.

Starrsüchtige.

130) Tulpius kannte einen Engländer, der um ein Frauenzimmer anhielt, das er sehr liebte, aber eine abschlägige Antwort bekam. Als er diese unerwartete Nachricht hörte, fiel er augenblicklich in eine Starrsucht. Alle Bewegung war verschwunden: einen ganzen Tag lang saß er steif wie ein Stück Holz in einem Stuhle. Er starrte vor sich hin, blieb ganz unbeweglich, und man war geneigt, ihn eher für eine Bildsäule als für ein lebendiges Geschöpf zu halten. Man ergriff mehrere Mittel, um ihn aus seiner Starrsucht herauszureißen, allein alle Mühe und Kunst war vergeblich. Endlich rief man ihm Abends mit lauter Stimme zu, daß er seine Geliebte erhalten solle. Sogleich sprang er wie aus einem tiefen Schlafe von seinem Stuhle auf und war gesund.

XXXXVII.

Tanz- und Hammersüchtige.

131) Tulpius beobachtete an einer Frau in Campen eine Krankheit, die er das Hämmern nennt. Sie pochte, wie ein Schmidt auf dem Amboß, unaufhörlich, bald mit dem rech-

ten, bald mit dem linken Arm, auf ihre Kniee, so daß man dieselben mit Kissen bedecken mußte, damit sie nicht verletzt wurden. Die Arme hoben sich mechanisch auf und nieder, und sie war nicht im Stande, die Bewegung zu verstärken, zu schwächen oder anzuhalten. Diese Bewegung hatte sie damals schon bereits fünf Monate lang ununterbrochen fortgesetzt.

---

132) Hr. Dr. Reil erzählt: Eine mir bekannte Dame, die zuweilen an Geisteszerrüttungen leidet, wird periodisch durch einen innern und unwiderstehlichen Drang zum Laufen und Springen genöthigt. Sie fühlt sich beängstigt, wirft ihre Kleidung ab, läuft schnell im Zimmer hin und her, springt an den Wänden desselben vier bis sechs Fuß in die Höhe, dreht sich in der Luft herum, und setzt diese Bewegung dreißig Minuten und länger fort, bis sie in Schweiß kommt und ihre Angst sich verliert.

---

133) Eine solche Tanzsucht war im Jahre 1373 in Deutschland, Holland und an andern Orten, besonders unter dem gemeinen Mann, unter den Bauern und bey sitzenden Handwerkern, Schustern und Schneidern, epidemisch. Sie warfen ihre Kleider und Pflüge weg, versammelten sich an gewissen Orten, und tanzten, ohne zu ruhen, so lange fort, bis sie den Geist aufgaben, wenn sie nicht mit Gewalt aufgehalten wurden. Einige rannten sich die Köpfe an den Felsen ein, andere stürzten in den Rhein oder in andere Flüsse. Das Uebel schien sich durch das

Beispiel fortzupflanzen. Nach dem Geist der damaligen Zeiten wurde es für ein Werk des Teufels gehalten und durch die Geistlichkeit der Exorcismus bey ihnen angewandt.

---

134) Eine Meile von Halberstadt erhält noch jetzt der Name des Dorfes Tanzstädt und ein um die dortige Kirche befindlicher Graben das Andenken an die schreckliche Krankheit der Tanzwuth, welche die Einwohner dieses Dorfs einst überfiel, so daß sie alle so lange um die Kirche herum tanzten, bis sie todt zur Erde fielen.

135) Tanzsucht eines Podagristen.

Dieser Mann war so sehr für das Tanzen eingenommen, daß weder Alter noch Podagra ihn von diesem Vergnügen abhalten konnten. Selbst in den heftigsten Anfällen, die er vom Podagra zu leiden hatte, tanzte er; um den Takt aber war er freylich wenig bekümmert. Bey dem Tode des Prinzen von Dännemark, des Gemahls der Königin Anna, bat er sich bey dieser Prinzessinn eine Audienz aus, die keine andere Absicht hatte, als der Königinn vorzustellen, daß es zur Erhaltung ihrer Gesundheit und zur Linderung ihrer Schmerzen kein wirksameres Mittel gebe, als das Tanzen.

XXXXVIII.

Tauchende.

136) Die Tahiter haben viel Geschick, im Meer unterzutauchen und Kleinigkeiten vom Grunde heraufzuholen. Georg Forster erzählt einige Proben, die in seiner Gegenwart gemacht wurden, als er mit den englischen Schiffen 1773 dort vor Anker lag. „Einer von den Officieren (sagt er), welcher eine Freude an einem Knaben von ungefähr sechs Jahren hatte, der dicht am Schiffe in einem Canot war, wollte demselben vom hintern Verdeck herab eine Schnur Korallen zuwerfen; der Wurf ging aber fehl und ins Wasser. Nun besann sich der Knabe nicht lange, sondern sprang aus dem Canot, tauchte unter und brachte die Korallen wieder herauf. Diese Geschicklichkeit zu belohnen, warfen wir ihm mehrere zu, und das bewog eine Menge von Männern und Weibern, uns ihre Fertigkeit ebenfalls zu zeigen. Sie holten nicht nur einzelne Korallen, davon wir mehrere auf einmal ins Wasser warfen, sondern auch große Nägel wieder herauf; ungeachtet diese, ihrer Schwere wegen, sehr schnell in die Tiefe hinabsanken. Manchmal blieben sie lange unter dem Wasser. Was uns aber am bewundernswürdigsten dünkte, war die außerordentliche Geschwindigkeit, womit sie gegen den Grund hinabschossen, und welche sich bey dem klaren Wasser sehr deutlich bemerken ließ."

137) Auf den latronischen Inseln im stillen Meer bemerkten die Holländer, welche mit Olivier de Noort im Jahre 1600 sich dort befanden, an den Eingebohrnen eine vorzügliche Geschicklichkeit im Untertauchen. Sie warfen fünf Stücke Eisen in das Meer, welche ein einziger Mann unter dem Wasser heraufholte.

XXXXIX.

Teuflische.

138) Macmullan

Der Oberbootsmann Macmullan verwaltete auf dem Kauffahrer Royal George, einem Sclavenschiffe, welches sich 1799 auf der Reise aus Afrika nach Grenada befand, zugleich das Amt des Bosteliers, und theilte den Sclaven den Mundvorrath aus. Eines Abends, als er etwas zu viel getrunken hatte, wie bey ihm nicht ungewöhnlich war, wurde er inne, daß ein Neger sein Zugetheiltes nicht aß. Er schlug ihn deshalb mit dem Griffe der Schiffsgeißel, der etwa einen Zoll im Durchmesser hatte, und auch mit seiner Faust auf den Kopf, worauf der arme Afrikaner auf eine Kanone darnieder fiel. Der Oberbootsmann schlug ihn dann mit dem Geißelgriffe an den Magen und suchte ihm damit die Speise in den Schlund hinabzustoßen; nachher knebelte er ihn, legte ihm ein Halseisen an und eiserne Ringe sowohl um die Schenkel als die

Beine. In diesem Zustande mußte der Unglückliche bis Morgens früh im Schiffsraume liegen bleiben. Als man ihn sodann auf das Verdeck brachte, fiel er gleich um und verschied.

139) Bublin.

Johann Georg Bublin war in Markdorf, einem Städtchen im Hochstift Kostanz am Bodensee, geboren. Von seiner frühesten Jugend an zeichnete er sich durch alle Arten heimtückischer Bosheit und des ausgelassensten Muthwillens aus, und kaum noch der Schule entwachsen, waren Habsucht, Wollust und ein unbegreiflicher Grad von Leichtsinn die Hauptzüge seines Charakters. Bis in sein 32stes Jahr wohnte er bey seinen Eltern: da überließ ihm eine alte Base die Hälfte ihres Hauses um einen geringen Preis, und verschaffte ihm Gelegenheit, sich mit einer bemittelten Bürgerstochter zu verehelichen. Die beyden ersten Kinder, welche ihm sein Weib gebahr, starben bald an natürlichen Krankheiten; das dritte mordete er, um der Kosten und Mühe der Erziehung überhoben zu seyn, durch beygebrachtes Arsenikpulver, worin er, in Abwesenheit der Mutter, den sogenannten Luller des Kindes eintauchte. Er wiederholte diese teuflische Bosheit nach einigen Stunden, und nach Verlauf eines halben Tages ward das Kind unter heftigem Erbrechen, Krämpfen und den fürchterlichsten Schmerzen, des Todes. Eben so entledigte er sich seines vierten und fünften Kindes. — Nun ward er auch seiner Ehegattin überdrüssig, und bekam Lust zu einer andern. Da räumte er die erste durch zwey ihr beygebrachte Portionen Arsenik aus

dem Wege. Er warb um die Hand des Mädchens, dessen Besitz er durch diese Greuelthat erlangen wollte, und erhielt sie wirklich. Allein bald ward seine Leidenschaft gestillt, und er setzte auch in dieser Ehe seine gewohnten Ausschweifungen fort. Diese Frau gebahr ihm in einer achtjährigen Ehe sechs Kinder, und von diesen mordete er vier auf dieselbe Art, wie die ersten. Die übrigen zwey waren Zwillinge, und der Tod entriß sie den Mörderhänden des Vaters gleich nach der Geburt. — Nun kam die Reihe an seine Wohlthäterinn, die Base, die ihm Aufenthalt und Nahrungsstand verschafft hatte. Er wünschte, ihr Haus ganz zu besitzen, und schaffte sie ebenfalls durch Gift aus der Welt. Noch war das Maaß seiner Verbrechen nicht voll, seine zweyte Frau, mit welcher er acht Jahr in der Ehe gelebt hatte, konnte freylich kein Gegenstand der Begierden eines gewohnten Wollüstlings mehr seyn. Er beschloß daher um seine Sinnlichkeit sowohl, als seine Habsucht durch eine neue Verbindung zu befriedigen, sich ihrer so, wie aller der vorhergehenden Schlachtopfer seiner Verruchtheit, zu entledigen. Allein, da die Landkrämerin, von welcher er sonst das Gift gekauft hatte, schon lange nicht mehr nach Markdorf gekommen war; so war sein Vorrath von Arsenik beynahe verbraucht. Da er sich an mehrern Orten vergebens bemühte, Gift zu erhalten, so kam er auf den Gedanken, seinem Reste von Arsenik Schwefel beyzumischen. Von diesem Gemische brachte er seinem Weibe in drey Wochen vierzehn Portionen bey, indem er damit die Suppe, den Honig, die Nudeln, Zwetschen, Magentropfen und die vom Arzte verschriebenen Pulver vermengte.

Der im Honig gefundene Schwefel erregte Verdacht. Der Stadtphysikus, Dr. Keil, machte deßhalb pflichtmäßige Anzeige beym fürstl. Obervogteyamte, und dieses ließ den Verdächtigen vorrufen: er wußte sich aber so listig herauszuwinden, daß er wieder entlassen wurde. — Weit entfernt, diesen Vorfall als eine Warnung zu nutzen, fuhr der Bösewicht fort, jede Speise, die seinem Weibe gebracht werden sollte, zu vergiften, bis man überzeugende Beweise seines Vorhabens fand, und er zum zweyten Mahle vor das Obervogteyamt gefordert wurde. Nun entfloh er, war aber kaum sieben Stunden weit entfernt, als das erwachte Gewissen ihn zwang, wieder umzukehren. Er ward verhaftet, und nach Meersburg zur weitern Untersuchung abgeführt. In den mit ihm angestellten Verhören verhielt er sich wie der schlaueste Bösewicht, und wußte die wider ihn zeugenden Thatsachen aufs künstlichste zu verdrehn. Doch wurde er noch endlich, ohne die geringste harte Behandlung, zum freywilligen Geständnisse seiner begangenen Verbrechen gebracht, und am 29. May 1802. mit dem Schwerdte hingerichtet.

Zur Vollendung des schwarzen Charakters dieses Ungeheuers gehört noch der Umstand, daß er ein Scheinheiliger war. In dem bey seiner Hinrichtung bekannt gemachten Auszuge aus den verhandelten Kriminalakten heißt es S. 7.: „So sehr nun auch sein Herz durch den wiederholten Mord in Ausübung der Bosheit verhärtet war; so versäumte er doch nicht, den Mantel der Tugend umzuhängen, und mit gleisnerischer Frömmigkeit die Rolle des Christen zu spielen. Er besuchte fleißig die Kirchen, war bey allen Kreuz=

und Betgängen, Wallfahrten und Prozessionen, beichtete alle Monate zweymahl und verrichtete überhaupt die äußern Religionsübungen mit strenger Pünktlichkeit. —"

L.

T r ä u m e n d e.

140) Ein Wachend-Träumender.

Ein junger Mensch, von ungefähr 16 Jahren, der sich auf der Schule befand, und mit mehrern eine Stube bewohnte, nahm am Abende eines Wintertages, an welchem er nebst seinen Mitschülern spazieren gegangen und vollkommen zufrieden und heiter gewesen war, vor dem Essen in einer ganz ruhigen Gemüthsstimmung noch einen lateinischen Autor vor. Indem er darin las, stellte sich auf einmahl sehr lebhaft der Gedanke bey ihm ein, daß er sich ein Pfund Kaffee und ein Pfund Zucker gekauft habe; da er dieß doch in Wahrheit sonst niemals gethan hatte, und auch gerade damals aus Mangel an Gelde zu thun außer Stande war. Bey dieser eingebildeten Erinnerung, die ihm übrigens viel Freude machte, war er so vollkommen wach, daß er den Sinn mancher sehr schweren Stelle seines Autors vollkommen glücklich traf. Die Idee von dem gekauften Kaffee und Zucker hatte sich aber mit einer solchen Gewißheit bey ihm festgesetzt, daß er, als die Zeit da war, wo er mit seinen Stubengenossen zu Tische gehen

sollte, aus irgend einer Ursache geradezu erst noch einmahl nach der Stelle griff, wo beydes hingelegt seyn mußte, und, als er es nun vermißte, glaubte er, einer von seinen Mitschülern müsse es verlegt oder entwendet haben. Er stellte diese darüber zur Rede, welche denn ihre Unschuld betheuerten und ihm nun suchen halfen. Nach langem vergeblichen Suchen mußten sie endlich fortgehn. Der Weg zum Speisesaale führte sie eine beträchtliche Straße hinunter, und der Gedanke an den verlohrnen Kaffee und Zucker, der ihn traurig machte, verließ ihn den ganzen Weg über nicht. Erst bey Tische, wo es einigen seiner Freunde gelang, ihn durch Scherz und frohe Laune von dem fernern Andenken an seinen Verlust abzubringen, und ihn aufgeräumt zu machen, war er sich, mitten in einem Lachen, auf einmahl wieder vollkommen bewußt, daß er weder Kaffee und Zucker gekauft habe noch habe, kaufen können, und erstaunte über diese Erscheinung um so mehr, da er sich gar nicht erinnerte, den ganzen Tag über bis zu dem Lesen weder an Kaffee noch Zucker gedacht zu haben.

141) Ein Träumender einer während des Traums an einem entfernten Orte wirklich vorfallenden unvermutheten Begebenheit.

Einem zehnjährigen Knaben im Halleschen Waisenhause träumte, daß in das Haus seines Oheims, eines Landpredigers bey Halle, Diebe einbrächen. Er sah, an welcher Stelle des Hauses und wie sie dieß bewerkstelligten, sah, wo sie zuerst raubten, wo dann weiter, und was und wie sie alles nahmen, und das alles so deutlich,

als ob es am hellen Tage geschähe und er es wirklich mit ansähe. Vom Traume erschreckt, wachte er auf, ängstigte sich, und war selbst um das Leben seines Oheims besorgt. Sobald er nebst seinen Mitschülern aufgestanden war, erzählte er ihnen diesen Traum. Sie gingen darauf in die Unterrichtsstunden. Noch denselben Vormittag aber wurde er herausgerufen, weil ihn ein Fremder zu sprechen wünschte. Dieser war sein Oheim, dem er voll kindlicher Freude entgegenlief und sogleich seinen Traum erzählte. Voll Verwunderung ließ ihn derselbe die Erzählung wiederholen, und fand zu seinem größten Erstaunen, daß der Traum genau und umständlich das enthielt, was sich die Nacht über leider wirklich bey ihm zugetragen hatte. An Kleidern hatte man ihn bis auf einen abgetragenen, schon auf die Seite gelegten Rock beraubt, in welchem er eben nach der Stadt gekommen war, um sich neue Kleider zu besorgen, und bey dieser Gelegenheit zugleich seinen Neffen besuchte.

LI.

Unverbrennliche.

142) Faustino Chacou, ein Spanier.

„Wir sahn — schreibt ein Reisender aus Paris — den Spanier, der auf eine so wunderbare Weise das Feuer ertragen kann. Auf e-

nem Gerüst, zu welchem jeder deutlich hinsehen und sich nähern konnte, stand der Spanier, ein junger Mann von angenehmer Gestalt. Er fing damit an, sich mit reinem Wasser Hände und Füße zu waschen, um uns zu überzeugen, daß er keine Salbe noch Präservativ habe. Dann setzte er sich hin, und hielt den Fuß perpendiculär über ein brennendes Licht, wo er ihn sechs Minuten rösten ließ, wobey er lachte und plauderte, als wäre es ihm nur Spaß. Dann nahm er glühendes Eisen in die Hände, fuhr damit über seine Arme weg, und spielte damit; dann nahm er ein anderes, schweres, glühendes Eisen, und leckte daran, bis es kalt war, ohne daß er den gerinsten Schmerz davon zu empfinden schien. Dann wurde ein schwerer eiserner Tritt gebracht, der so glühend war, daß sich ein Holzspan sogleich daran entzündete, und hierauf spazierte der Spanier herum, als wäre es auf der bloßen Erde, auch trat er fest darauf hin, und blieb darauf stehn. Nun wurde Oel gesiedet. Die Zuschauer hielten einen Thermometer darein, er aber spielte darin herum, wie andere Menschen in lauem Wasser. Wir alle nahten uns, und untersuchten alles auf das strengste und genaueste, aber wir konnten keinen Trug entdecken. Nach dem Waschen ließ er uns seine Hände anfühlen, diese waren kalt, und hatten eine weiche und sanfte Haut, auch seine Zunge, die das glühende Eisen beleckt hatte, war unverletzt. Er behauptete, seine Natur sey so eingerichtet, daß er das Feuer vertragen könne."

Um vorher noch hinter die Wahrheit zu kommen und vor jedem Betruge gesichert zu seyn, erhielten die Mitglieder des Pariser Nationalinstituts, Pinel und Hugard, zu Anfang July

1803 den Auftrag, den Versuchen, die man mit dem Spanier anstellen wolle, beyzuwohnen und legten alsdann den 11. July folgenden Bericht ab:

Dieser Spanier, der etwa 23 Jahr alt ist, verräth in seinem Aeußeren nichts Besonders, außer daß seine Pupille ungewöhnlich erweitert erscheint, und daß er die Narbe von einem Stiche zwischen der dritten und vierten Ribbe an sich trägt, die aber seiner Gesundheit nicht nachtheilig zu seyn scheint. Seine Fußsohle sah schwarz aus, dieß rührte von einem Versuche mit heißem Oele her. Seine Zunge war mit einem weißen Schleime belegt, wie es bey einem schwachen Magen zu seyn pflegt. Als man die Versuche mit ihm anstellte, schlug der Puls anfänglich achtzigmahl in einer Minute. Man erhitzte hier ein Pfund Oel bis zum 85° Reaumur. Er tauchte seine Fußsohle hinein oder vielmehr er berührte bloß die Oberfläche des Oels und bewegte den Fuß hin und her, ohne sich im geringsten die Haut zu verbrennen oder irgend ein Zeichen von Schmerzen zu äußern. Auf eben diese Art tauchte er schnell seine Hand ins kochende Oel und rieb sich mit diesem heißen Oele zuletzt das Gesicht. Das Oel hatte in diesem Augenblick die Hitze von 75° Reaumur. Das Thermometer zeigte 33° Reaumur.

Hierauf erhitzte man eine eiserne Stange kirschroth und legte ihm dieselbe zu seinen Füßen. Auch über diese fuhr er mit der Fußsohle hin und her, so daß es rauchte und das Oel an einigen Stellen zu brennen anfing. Vorher hatte er die kleinen Scorien, die am glühenden Eisen hingen, zwar weggewischt, allein er glaubte dennoch, daß

einige hängen geblieben wären, und dieß verursachte einige Versengung.

Alsdann erhitzte man einen eisernen Spatel auf der einen Seite rothglühend, und er bestrich mit dieser leise die Zunge, ohne sich zu versengen oder eine Entzündung zu bewirken. Indessen bemerkte man doch, daß der Schleim die Zunge nachher nicht mehr bedeckte, und daß selbst zwey Stellen ein wenig bluteten, welches einer Rauhigkeit des Eisens zugeschrieben wurde. Man wollte versuchen, ob der Geschmack vernichtet sey, und gab ihm etwas Salpeter, Schwefelsäure und eine alcalische Auflösung zu kosten, welches er alles unterschied.

Endlich nahm er ein brennendes Licht und fuhr damit langsam unter dem Arme und an den Schenkeln hin, ohne sich zu verbrennen. Seine Haut ist weich und nicht callös, und obgleich sein Puls nach dem Versuche etwas schneller schlug, so war er doch im Ganzen wenig beunruhigt und verrieth weder Furcht noch Schmerz.

Dieser Spanier war schon vorher zu Madrit der Gegenstand der öffentlichen Neugierde gewesen. Die Madriter Zeitung vom 29. July des Jahrs 1803 enthält über diesen seltnen Menschen einige Notizen, welche beweisen, daß er nicht, wie man in Paris behauptet hat, aus einem Kloster entsprungen ist. Er heißt Faustino Chacon, und ist 1779 oder 1780 zu Toledo geboren. „Während er sich, (sagt die Zeitung,) in Estremadura im größten Elende befindet, erinnert er sich, von seiner Mutter gehört zu haben, daß er, als ein zweyjähriges Kind, ins Feuer gefallen sey, ohne sich das mindeste Leid zuzufügen. Er kommt auf den Gedanken, sich

auf diesem Wege sein Brot zu verdienen. Zu diesem Ende stellt er mehrere Versuche an, welche ihm beweisen, daß ihm die Unverbrennbarkeit geblieben ist; unter andern kriecht er ohne Schaden in einen glühenden Backofen. Von Estremadura geht er nach Xeres, und von da nach Cadix. Hier wohnt er dem letzten Bombardement der Engländer bey, und rettet mehrere Personen aus einem in lichter Lohe stehenden Hause. Hier macht er auch, unmittelbar darauf, die Bekanntschaft des Herrn Robinson, der ihn beredet, mit ihm nach Madrit und Paris zu gehn, obgleich der junge Mensch von seinem Mittel nur dann Gebrauch machte, wenn ihm alle übrigen fehlten." Im Anfange des Junius 1803 waren beyde in Madrit, wo sich der junge Spanier ungefähr denselben Proben unterwarf, wie zu Paris. Die einzige Wirkung, welche das Feuer auf ihn macht, besteht darin, daß es ihm eine Art von Krampf verursacht, welcher stärker oder schwächer ist, je nachdem er den seltnen Vorzug, den er besitzt, kurz vorher mehr oder weniger geübt hat; denn er hat bemerkt, daß eine lange Unterbrechung ihn steif macht. Uebrigens ist er ein Mensch ohne alle Erziehung, der nicht einmahl lesen kann.

143) Ein Blödsinniger zu Laune.

In der Schmiede zu Laune, zwey Stunden von Sillé in Frankreich, befand sich ein blödsinniger Mensch, der mit bloßen Füßen auf einem Stück glühenden Eisens gehen konnte. In der Hand konnte er eine glühende Kohle halten, auf die er blies, um ihre Gluth zu vermehren.

Seine Haut war dick und fühlte sich ölicht an; doch sah man keine Schwiele daran. Man bemerkte an derselben auch weder Risse noch irgend eine andere Spur von der Wirkung des Feuers. Indessen konnte man keine Betrügerey in diesem Menschen vermuthen; denn er war zu blödsinnig, als daß er auf irgend einen solchen Einfall hätte kommen sollen. Er wagte sich in die größten Gefahren, ohne sie zu kennen, und ohne sie zu fürchten. Ohne eine Leiter stieg er mit der Behendigkeit einer Katze auf die Dächer der höchsten Häuser. War er bis zum Giebel des Daches gekommen, so legte er sich queer über denselben hin, schaukelte sich darauf, hob sich in die Höhe, und stieg alsdann auf die nämliche Weise, wie er hinaufgekommen war, wieder herunter.

Die Marquise von Dreux sah ihn auf eine dreyßig Fuß hohe Mauer hinaufsteigen, ohne daß er sich hierzu eines andern Mittels als seiner Nägel bediente.

LII.

Verabscheuende.

144) Der Geldscheue.

John Poole, mit dem Beynahmen der Geldscheue, eines Pachters Sohn bey Clare in Suffolk, verrieth schon von seiner frühesten Jugend an eine heftige Anthipathie gegen alles Geld, das er weder sehen noch berühren konnte.

Sein Vater gab sich alle Mühe, dieses Uebel auszurotten; er bot ihm Geld an, und erwähnte dabey aller der Dinge, die er sich dadurch verschaffen könne und die der junge Mensch sehr liebte; allein alle seine Mühe war umsonst, er nahm das Geld nicht an. Endlich glaubte man, daß dieser Widerwille etwa Blödigkeit oder Ziererey sey, und daß er bloß offen angebotenes Geld nicht sehen könne. Man steckte ihm daher etwas Kupfermünze, ohne daß er es gewahr wurde, in die Tasche; als er aber die Hand von ungefähr hineinbrachte und das Geld fühlte, zog er sie mit Grausen zurück und fiel in heftige Convulsionen, die über eine Stunde dauerten. Hierauf machte man einen Versuch mit Silbergelde: allein es wurde viel ärger, die Zuckungen wurden heftiger, und man fürchtete, er würde sterben.

---

145) Boerhave erwähnt einer Person, die aus Abscheu allemal Nasenbluten bekam, wenn sie Käse roch.

---

146) Ein Bierbrauer bekam, wenn das auf seinem Boden liegende Malz vor seinen Augen mit der Schaufel umstochen wurde, allemal heftige Schmerzen im Gesichte, die sich erst nach mehreren Tagen verloren. Uebrigens war er gesund und empfand nichts Unangenehmes, wenn er das Malz bloß ansah.

---

147) Einer holländischen Dame brach, so oft sie Eisen, z. B. Nägel, angriff, aus Abscheu über den ganzen Körper der Schweiß aus.

---

148) Marie Brook in Oxford hatte einen solchen Widerwillen gegen die Bienen, daß sie sich zu der Zeit, wenn diese Thiere schwärmten, an einem entlegnen Orte in einem wohlverwahrten Zimmer aufhalten mußte.

---

149) Muratori hatte einen Freund, der eine solche Antipathie gegen die Mäuse hatte, daß er keine Maus sehen konnte, ohne zu erblassen.

---

150) Auch erwähnt Muratori eines Officiers, der eine solche Abneigung gegen Frauenzimmer hatte, daß er in ihrer Gegenwart sogleich blaß wurde und über den ganzen Körper zu schwitzen anfing.

---

151) Boyle gedenkt eines Frauenzimmers, welches, so oft es eine Glocke oder einen starken Schall hörte, aus Widerwillen den Augenblick in eine tiefe Ohnmacht fiel.

---

152) Noch erzählt Boyle von einem Frauenzimmer, daß demselben der Honig so zuwider gewesen sey, daß es einstmals heftig krank wurde, als man ihm ohne sein Wissen ein wenig da-

von in einem Umschlage auf eine leichte Wunde legte, und daß es von dieser Krankheit nicht eher genas, als bis man den Umschlag wieder weggenommen hatte.

---

153) Von dem berühmten Bacon v. Verulam erzählt man, die Sonnenfinsternisse hätten etwas so Widriges für ihn gehabt, daß er jedesmal dabey in Ohnmacht gesunken sey.

---

154) Mancher kann den Geruch des Rhabarbers nicht ausstehn, und ich weiß ein Beyspiel, daß jemand lieber gestorben wäre, als jemals wieder Rhabarber eingenommen hätte, den er allemal gleich wieder roch, sobald er sich nur daran erinnerte, obgleich keiner vorhanden und ein großer Zeitraum verstrichen war, seitdem er ihn eingenommen hatte.

---

155) Ein Frauenzimmer spürte sehr unangenehme Empfindungen, wenn sich Sellerie in ihrer Nähe befand.

---

156) Manche Menschen können keine Spinne sehn, ohne eine große Beängstigung oder ein Uebelwerden zu spüren. Einen starken und beherzten Mann, der zanksüchtig und sehr zum Raufen und Schlagen geneigt war, konnte man sogleich zur Ruhe bringen, wenn man ihm eine Spinne zeigte; indem er, sobald er diese sah, erblaßte und am ganzen Körper wie gelähmt war.

---

157) Ein Frauenzimmer fiel sogleich in Ohnmacht, wenn sie sich mit einer Katze in einer und derselben Stube befand; und ich kann mich einer Mannsperson erinnern, die vor Schrecken zusammenfuhr, und laut aufschrie, weil, während daß sie aß, eine Katze in die Stube gekommen war, ob sie gleich dieselbe noch gar nicht gesehen hatte.

Madame B—r in Leipzig wird krank, wenn eine Katze in ihr Zimmer schleicht, wenn sie dieselbe auch nicht sieht. Das Geruchsorgan solcher Personen muß eine besondere Reizbarkeit und Empfindlichkeit besitzen, so daß sie sogleich die Ausdünstung der Katzen spüren.

---

158) Viele Personen können weder Kröten noch Frösche, noch andere dergleichen Thiere sehn, ohne ein unbeschreiblich unangenehmes Gefühl zu empfinden.

---

159) Die Antipathie mancher Menschen erstreckt sich oft sogar auf gewisse Menschen.

Eins der auffallendsten Beyspiele dieser Art ist wohl das folgende: Ein Prediger, der ein so gutgesinnter Mensch war, daß er gewiß jedes Glied seiner Gemeinde auf das aufrichtigste liebte und ohne Ausnahme von allen wieder geliebt und wegen seines guten Beyspiels von jedermann verehrt wurde, hatte die so sonderbare als große Unannehmlichkeit, daß sich in seiner Gemeinde ein übrigens ganz guter und dem Prediger sonst ganz gleichgültiger Mann niederließ, dessen, keinesweges verbildetes Gesicht, dem Prediger ein so empörender Anblick war, daß er, so oft dieser Mann

die Kirche besuchte, ganz außer Athem gesetzt wurde, und nur mit der größten Anstrengung in den gottesdienstlichen Verrichtungen fortfahren konnte; so daß er sich endlich genöthigt sah, um seine Versetzung nach einem andern Orte anzuhalten.

---

160) Ein vollkommen gesunder Mann, dem alles sonst genießbare Essen und Trinken schmeckte und wohl bekam, und der dabey ein Kenner und Liebhaber von guten Weinen war, hatte von jeher, ohne sich einer Veranlassung dazu erinnern zu können, eine solche Antipathie gegen den sonst von jedem so köstlich gefundenen Rheinwein, daß auf der Tafel, woran er saß, nur in einiger Nähe von ihm, eine Rheinweinflasche geöffnet zu werden brauchte, um ihm eine solche Uebelkeit zu verursachen, daß er die Tafel verlassen mußte.

161) Ein berühmter Arzt schreibt von einem Gastwirthe, der, so oft er auf der Tafel Weinessig sah, mit den Zähnen knirschte, und sogleich über den ganzen Körper einen kalten Schweiß bekam, und doch konnte dieser Mensch, ohne die geringste Beschwerde zu empfinden, Weinessig trinken, wenn er ihn nur nicht zu sehen bekam.

---

162) Derselbe Schriftsteller kannte einen schottischen Edelmann, der beym Anblick eines gerösteten Aals blaß wurde und sich übel befand.

---

163) Von einem jungen Frauenzimmer erzählt ebenderselbe, daß sie keine in der Luft

fliegende Feder habe sehen können, ohne ein lautes Geschrey zu thun.

---

164) in den Ephemeriden der naturforschenden Gesellschaft findet man folgende eben so unerklärbare Erzählung: Joh. Pechmann, ein berühmter Gottesgelehrter, hatte von seiner ersten Jugend an eine besondere Abneigung vor dem Besenkehren. Sobald er kehren hörte, ward er unruhig, holte schwer Athem, und seufzte wie ein Mensch, der in Gefahr ist zu ersticken. Vergebens wendete man alles an, um ihn an dieses Geräusch zu gewöhnen, und man sah ihn mehr als einmahl beym bloßen Anblicke eines Besens, womit ihn eine der Mägde verfolgte, sich durch das Fenster retten. Auch wenn er betete, wobey sein Geist ganz beschäftigt war, ward er, wenn man in der Nähe kehrte, oder ein ähnliches Geräusch machte, blaß, unruhig, und schwitzte oft am ganzen Körper. Wenn er auf der Straße von ungefähr Gassenkehrer antraf, so sah man ihn als einen Wahnsinnigen fliehen, und sogar bey öffentlichen Feyerlichkeiten verließ er sogleich seinen Platz, oder ging ans Fenster, um frische Luft zu schöpfen, wenn jemand mit einer Ruthe leise den Boden strich, und dies Geräusch ihm hörbar war.

---

165) In denselben Blättern wird Folgendes erzählt: Ein Bettler, mit Nahmen Olaus, hatte eine solche Abneigung vor seinem Nahmen, daß er alle diejenigen, mit denen er bekannt war, inständig bat, ihn nicht bey demselben zu nennen.

Wer ihn aus Versehen oder aus Vorsatz Olaus nannte, brachte ihn aus aller Fassung; auf das erstemahl, wenn man seinen Nahmen aussprach, fing er an zu zittern, auf das zweytemahl knirschte er mit den Zähnen, schüttelte den Kopf, und gab deutliche Zeichen des Widerwillens. Bey öfterer Wiederholung stieß er sich mit dem Kopfe an die Mauer, und fiel, wie vom Schlage gerührt, oder als wenn er einen Anfall von der fallenden Sucht hätte, zur Erde. Außerdem befand er sich sehr wohl.

LIII.

Verbrennende.

166) Eine Frau in Alt-Ruppin.

Vor ungefähr 60 Jahren fand man zu Alt-Ruppin eine Person, welche allgemein für eine Hexe gehalten wurde, auf das allerseltsamste von einer innern Flamme aufgelöst, in ihrer Hütte liegen, und der Aberglaube wußte sich diese Erscheinung nicht anders zu erklären, als daß die Hexe endlich vom Teufel geholt worden sey.

167) Gräfinn Bandi.

Cornelia, Gräfinn Bandi zu Cesena, 62 Jahr alt, im Genuß einer vollkommnen Gesundheit, bemerkte eines Abends bey Tafel eine ungewöhnliche Schläfrigkeit, und begab sich frü-

her zu Bette, als sie sonst wohl pflegte. Ihr Kammermädchen blieb im Schlafzimmer, bis sie eingeschlafen war, und entfernte sich darauf ganz leise. Am folgenden Morgen dauerte es ungewöhnlich lange, ehe die Gräfinn klingelte. Das Kammermädchen wollte ihre Gebieterinn wecken, trat ins Schlafzimmer, und ward von folgendem Anblick überrascht: Vier Fuß vom Bette lag ein Aschenhaufen, in welchem sich beyde Beine der Gräfinn befanden, die vom Fuß bis zum Knie unbeschädigt geblieben waren. Bey den Füßen lag ein Theil des Kopfs, das Gehirn, die Hälfte der Hirnschale des Hinterkopfs und das Kinn aber waren zu Asche gebrannt. Außerdem fand man noch drey verkohlte Finger. Das Uebrige des ganzen Körpers war Asche, die sich schmierig anfühlen und eine übelriechende Feuchtigkeit an den Fingern zurück ließ. Der Zustand des Bettes zeigte an, daß die Gräfinn aufgestanden war. Im Zimmer selbst war keine Spur von Verbrennung zu finden. Geräthe und Tapeten waren mit einem feuchten, aschgrauen Ruß überzogen, und ein übler Geruch hatte sich selbst durch die benachbarten Zimmer verbreitet. Das Außerordentliche dieser Erscheinung machte sehr viel Sensation. Man spürte den Ursachen derselben nach, und fand keine andere, als daß die Gräfinn die Gewohnheit hatte, sich den ganzen Körper mit Kampferspiritus zu waschen.

168) Maria Cines.

Maria Cines, eine Engländerinn, 40 Jahr alt, der Trunkenheit sehr ergeben, überließ sich nach dem Tode ihres Mannes dieser unglück-

lichen Leidenschaft so sehr, daß sie ein ganzes Jahr hindurch täglich ein halb Nößel Rum zu sich nahm, und dadurch ihre sonst feste Gesundheit untergrub. Sie bekam die Gelbsucht, und ward genöthigt, das Bett zu hüten. Dennoch setzte sie ihre Lebensweise fort. Eines Abends, von großer Unruhe gequält, verlangte sie allein gelassen zu werden. Ihre Wärterinn verließ sie um 12 Uhr und verschloß beym Weggehn, wie gewöhnlich, die Thür, nachdem sie noch einige große Steinkohlen in den Kamin gelegt hatte. Morgens um halb 6 Uhr sah man Rauch aus dem Fenster ziehn. Man öffnete das Zimmer, und einige Flammen, welche den Eintretenden entgegen schlugen, wurden bald gedämpft. Die Ueberreste des Körpers der Maria Cines fand man in folgendem Zustande: Ein Bein und ein Schenkel noch unversehrt, die Haut, die Muskeln und das Eingeweide zu Asche verbrannt, die Knochen der Hirnschale und des Rückenmarks mit einem weißlichen Ueberzug in Kalk verwandelt. Die Geräthe im Zimmer hatten keinen Schaden gelitten, und die sämmlichen Betten und Bettzeuge waren unversehrt. Uebrigens erfüllte ein übelriechender Dampf, der sich sehr lange hielt, das ganze Haus.

LIV.

Verzweifelnde.

169) Ein Greis mordet aus Mitleiden, das sich auf Verzweiflung gründet, seine Enkelinn.

In Zeiz wurde am 10. Dezember des Jahres 1802 von einem Greise von 73 Jahren dem dasigen Perückenmacher und Viertelmeister Fritsche, eine schauderhafte Mordthat begangen; indem er das einzige Kind seiner Tochter, ein Mädchen von vier und einem halben Jahre mit einem Beile im Holzstalle dergestalt tödtlich verwundete, daß es zwey Tage darauf den Geist aufgab. Mißmuth des Alters, Unzufriedenheit mit der Welt und Mangel an gewohnten Bedürfnissen verleiteten ihn zu dieser grausamen That, durch welche er seinem Unmuthe und unbehaglichen Gefühle auf einmahl ein Ende zu machen suchte. Beym Verhör gestand er, daß er früh beym Holzspalten auf diesen mörderischen Gedanken verfallen sey, aber während der That selbst nicht an ihre Strafwürdigkeit gedacht habe. Aus Liebe habe er seine Enkelinn getödtet, damit sie nicht auch, wie er, künftig vielleicht Noth leiden müßte.

170) Prediger Kaulwell mordet seine Gattin, damit sie nicht einst Noth leide.

Kaulwell wurde im Jahre 1694 zu Oehlitz geboren, woselbst sein Vater Prediger war.

Seine Eltern bestimmten ihn den Wissenschaften, und er widmete sich der Gottesgelahrtheit. Bald nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn erhielt er einen Ruf als Prediger nach Unternesse, in der Weißenfelsischen Inspektion.

Er nahm diese Stelle an, heirathete darauf die Tochter eines Superintendenten zu Weißenfels, mit der er vier Jahr in einer friedlichen und glücklichen Ehe lebte, und die ihm zwey Kinder hinterließ.

Nach dem Tode seiner ersten Gattin verheirathete er sich 1732 zum zweytenmahl mit einer Predigerstochter zu Wöbau, mit welcher er ebenfalls einige Kinder erzeugte.

Im Jahre 1737 wurde er als Prediger nach Rudersdorf berufen. Er zog also von seinem bisherigen Wohnorte fort, und ließ sich dort mit seiner Familie nieder.

Nach dem Zeugniß aller seiner Bekannten, lebte Kaulwell auch mit dieser zweyten Gattinn glücklich und zufrieden, so wie er denn überhaupt ein friedliebender und verträglicher Mann war.

Bey herannahendem Alter verspürte er aber mit einemmahl eine überaus schnelle Abnahme seiner Kräfte; sein natürliches Feuer verlosch plötzlich, und er nahm nun, unglücklicher Weise, seine Zuflucht zu einem der gefährlichsten und schädlichsten Mittel, zu starkem Getränke; allein, da es ihm, bey seinen nur geringen Einkünften, an Mitteln gebrach, sich theuere Weine zu kaufen, so bediente er sich des Branntweins. Mit jedem Tage nahm nun diese verderbliche Neigung bey ihm zu, er betrank sich, und verwandte mehr auf die Befriedigung dieser schädlichen Leidenschaft, als auf seine Kinder und sein Hauswesen. Seine Gattinn

machte ihm darüber Vorwürfe; er erwiederte sie mit Unwillen, und diese Zwistigkeiten störten nun auf einmahl den Frieden einer einst glücklichen Familie.

Durch den Genuß des vielen starken Getränks zerrüttete Kaulwell gänzlich seine Gesundheit, und schwächte seine Seelenkräfte. Es überfiel ihn zu verschiedenenmahlen auf der Kanzel ein Schwindel, der so heftig war, daß er sich kaum halten konnte, auch wurde er, in einem Zeitraum von sieben Jahren, sechs bis sieben Mahl vom Schlage gerührt.

Aber alle die unglücklichen Zufälle, die wahrscheinlicher Weise mit eine Folge seiner bösen Neigung zum Trunk waren, konnten den schwachen Greis nicht mehr von seiner Verirrung zurückbringen. Stündlich nahm diese unseelige Leidenschaft zu; um sie zu befriedigen, häufte er Schulden auf Schulden, und als man ihm nicht mehr borgen wollte, vergriff er sich sogar einigemahl an dem Klingelbeutel.

Im Jahre 1763 hatten endlich seine Geisteskräfte so abgenommen, daß er nicht mehr im Stande war, seinem Amte als Prediger vorzustehn. Es wurde ihm also ein Substitut gesetzt, wodurch er einen beträchtlichen Theil seiner ohnehin nur sehr geringen Einkünfte einbüßte; und kurze Zeit nach diesem Vorfall hatte er auch noch das Unglück, blind zu werden.

Diese Umstände gaben nun neue Gelegenheit zu Zwistigkeiten mit seiner Gattinn; täglich machte sie ihm Vorwürfe über seine Neigung zum Trunk, und quälte ihn mit der Besorgniß: daß sie noch am Ende mit ihren Kindern würde darben und hungern müssen.

Ihm

Ihn selbst überfiel nun in dem darauf folgenden Jahre die nämliche Furcht, und zwar (wie er sagte) aus Mißtrauen gegen Gott und dessen Vorsorge; hauptsächlich weil er noch viele Schulden hatte, die er, bey seinem geringen Einkommen zu tilgen, keinen Ausweg sah, und weil kaum noch bis Weihnachten Korn zu Brot für ihn und sein Hauswesen vorräthig war.

Die üble Laune seiner Gattinn nahm itzt fast stündlich zu, sie verfolgte ihn unaufhörlich mit dem kränkenden Vorwurfe: daß sie nach seinem Tode um ihren Unterhalt kommen würde; und setzte dann wohl noch mit vieler Heftigkeit hinzu: „aber, wenn du todt bist, will ich auf dein Grab treten und ausrufen: hier liegt der verfluchte Rabenvatter, der weder für sein Weib noch seine Kinder gesorgt hat! und am jüngsten Tage will ich sagen: hier ist der verfluchte Rabenvater! richte ihn, Gott! auf das strengste, denn er hat die Hölle an mir verdient! Es ist ein unverständiger alter Rabenvatter, und werth, daß man Leute kommen ließe, die ihn mit Stecknadeln zerkratzten!"

Diese und andere ähnliche Reden, beängstigten den blinden, siebenzigjährigen und fast kindischen Greis dergestalt, daß er den Entschluß faßte, sein Weib ums Leben zu bringen, um sie dadurch von ihrer Besorgniß zu befreyen, sich aber zugleich, da er schon so alt und überdem blind und seines kummervollen Lebens überdrussig war, den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern.

Vierzehn Tage trug er diesen mörderischen Gedanken in seiner Seele mit sich herum, ehe er ihn zur Wirklichkeit brachte. Er kämpfte lange mit sich selbst; aber die letzten vier Tage vor der

schrecklichen That wurde dieser Gedanke so lebhaft in ihm, daß er ihm nicht länger widerstehn konnte.

Am 15. Oktober 1764 hatte Kaulwells Gattinn einen Besuch bey einer verheyratheten Tochter gemacht, und als sie am Abend zu Hause kam, ging sie sogleich in ihr Zimmer und legte sich zu Bette. Kaulwell war ganz freundlich gegen seine Gattinn, wünschte ihr noch eine gute Nacht, und nach der Aussage aller Hausgenossen war diesen Abend kein Streit zwischen den beyden Eheleuten vorgefallen.

Gegen Mitternacht nahm der blinde Greis ein Beil, schlich sich damit leise in die Stube seiner Frau, und horchte, ob sie noch wach sey. Als er sie nun schlafend fand, fühlte er erst mit seiner Hand nach ihrem Kopf, und gab ihr dann mit dem Beile einen heftigen Schlag nach dem Orte, wo er vorher hingefühlt hatte. — Auf diesen ersten Schlag richtete sich die getroffene Frau im Bette in die Höhe und fing an zu reden, er aber fuhr fort, mit dem Beile ohne Unterlaß auf sie zuzuhauen. Sie wehrte sich nun mit den Füßen, worauf er sein Federmesser aus der Tasche zog, es aus der Scheide nahm, und ihr mit selbigem in die Kehle stach, nachdem er diese vorher ebenfalls durchs Gefühl aufgesucht hatte. Jetzt kroch die Verwundete unter die Bettdecke, warf mit den Füßen die am Bette stehenden Stühle um, hatte aber doch noch so viel Kraft, aus dem Bette zu springen und mit dem kläglichsten Geschrey die Magd zu rufen.

Auf dies Geschrey sprang die in der Nebenkammer schlafende Magd sogleich aus dem Bette, um ihrer Herrschaft zu Hülfe zu eilen. Sie fand

aber die Thüre verschlossen; worauf sie der Verwundeten zurief: die Thüre aufzumachen.

Die Kaulwell raffte itzt noch alle ihre Kräfte zusammen, öffnete die Thür und trat vor die Magd hin. Diese fühlte gleich an den Händen ihrer Frau Blut; sie eilte daher fort und lief zu dem Substituten, um Licht zu holen. Letzterer kam sogleich mit der Magd zurück, und fand die unglückliche Frau dergestalt gemißhandelt und verwundet, daß sie ohne Rettung verloren war; auch gab sie wirklich funfzehn Stunden darauf ihren Geist auf.

Indessen war der Mörder durch die Kammerthüre aus der Pfarrwohnung durch den Garten zu seinem Schwiegersohn gegangen. Hier klopfte er sehr heftig an die Thüre, und als ihm dieser aufmachte und fragte: was er noch nach Mitternacht bey ihm wolle? sagte er ganz gelassen: „Nun habe ich meiner Frau den Kopf eingeschlagen.“

Merkwürdig ist es, daß die Ermordete diese Nacht das drittehalbjährige Kind ihres Schwiegersohns bey sich im Bette hatte, daß Kaulwell dies wußte, und demohnerachtet die schreckliche That vollführte, ob er gleich selbst gestand, daß er dies Kind in der Blindheit sehr leicht hätte erschlagen können, wenn es nicht, bey dem ersten Schlage nach dem Kopfe seiner Frau, sogleich der Wand zu unters Deckbett gekrochen wäre.

Kaulwell wurde darauf gefänglich eingezogen und über die That vernommen.

Er läugnete sie keineswegs, sondern erzählte sie mit allen vorhin angeführten Umständen, und fügte nur noch hinzu: „es sey diese That nicht aus Bosheit von ihm geschehen, indem er jeder-

zeit und mit jedermann sehr friedlich gelebt habe. Er glaube auch daher, daß vom Satan, durch die Verleitung zu dieser That, alle der Ruhm, den er sonst gehabt habe, zu Schanden gemacht worden sey.

Ferner führte er an: „Es sey ihm den ganzen Tag vorher immer gewesen, als wenn alle Teufeln um ihn wären, uud es hätte ihm ordentlich der Kopf gebraust."

Auf die Frage: warum er nach der That die Pfarrwohnung verlassen, und ob er etwa habe entweichen wollen? erwiederte er: „Er sey darum weggegangen, damit er keinem hinderlich seyn möge, und aus Furcht vor dem Substituten, wenn selbiger, auf das erhobene Geschrey seiner Frau herbeykommen und seine That sehen würde; denn der Substitut wäre ein hitziger Mann, der ihn hätte hart anfahren oder sich wohl gar an ihm vergreifen können."

Er wurde nun der Priesterwürde entsetzt und mit dem Schwerdte vom Leben zum Tode gebracht.

LV.

Vielfressende.

171) Beaume.

Reinhold von Beaume, Erzbischof erst zu Bourges, dann zu Sens, mußte des Nachts, nachdem er von 9 bis 1 Uhr geschlafen

hatte, aufstehn, um zu essen. Dann legte er sich wieder schlafen bis um 4 Uhr, da er zum zweytenmahl speisete. Um 8 Uhr frühstückte er; und dann speisete er zu Mittage nicht anders, als ob er noch keinen Bissen genossen hätte. Vier Stunden nach der Mittagsmahlzeit aß er sein Vesperbrot. Hierauf folgte die gewöhnliche Abendmahlzeit, und zuletzt nahm er beym Schlafengehen noch ein Gericht zu sich. Alle seine Mahlzeiten waren nicht klein, da er im Winter eine ganze Stunde, und im Sommer 5 Viertelstunden bey der Tafel saß. Er war dabey ein sehr munterer und geschäftiger Mann. Sein Kopf war immer heiter, und er war selten krank. Er mußte bloß die Leibesbewegungen, sogar das Spazierengehn vermeiden, um seinen Hunger nicht noch mehr zu erhöhen; und alles, was er that, um gesund zu bleiben, bestand darinn, daß er öfters eine Purganz einnahm.

---

172) Theogenes Thasius aß auf einmal einen ganzen Ochsen auf, und nachdem er diesen verzehrt hatte, gab er zu verstehn, daß er noch nicht gesättigt sey.

---

173) Milo Crotoniates aß auf einmal zwanzig Pfund Brot, eben so viel Fleisch, und trank dreyßig Maaß Wein dazu. Bey Einem der olympischen Spiele nahm er einen Ochsen auf die Schultern, trug ihn 325 Schritt weit, schlachtete und verzehrte denselben an Einem Tage ganz allein.

---

174) Chärippus pflegte beständig zu essen, so oft ihm nur jemand etwas gab, und Ctesias wußte niemals, wann er zu essen aufhören sollte.

---

175) Flavius Vopiscus erzählt, daß der Kaiser Aurelianus sein Vergnügen an einem Vielfresser gehabt habe, der an Einem Tage auf seiner Tafel ganz allein ein ganzes wildes Schwein, einen Schöps, ein Spanferkel, hundert Brote verzehrte, und mehr als einen Eimer Wein trank.

---

176) Der Kaiser Clodius Albinus verzehrte zum Frühstück 500 getrocknete Feigen, 100 Pfirsichen, 10 Melonen, 20 Pfund Weinbeeren, 100 Schnepfen und 400 Austern.

---

177) Johann Schenke führt ein bejahrtes Frauenzimmer an, das keinen Augenblick ohne Essen und Trinken leben konnte.

---

178) In England lebte ein zwölfjährige Knabe, welcher, nach einem Verzeichnisse, das man in den Philosophical-Transactions (Stück 476. Art. 5.) umständlich findet, innerhalb 6 Tagen seiner Freßsucht, nicht weniger als 377 Pfund und 24 Loth Speise zu sich nahm. Das Wenigste, was er an Einem dieser Tage genoß, waren 52 Pfund und 16 Loth. Die stärkste Portion seines Eintägigen Bedürfnisses in

diesem Zeitraume waren 77 Pfund, theils Speise, theils Getränk.

179) Tarare.

Dieser junge Mensch aus der Gegend von Lyon, der anfänglich einer Taschenspielertruppe gefolgt war, hatte sich geübt, Kieselsteine, so wie auch große Massen weggeworfenen Fleisches und Körbe voll Früchte, ja sogar lebendige Thiere, auch Messer und dergleichen zu verschlucken. Die bedenklichsten Zufälle und die gefährlichsten Koliken konnten ihn nicht dahin bringen, einer gefährlichen Gewohnheit zu entsagen, die ihm bald zu einem unüberwindlichen Bedürfnisse geworden war.

Als er im Anfange des letzten französischen Krieges bey einem Bataillon der Rheinarmee angeworben worden war, suchte er seine Nahrung bey einem ambulirenden Hospitale. Die Reste der Küche und der ausgetheilten Speisen, die weggeworfenen Portionen, das stinkende Fleisch waren für ihn nicht hinreichend. Oft stritt er sich daher mit den Thieren um ihre Nahrung; er machte beständig auf Katzen, Hunde und Schlangen Jagd, die er lebendig zerriß und fraß. Mit Drohungen und Gewalt mußte man ihn von den Todtenkammern und von dem Orte abhalten, wo man das Blut hinstellte, das man den Kranken abgezapft hatte. Vergebens suchte man ihn von dieser Freßsucht zu heilen, indem man ihm nacheinader fette Körper, Säuren, Opium, und selbst Kockelskörner gab. Das verschwinden eines Kindes von sechszehn Monaten erregte einen solchen

schrecklichen Verdacht gegen ihn, daß er, um dem Verhafte zu entgehn, die Flucht ergriff.

Im 6ten Jahre der französischen Republik kam er in einem Zustande von Auszehrung nach dem Hospitale zu Versailles, die eine Folge seiner unnatürlichen Eßlust war, und die, wie er sagte, von einer silbernen Gabel herrühre, welche ihm in den Gedärmen sitzen geblieben wäre. Es dauerte nicht lange, so gab er seinen Geist auf.

Der Bürger Tessier, Generalchirurgus des Hospitals, öffnete seinen Körper trotz des unerträglichen Gestanks, allein er fand die Gabel nicht. Der Magen war von einem außerordentlichen Umfange, die Gedärme waren ganz in Eiterung, und zeigten merkwürdige Anschwellungen; die Gallenblase war sehr groß.

Tarare war übrigens klein, schwächlich und kränklich, sein Blick hatte nichts Wildes. Wenn er fastete, so konnte man die Haut seines Bauchs fast um den ganzen Körper wickeln, und wenn ihm wohl war, so hätte man ihn für wassersüchtig halten können. Aus seinem Munde drang stromweise ein dicker Dunst; sein ganzer Körper dampfte; der Schweiß floß in Menge von seinem Kopfe, und er schlief viel.

180) Domery.

Um das Jahr 1795 saß zu Liverpool ein auf dem Schiffe le Hoche genommener äußerst gefräßiger Pole von 21 Jahren gefangen. Dieser Mensch hatte 8 Brüder, alle Söhne Eines Vaters, der ihnen seine Gefräßigkeit und zugleich seine Armuth zum Erbtheil hinterlassen hatte. Sie

mußten Soldaten werden, um nur leben zu können. Carl Domery, von welchem hier die Rede ist, fühlte mit seinem dreyzehnten Jahre eine ungewöhnliche Eßlust. Außer 2 Rationen, die man ihm mehr gab, als andern Soldaten, gaben ihm diese noch von dem Ihrigen, damit er nur leben konnte. Als er im Felde war, aß er, wenn er nicht Fleisch und Brot wie gewöhnlich bekam, täglich 5 Pfund Gras und Kräuter. Hunde, Katzen, Ratten, alles diente, seinen Hunger zu stillen. Oft zerriß er lebendige Ratten und verschlang sie, die ihm dabey oft Gesicht und Hände zerkratzten. Bey der Belagerung von Thionville war er in preußischen Diensten. Als aber die Lebensmittel selten wurden, ging er zu den Franzosen über. Seine Gefräßigkeit machte ihn in der französischen Armee gar bald bekannt, und die Soldaten freueten sich, ihm Hunde und Ratten zu bringen, die er lebendig aß, oder Kerzen, die er mit dem Dochte verschlang. Er wurde zu der Expedition nach Irland eingeschifft, und verzehrte auf dem Schiffe mit Heißhunger, was seine Kameraden sich abbrachen, um es ihm zu geben; und als das Schiff sich nach einem heftigen Gefechte ergeben mußte, und er sich von Hunger gemartert fühlte, biß er mit Begierde einen abgeschossenen Schenkel an, den er auf dem Verdecke fand. Ein Matrose, den dieser Anblick empörte, entriß ihm den Schenkel und warf ihn ins Meer. Oft sah man ihn eine rohe Ochsenleber, drey Pfund Kerzen und einige Pfund rohes Rindfleisch in Einem Tage essen. Er liebte nur das rohe Fleisch, und aß kein Brot oder Gemüse, außer wenn er nichts anders hatte. In Gegenwart des Arztes aß er einmal in Liver-

pool in Einem Tage 4 Pfund von der Brust einer Kuh roh, 5 Pfund rohes Ochsenfleisch, 12 Pfund Seife, und trank fünf Bouteillen Porterbier, und dieß ohne sich zu erbrechen, ohne Urin zu lassen, oder sonst seine Natur zu erleichtern, bis Abends um 6 Uhr, wo man ihn wieder sein Gefängniß brachte.

LVI.

Wahnsinnige.

181) Der gutmüthige Salzburger.

In den Dörfern und Waldungen des nördlichen Schwabens trieb sich 1782 bis 1785 ein Mann aus Salzburg umher, welcher für Kinder ein furchtbares Schreckbild, für den frivolen Spaßmacher ein Gegenstand leichtsinniger Mißhandlungen, für die kleine Zahl der Theilnehmenden und Fühlenden der Gegenstand des herzlichsten Mitleidens, und für den philosophischen Beobachter der menschlichen Natur einer der interessantesten Menschen war. In Einem Subjekte fand man hier die schönsten Denkmähler des Göttlichen im Menschen mit der höchsten Verwilderung, die erstaunenswürdigsten Trümmer von Kultur mit der rohesten Thierheit vereinigt.

Der Salzburger — unter diesem Namen kannte man überall den Helden dieser Erzählung — war ein Mann von ungefähr 50

Jahren, von mittler größe, und starkem, kernhaftem Bau. Sein Gang und die Haltung seines Körpers hatten viel Ernst und Würde. Seine Gesichtszüge waren regelmäßig und edel; sein Blick geistvoll. Vermuthlich durch eine äußere Verletzung hatte er das linke Auge verloren. Er sprach rein deutsch, welches sein angebliches Vaterland sehr zweifelhaft machte. Aber schon die Art, wie der Salzburger seinen Körper zierte, kündigte einen Wahnsinnigen von der verworrensten, unheilbarsten Klasse an. Er wechselte hierin sehr oft; doch trug er nie einen Rock, sehr selten Beinkleider, hatte auch im strengsten Winter seine Füße nicht bedeckt. Bald war sein Kopf in Lumpen gewickelt, die auf der Einen Seite sein krankes Auge bedeckten; auf der andern steckten dann einige Federn. Bald trug er statt des Huts einen Bienenkorb; manchmahl gieng er unbedeckt, und trug einen Stein auf dem Kopfe, wobey er sehr gespannt einherschritt, damit derselbe nicht herunterfallen möchte. Von dem Halse an hingen größere Lumpen über die Lenden hinunter, und die Arme waren beynahe ganz bloß; die Füße waren bis unter die Waden mit Werg bekleidet, welches er mit kleinen Lumpen umwickelt hatte. Auf seiner Brust hing an einer Schnur ein Ammonshorn. Dies sey, versicherte er, sein Orden. In der Hand trug er einige starke Stöcke, die er auch mit Lumpen umwickelt hatte. Die Lebensart dieses Mannes war die sonderbarste, die man sich denken kann. Mitten in dem kultivirten Deutschlande führte er das Leben eines Wilden. Nirgends hatte er eine Heimath. Der Himmel war sein Dach, jeder sanfte Rasen sein Bett. Keine Sitte und keine Konvenienz kümmerte ihn.

So lange die Natur ihre eßbaren Produkte darbot, bedurfte er keines Menschen. Er hatte kein Eigenthum, als seine Lumpen, die er öfters wechselte, und kleine und große Petrefakten, die er mit Fleiß und Kenntniß sammelte und wieder zerstreute. Wenn man ihm Geld schenkte, so verwahrte er es in seinem Munde. Den Branntwein liebte er bis zur Unmäßigkeit. Schnupftaback aß er als einen Leckerbissen. Im Winter übernachtete er gewöhnlich auf den Vorwerken in Backöfen, in welchen den Tag zuvor Brot gebacken war.

Man durfte, wenn man mit diesem Unglücklichen sprach, nichts von seiner Kleidung, von seiner Lebensart und von seinen Schicksalen erwähnen. Es war deshalb auch unmöglich, die eigentliche Ursache seines Zustandes zu erforschen. Die heterogensten Bilder verfolgten sich ohne die mindeste Verbindung, Schlag auf Schlag, in seiner Seele. Doch stachen darunter die Erinnerungen an eine unglückliche Liebe, Flucht und darauf erfolgte Einsperrung, hervor. Indeß gelangte man, bey den künstlichsten Forschungen, auf nichts Sicheres, und wenn man glaubte, ihn zu erhaschen, so sprang er plötzlich in die entferntesten Ideenregionen hinüber. Hütete man sich aber, an diesen so reitzbaren Punkt anzustoßen, so gerieth man in Erstaunen über den Mann, in dessen Seele so viel Licht und Schatten, Regelmäßigkeit und Verwirrung beysammen waren. Die sorgfältige, wissenschaftliche Erziehung war überall sichtbar. Er verstand — natürlich nur fragmentarisch — Geographie, Geschichte rc. rc., mischte lateinische und französische Ausdrücke und Sentenzen in das Gespräch, und bediente sich solcher

Formen, Bilder und Wendungen, die man nur unter den höhern, kultivirten Klassen zu hören gewohnt ist. Da vernahm man kein unverständiges Wort; im Gegentheil stieß man auf Züge von Witz und treffendem Urtheile, auf eine richtige Verbindung der Ideen, worüber jeder prüfende Beobachter stutzte. Dabey fühlte der Mann alles, was er sprach, mit äußerster Lebhaftigkeit, drückte jede Vorstellung durch Stimme und Gesichtszüge aus, und gestikulirte mit einer Wahrheit, die man vielen Schauspielern und Rednern wünschen möchte. Jedoch waren die Organe seines Denkens nicht immer in diesem glücklichen Zustande. Er that dann mürrisch, mißtrauisch, nahm kein Geschenk an, und wurde gegen den Zudringlichen grob.

Eine sehr günstige Stunde war es, um die Lichtseite seines Charakters in ihrer ganzen Klarheit zu sehn, als er einstens in das Zimmer eines seiner Gönner trat. Er fand hier eine kleine Gesellschaft von dessen benachbarten Freunden. Dieser Anblick erheiterte ihn. Er bat seiner Gewohnheit nach, um die Zeitungen. Die fremden Herren fingen an, mit ihm zu sprechen. Er verlangte ihre Bekanntschaften zu machen. Ein Regierungsrath, der noch nicht lange in der Gegend war, sagte ihm scherzweise: er sey ein neugebackener Rath. Mit einem Blicke voll schneidender Satyre erwiederte der Salzburger: „Nun, wenn Sie nur ausgebacken sind!“ —

Die Rede kam auf die großen Ereignisse der Zeit. „Von welchem Systeme bist denn Du?“ fragte jemand den Salzburger — „bist Du österreichisch, oder preußisch, oder gar französisch?“ — „Ich bin deutsch!“ sprach er, in-

dem er stolz mit der Hand auf das Herz schlug. — Diese unerwartete Antwort machte der ganzen Gesellschaft die höchste Freude. „Ich bin deutsch!" wiederholte jeder der Anwesenden; aber keiner mit diesem hohen, lebendigen Gefühle.

Wir erkundigten uns nach seiner Religion. Ueber diesen Punkt sprach er mit äußerster Vorsicht, und noch einige andere Spuren von ähnlicher Beschaffenheit ließen vermuthen, daß er auch als ein Opfer der Intoleranz gelitten haben dürfte. Er wußte, daß die Gesellschaft aus Katholiken und Protestanten bestand. Erst wich er ihren Fragen aus; als er das aber nicht mehr konnte, erklärte er sich: „er sey von der natürlichen Religion." Diese Erklärung wurde mit einer sehr politischen Miene gegeben, und durch den Zusatz erläutert, es sey das Wesen dieser Religion: „liebe deinen Nächsten als dich selbst, und den einigen wahren Gott über alles." —

Man vermißte in diesem Systeme die Idee von der Unsterblichkeit der Seele. Er wollte im Anfange auch hierüber nicht entscheidend sprechen.

Auf das Verlangen aber, daß er geradezu sagen möchte, ob er glaube, daß seine Seele nach dem Tode fortdauere, erwiederte er: „dafür lasse ich den lieben Gott sorgen!" und brach das Gespräch ab.

Es war die Rede von seinen geographischen Kenntnissen. Erst bemerkte er: er habe seine Landkarte weggeworfen, weil er durch sie, in der kriegerischen Zeit, leicht in den Verdacht des Spionirens hätte fallen können. Dann gab er folgende wörtliche Erzählung zum Besten: „Der Pfarrer von W., der mich für ein Kind in der W e i s h — in der W i s s e n s c h a f t (der Leser

wird den feinen Blick in dieser Selbstberichtigung nicht übersehen) halten mochte, wollte mir weiß machen, die Donau sey der einzige Fluß in der Welt, der gegen Morgen fließe. „Gut, Herr Pfarrer! — sagte ich — wir gehn von der Donau hinweg, spazieren über die Tyroler Bergchen hinüber, und wollen dann sehn, was der Po macht! (wie satyrisch!) dann schiffen wir uns in Genua ein, gehn durch das mittelländische Merr in das Atlantische, und an der Küste von Amerika kommt uns der St. Lorenzo- und der Amazonenfluß entgegen.“

Es befand sich ein junger katholischer Geistlicher in der Gesellschaft, den er nicht kannte. Man fragte ihn, für wen er denselben halte? „Der sollte Theologie studieren.“ Und warum denn Theologie?“ Er hat so ein freundliches Aussehn.“ „Aber was hat denn die Theologie und das freundliche Aussehn mit einander gemein?“ Hier sagte er mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von tiefer Empfindung: „ach, er wird ja ein Tröster seyn!“

Alle wurden durch dieses Wort innig gerührt, und es bemächtigte sich ihrer das schmerzhafteste Mitleiden mit einem Menschen, den die Natur mit so außerordentlichen Gaben ausgesteuert, ein unfreundliches Schicksal aber so tief in den Staub getreten hatte.

182) Ein Blutdürstiger.

Es ist eine traurige Erscheinung, daß Menschen, besonders Geisteskranke, etwas thun müssen, ob sie es gleich nicht wollen, und ob sie sich schon des Unrechts einer solchen Handlung

bewußt sind. Manchen überfällt plötzlich der Gedanke, sich den Hals abzuschneiden, und hat er Gelegenheit, ein scharfes Instrument zu bekommen, so führt er seinen Vorsatz aus, der ihn aber augenblicklich gereuet; und mancher kann nicht unterlassen, dem Andern ein Uebel zuzufügen, ob er gleich nicht den Willen und die Lust dazu hat. In dem Pariser Tollhause war ein Mensch, der in gewissen unbestimmten Perioden Anfällen von Wuth ausgesetzt war. Hatte diese ihren höchsten Grad erreicht, dann ergriff ihn ein unwiderstehlicher Blutdurst, und wenn er eines schneidenden Instruments habhaft werden konnte, so suchte er, die erste die beste Person, der er begegnete, zu ermorden. Selbst während der Anfälle seiner Wuth, war er sich dessen, was er that, bewußt, und erkannte sein Unrecht. Er war seiner Vernunft in jeder andern Rücksicht mächtig; er antwortete richtig auf die Fragen, die man ihm vorlegte, und fühlte tief das Schreckliche seiner Lage. Er machte sich Gewissensvorwürfe darüber, als wenn er sich seinen blutdürstigen Hang selbst zuzuschreiben hätte, und als wenn er die Befriedigung desselben unterdrücken könnte. Dieser Anfall von Mordlust ergriff ihn eines Tages vor seiner Verwahrung im Tollhause in seiner eigenen Wohnung; sobald er ihn merkte, machte er seine Frau, die er zärtlich liebte, augenblicklich darauf aufmerksam, und hatte nur so viel Zeit zu schreyen, daß sie sich sogleich entfernen möchte, um einem gewaltsamen Tode zu entgehen. Der innere Kampf zwischen seiner gesunden Vernunft und seiner unwiderstehlichen blutdürstigen Neigung brachte ihn oft zur Verzweiflung; mehrmahls suchte er, seinem Leben durch

Selbst-

Selbstmord ein Ende zu machen, welches ihm eines Tages auch beynahe gelungen wäre. Allein hierauf verwahrte man ihn enger, und zog ihm eine sogenannte Zwangsweste an.

183) Unempfindliche.

a) Eine mehr als sechszigjährige Frau war närrisch geworden, und hatte schon einige Jahre in einer stillen Manie hingebracht, bis sie endlich toll wurde und heftig tobte In diesem Zustande that man alles an ihr, was ein solcher Zustand erfordert. Es ward ihr binnen wenig Tagen einigemahl die Ader geöffnet, — man gab ihr starke Purganzen und Brechmittel ein; aber sie blieb immer in einerley Umstände. Man gab ihr endlich solche Purganzen ein, als ob sie ein Pferd wäre, und sie hatte nicht allein fast gar keine Wirkung davon, sondern ließ auch nicht einmahl merken, daß sie die geringsten Leibschmerzen davon empfände. Man giebt sonst einem starken gesunden Menschen sieben bis acht Gran vom Jalappenharze, welche schon ziemlich starke Wirkung zu thun pflegen. Dieser Frau gab man davou acht und zwanzig Gran auf einmahl, worauf sich der Leib ohne alle Schmerzen nur zweymahl öffnete. Weil man schon Proben hatte, daß bey dieser Person alle menschliche Empfindlichkeit beynahe verloschen wäre, so bereitete man ihr eine Kur zu, die diesem Zustande gemäß war. Man wollte ihr ein Paar Pflaster von spanischen Fliegen an die Waden legen. Zu dem Ende rieb man ihr erst die Waden mit wollenen Tüchern, und hernach mit steifen Bürsten von ganz kurzen Borsten so heftig, daß die Haut meistentheils herunterging. Diese Stellen wusch man mit dem

schärfsten Essig. Man nahm sehr stark gesalzenen Sauerteig mit Weinessig vermischt, und legte ihr davon alle zwey Stunden einen neuen Umschlag auf. Es wurden noch andere stark ziehende Mittel von allen Arten aufgelegt, und als dieses alles zur Vorbereitung geschehen war, wurden die Waden nochmahls wohl gebürstet, eingesalzen, wieder mit scharfem Weinessig ausgewaschen, und endlich mit den Pflastern, worauf das Pulver der spanischen Fliegen reichlich aufgestreuet war, dergestalt bedeckt, daß sie den größten Theil des Fußes umhüllten. Alle acht Stunden wurde das Aufstreuen des Pulvers der spanischen Fliegen erneuert, und so drey Tage fortgefahren. Was erfolgte aber auf alle diese Anstalten? auch nicht die kleinste Blase. Beyde Waden waren noch so gesund, so weiß und unbeschädigt, als wenn sie mit seidenen Strümpfen bekleidet gewesen wären.

b) In den allerkältesten Tagen des Winters im Jahre 1740 saß eine Person, die rasend war, nicht allein in einem ungeheizten Zimmer fast nackend, weil sie alle Kleider zerriß, sondern sie setzte sich auch noch dazu ins offne Fenster, steckte die nackenden Füße zwischen dem eisernen Gitter hindurch, und ließ sie beschneynen. Sie nahm mit bloßen Händen den Schnee, der sich vor dem Fenster gesammet hatte, legte ihn auf das unbedeckte Haupt, und trug ihn statt einer Mütze, wobey sie sich so wohl befand, daß sie vor Freude jauchzte. Dieser Person erfror nicht einmahl eine Zehe, noch vielweniger litt sie sonst den geringsten Schaden von der außerordentlichen Kälte.

c) Ein anderer unsinniger Mensch hielt sich in der fürchterlichsten Kälte in einer offenen Scheune auf, zerriß alle seine Kleider und lag nackend

im Schnee, ohne den geringsten Frost zu empfinden.

184) Ein Consequenter.

Ein Wahnsinniger in dem Arbeitshause zu St. Gilles war durch ein anhaltendes Studium der Regierungsverfassung von Europa in den Wahnsinn verfallen, daß er sich einbildete, ein König zu seyn. An seinem Aufenthaltsorte machte er einen Blödsinnigen zu seinem Minister, der außerdem noch das Geschäft hatte, seinen Herrn zu barbiren und zu bedienen. Er mußte das Essen auftragen, und wenn die Majestät speisten, hinter ihrem Stuhle stehn. Nachher durfte er auch essen. Der König pflegte ganze Tage auf einem höhern, der Minister auf einem niedrigern Platz zu sitzen, und hier ertheilte jener seinen eingebildeten Unterthanen Befehle. Auf diese Art lebten diese Personen ungefähr sechs Jahr, bis unglücklicher Weise der Minister aus Hunger sich so weit verging, daß er sein Frühstück verzehrte, bevor seine Majestät erschienen, welches den König dergestalt aufbrachte, daß er nach ihm schlug und ihn ermordet haben würde, wenn man nicht zu Hülfe gekommen wäre. Man konnte den König nicht dahin vermögen, den Minister wieder vor sich zu lassen. Dieser wurde über seine Entlassung krank, und starb, als der König fast bewogen war, ihm zu vergeben. Der König verfiel darüber in eine stille Schwermuth, aß und trank nicht, und starb einige Wochen darauf. So konnte auch dieser unglückliche Monarch, als sein Minister starb, keinen andern finden, der das Ruder der Regierung mit gleicher Klugheit und

demselben Glück, als der vorige, geführt hatte. Und er selbst, unfähig die Last der Regierung allein zu tragen, gab lieber, ohne Geräusch, Leben und Scepter dahin, als daß er Verwirrungen in dem großen Reiche seiner Phantasie sich hätte zu Schulden kommen lassen.

LVII.

Wasserspürende.

185) Bleton.

Der berüchtigte Wasserspürer Bleton hat eine Reise von mehrern tausend Meilen durch verschiedene Provinzen Frankreichs gemacht, um nicht blos verborgene Wasser, sondern auch alle unter der Erde befindlichen Mineralien aufzuspüren. Man muß wissen, daß er Gold, Silber, Eisen, Bley, Steinkohlen, Steinöl u. s. w. genau von einander zu unterscheiden, und größtentheils ihre Tiefe anzuzeigen weiß. Alle Wasser und Mineralien sollen nach der Versicherung Herrn Thouvenels mittelst einer um sie liegenden elektrischen Atmosphäre auf den Körper des Wundermanns wirken, und jede derselben von ihm besonders angegeben werden können; ja sogar wenn mehrere derselben untereinander gemischt sind. Die ganz besondern Erscheinungen, die jene Atmosphäre an dem Körper des Bleton hervorbringt, sind Abwechselungen in der Wärme und in den Pulsschlägen, Krämpfe, Zuckungen,

Vor- und Rückwärtslaufen eines Stäbchens auf den Spitzen der Finger u. s. w. Ueber das Daseyn der Mineralien findet kein Irrthum mehr Statt, wohl aber über die Tiefe, in welcher sie sich unter der Erde befinden. Sandlagen müssen allemahl von der Tiefe abgezogen werden, so auch Eis und Schnee, weil sie isolirend sind, und folglich keine eigene elektrische Atmosphäre bilden, wodurch sie empfunden werden könnten.

LVIII.

Wiederkäuende.

186) Zu Bristol lebte ein Handwerksmann, welcher, gleich den Kühen und ähnlichen Thieren, die genossenen Speisen wiederkäuete. Eine Viertelstunde nach der Mahlzeit pflegte er anzufangen, die zu sich genommenen Speisen noch einmahl zu käuen. Es scheint, daß sich dieselben so lange in dem untern Theile des Schlundes aufhalten mußten; denn er fühlte daselbst eine Schwere und einen Druck. Wenn er sich nach der Mahlzeit niederlegte, konnte er nicht eher schlafen, als bis er seine wiederkäuende Mahlzeit vorgenommen und vollendet hatte. Die Speisen schmeckten ihm beym Wiederkäuen eben so gut, ja noch besser, als bey dem ersten Genuß. Auch kamen nicht bloß die consistenteren Speisen, sondern selbst die flüssigen wieder herauf, um wieder gekäuet zu werden. Dieser sonderbare Mensch versicherte, daß

er sich keiner Zeit zu erinnern wisse, wo er zuerst angefangen hätte, wiederzukäuen.

Wenn er eine gute Mahlzeit gethan hatte, so brachte er wohl anderthalb Stunden mit dem Wiederkäuen derselben zu, und zwar war dieß Geschäft mit Wohlgeschmack und Vergnügen für ihn verbunden; daher es keineswegs mit derjenigen Krankheit zu verwechseln ist, wo die genossenen Speisen wider unsern Willen in die Höhe steigen. Vielmehr war dieser Mann alsdann krank, wenn das Geschäft des Wiederkäuens bey ihm nicht wohl von Statten ging oder gar unterbrochen wurde.

Ueberhaupt ist das Wiederkäuen bey Menschen zwar etwas Seltenes, aber doch nichts Unerhörtes. Auch der Vater dieses in Rede stehenden Bristolers pflegte, nach seiner Versicherung, zuweilen wiederzukäuen, jedoch nicht so ordentlich und regelmäßig, wie er.

---

187) Fabricius ab Aquapendente erzählt von einem Paduanischen Edlen, welcher wiederkäuete, und oft erklärte, er könne diese Gewohnheit wegen des Vergnügens, das er dabey empfinde, nicht wieder los werden.

---

188) Ein Londner Bürger pflegte ebenfalls eine Stunde nach der Mahlzeit die genossenen Speisen nach und nach wieder heraufzuholen, sie nochmahls zu käuen, und dasjenige davon, was ihm nach dem ersten Genuß einige Beschwerde verursacht hatte, wegzuspeyen.

LIX.

Wilde.

189) Ein Knabe in Hessen.

Dieser Knabe, der im Jahre 1544 im jetzigen Churfürstenthum Hessen gefunden und am Hofe des Landgrafen Heinrichs gezeigt wurde, soll als ein dreyjähriges Kind von den Wölfen geraubt und erzogen worden seyn, und es ihnen im Trabe gleich gethan und die größesten Sprünge gemacht haben. Die Fürsorge seiner Erzieher soll so weit gegangen seyn, daß sie ihm in einer Grube eine Streu von Blättern gemacht und sich dicht um ihn her gelegt haben, um ihn so wider die Kälte zu schützen. Die Lebensart seiner Pfleger hatte ihm daher so wohl gefallen, daß er, seinem Geständnisse nach, lieber unter ihnen, als unter den Menschen seyn wollte. Er war schwer zum Aufrechtgehen zu gewöhnen.

190) Ein Litthauer.

Ein Knabe, der 1661, in einem Alter von etwa 9 Jahren, in einem Walde in Litthauen von den Jägern unter den Bären gefunden wurde, wehrte sich, als man ihn fangen wollte, tapfer mit seinen Zähnen und Nägeln. Ein anderer aber, der bey ihm war, entwischte den Jägern. Er war übrigens wohl proportionirt, weiß, blondharrig, und von angenehmer Gesichtsbildung, aber gar

nicht zu bändigen, viel weniger zur Kleidung und menschlichen Nahrung zu gewöhnen. Er wurde gleich getauft, und mit dem Namen Joseph Ursinus belegt.

191) Noch ein Litthauer.

Ein anderer ward 1694 ebenfalls in Litthauen, an der russischen Gränze, ungefähr 20 Jahr alt, unter einer Heerde Bären entdeckt und eingefangen. Er ging, als ein überall haariges Geschöpf auf Händen und Füssen, gab wenig Merkmahle der Vernunft und Sprache, und war schwer zu zähmen. Endlich lernte er an einer Mauer nach und nach gerade stehn, ordentliche Speisen genießen, auch endlich, wiewohl mit heiserer Stimme, ein wenig reden. Von seinem Zustande in der Wildheit aber konnte er sich nichts erinnern.

192) Ein Irländer.

Im siebzehnten Jahrhundert wurde in Irland ein Knabe in der Wildniß gefangen. Er aß Gras und Heu, welches er vorher nach dem Geruch aussuchte, redete nicht, sondern blöckte wie ein Schaf, war sehr gelenksam und geschwind auf den Füßen, hager, von der Sonne verbrannt, wild von Ansehn, auch überaus schwer und langsam zu zähmen. Tulpius sah ihn zu Amsterdam, in einem Alter von 16 Jahren, und bemerkte an ihm eine flache Stirn, ein erhabenes Hinterhaupt, eine weite Kehle, eine dicke, an den Gaumen gleichsam angewachsene, Zunge, und eine stark einwärtsgezogene Herzgrube, welches er von

der Gewohnheit herleitete, auf Händen und Füßen zu gehn, so wie die besondere Bildung der Kehle die Hauptursache des Geblöcks zu seyn schien.

193) Ein Bamberger.

Dieser, welchen Philipp Kammerer zu Ende des 16ten Jahrhunderts öfters am Bambergischen Hofe sah, war seinem eigenen nachherigen Berichte nach, unweit Bamberg unter dem Rindvieh aufgewachsen und wegen einer besondern Gelenksamkeit seiner Glieder, imgleichen seiner Geschwindigkeit im Springen und Laufen, insonderheit auf allen Vieren, bemerkenswerth. In vierfüßiger Stellung biß er sich mit den größten Hunden herum, so daß sie endlich die Flucht nehmen mußten, wobey sein Lauf dem ihrigen sehr gleich war.

194) Ein Mädchen aus Oberissel.

Dieses Mädchen, welches in einem gebirgigen Walde bey Kranenburg, unweit Zwolla in Oberissel, 1717 im August gefangen wurde, war ihren Eltern in einem Alter von 16 Monathen ertwendet worden. Bey ihrer Gefangennehmung war sie 19 Jahr alt. Ihre Haut war sehr braun, hart, rauh, ihr Haar lang und dick, ihre Sprache ein unordentliches Stammeln, ihre Nahrung grüne Kräuter und Baumblätter. Sie ging aber dabey aufrecht, wie andere Menschen, und trug um den Leib eine selbstgemachte Schürze von Stroh. Vor Menschen war sie zwar schen und überaus schwer zu fangen, gewöhnte sich aber bald zur menschlichen Gesellschaft. Ein halbes

Jahr nach ihrer Gefangennehmung bezeugte sie sogar eine vorzügliche Zufriedenheit mit ihrer neuen Lebensart und eine starke Abneigung gegen ihren ehemahligen Aufenthalt. Die Zeichen, die man ihr gab, verstand sie. Sie dankte den Grüßenden, gab sich Mühe zu reden, gewöhnte sich auch zur Arbeit und lernte sehr gut spinnen.

195) Zwey Pirenäer.

Diese beyden Knaben, die 1719 auf den Pirenäen gefangen wurden, sah man wie die Gemsen auf den Klippen herumspringen.

196) Peter, der wilde Junge.

Die Geschichte Peters, insgemein bekannt unter dem Namen, Peter, der wilde Junge, enthält folgender Auszug aus dem Kirchenbuche des Dorfs North Church bey Herfort.

Im Jahre 1725 ward er in den Wäldern bey Hameln, einer Festung im Churfürstenthum Hannover, gefunden, als der König Georg der erste mit seinem Gefolge im Harzwalde auf der Jagd war.

Man schätzte ihn damahls ungefähr 12 Jahr alt, und glaubte, er müßte in diesen Wäldern eine geraume Zeit von Baumrinde, Laub, wilden Beeren u. dergl. gelebt haben. Wie lange er in diesem wilden Zustande gewesen sey, ist völlig ungewiß; aber daß er vorher unter jemandes Aufsicht gestanden habe, war aus den Ueberbleibseln des Hemdekragens offenbar, die er, als man ihn fand, noch an seinem Halse hatte.

Da Hameln eine Festung ist, wohin Missethäter zum Festungsbau verurtheilt werden, so vermuthete man damahls zu Hannover, daß Peter vielleicht ein Kind eines solchen Baugefangenen sey, das sich entweder in die Wälder verlaufen und nicht wieder habe zurückfinden können, oder das er blödsinnig gewesen, und deswegen von den Eltern unmenschlicherweise verstoßen und seinem Schicksal allein überlassen worden sey.

Im folgenden Jahre, 1726, ward er auf Befehl der Königinn Karoline, damahligen Prinzessinn von Wales, nach England gebracht, unter die Aufsicht des D. Arbuthnot gethan, und eigenen Lehrern anvertraut. Allein, ob er gleich keinen natürlichen Fehler an seinen Sprachorganen zu haben schien, so konnte er doch bey aller Mühe, die man sich mit ihm gab, nicht dahin gebracht werden, daß er deutlich auch nur eine einzige Silbe aussprach, und ward also zu dem geringsten Unterricht völlig unfähig gefunden.

Nachher ward er der Aufsicht einer Kammerfrau der Königinn übergeben, die für diese Last eine Pension erhielt. Da diese gewöhnlich alle Sommer einige Wochen in dem Hause des Hrn. James Fenn, eines reichen Pächters zu Axter's End zubrachte, so ward Peter der Aufsicht des gedachten Hrn. Fenn überlassen, der für seinen Unterhalt jährlich 35 Pfund Sterling erhielt.

Nach James Fenn's Tode kam er unter der Aufsicht dessen Bruders, Thomas Fenn, in ein anderes Pachterhaus desselben Kirchspiels, genannt Broadway. Hier lebte er bey den verschiedenen aufeinander folgenden Pachtinhabern, von derselben Pension, die von der Regierung

ausgezahlt wurde, bis an seinen Tod, der am 22. Februar 1785 erfolgte, als er etwa 72 Jahr alt war.

Peter war gut gebaut, und von mittler Höhe. Sein Gesicht hatte keine Spur von Blödsinn, und in seiner ganzen Gestalt war nichts besonders Abweichendes; ausser daß zwey Finger seiner linken Hand, bis zum mittelsten Gelenke, durch eine Haut verbunden waren.

Er hatte viel natürliches Gefühl für Musik, und empfand so viel Vergnügen dabey, daß er, sobald er nur ein musikalisches Instrument spielen hörte, zu tanzen und zu springen anfing, bis er vor Müdigkeit schlechterdings nicht mehr konnte; und ob man ihn gleich nie ein Wort deutlich auszusprechen lehren konnte, so lernte er doch leicht eine Melodie hervorbringen.

Alle die ungereimten Erzählungen, die sich von ihm verbreiteten, daß er die Bäume, wie ein Eichhörnchen hinauf klettre; — daß er, wie ein wildes Thier, auf allen Vieren lief u. s. w. sind gänzlich ungegründet; denn er war von Natur so außerordentlich furchtsam und nachgebend, daß er sich von einem Kinde regieren ließ.

So verbreiteten sich auch viele falsche Gerüchte von seiner Unenthaltsamkeit in Befriedigung der sinnlichen Liebe; aber aus den genauesten Erkundigungen bey denen, die beständig bey ihm lebten, ergab sichs, daß man nie eine Leidenschaft gegen das weibliche Geschlecht bey ihm entdeckt hatte; ob er gleich sonst von andern menschlichen Leidenschaften, als Zorn, Freude, und so weiter nicht frey war.

Bey Annäherung von schlechtem Wetter, war er immer traurig und verdrüßlich. Zu ge=

wissen Jahreszeiten zeigte er einen sonderbaren Hang, sich ins Holz wegzustehlen, wo er sehr begierig Blätter, Moos, Eicheln und grüne Baumrinde aß; welches offenbar bewies, daß er hiervon ehemals eine geraume Zeit gelebt hatte. Sein Aufseher mußte daher in diesen Jahreszeiten gewöhnlich ein genaues Auge auf ihn haben, und ihn sogar zuweilen einschließen; denn, wenn er sich nur eine kleine Strecke von seinem Hause verlaufen hatte, so konnte er nicht wieder zurückfinden.

Einmahl hatte er sich verirrt, und war bis Norfolk gekommen; wo er aufgefangen, und vor eine Magistratsperson gebracht ward, die ihn ins Zuchthaus nach Norwich schickte, und als einen halsstarrigen und verhärteten Landläufer strafen ließ, der nicht sagen wolle, wer es sey. Als aber Herr Fenn in öffentlichen Blättern von ihm Nachricht gab, ward er frey gelassen, und nach seiner gewöhnlichen Heimath zurückgebracht.

197) Eine Champagnerinn.

Im September des Jahrs 1731 erblickte ein Edelmann, der sich in der Nähe von Chalon in Champagne, nahe bey der Marne, auf der Jagd befand, zwey schwarze Gegenstände auf dem Wasser, die er für Wasserhühner ansah und von fern einen Schuß auf sie versuchte. Die vermeinten Wasserhühner tauchten sogleich unter und kamen weit von dieser Stelle wieder ans Ufer, ohne die mindeste Spur einer Verletzung.

Es waren zwey Mädchen, der Größe nach von etwa 10 Jahren. Der Edelmann suchte sie

zu beobachten. Da ihnen der Schuß nicht geschadet hatte, kamen sie, mit einer starken Beute von Fischen beladen, aufs Land. Sobald sie diese ausgenommen und abgewaschen hatten, machten sie sich mit größter Begierde darüber her, indem sie dieselben mit den Vorderzähnen in kleine Stücken rissen und diese ungekauet verschluckten.

Nach gehaltener Mahlzeit verließen sie das Ufer, um sich tiefer ins Land zu begeben. Kurz darauf entdeckte das eine von diesen wilden Mädchen einen Rosenkranz, den vielleicht ein Reisender verloren hatte. Jetzt fing sie an, zu hüpfen, zu springen und ein großes Freudengeschrey zu machen. Aus Furcht, ihre Gespielinn möchte sie dieses kleinen Schatzes berauben, bedeckte sie denselben mit ihrer Hand. Ihre Gespielinn schlug ihr, sobald sie dieses merkte, mit einer Art von Keule, dermaßen auf die Hand, daß es ihr unmöglich fiel, sie zu bewegen; doch hatte sie noch Kräfte genug in der andern, um dieser Unbescheidnen mit einer ähnlichen Keule einen Schlag vor die Stirne zu geben, wovon diese mit großem Geschrey zur Erde fiel. Aus dem Rosenkranz, dem Preise ihres Triumphes, bemühte sich die Siegerinn, ein Armband zu verfertigen. Indessen schien sie doch gegen ihre verwundete und stark blutende Gespielinn hernach einiges Mitleiden zu fühlen. Sie lief herum, um einige Frösche zu suchen, klebte die Haut eines abgezogenen Frosches auf die verwundete Stirne, um das Blut zu stillen, und verband sogleich die Wunde mit einem Streife von Baumrinde, welchen sie mit ihren Nägeln losgeschälet hatte. Hierauf schieden sie von einander. Die Verwundete nahm ihren Weg nach dem Flusse, ohne daß man hernach habe erfahren

können, wo sie geblieben war; die Siegerinn aber setzte den Weg nach Songi, einem Dorfe, fort, das etwa vier oder fünf Meilen südwärts von Chalon gelegen ist.

Unstreitig hatte sie der Durst genöthigt, in der Abenddämmerung in dies Dorf zu gehn. Sie war baarfuß, mit Lumpen und Fellen bedeckt und hatte die Haare unter einer Art von Mütze aus einem Flaschenkürbis verborgen. Gesicht und Hände waren so schwarz, als an einer Mohrinn. In der einen Hand trug sie einen kurzen, am Ende dicken Stock. Die ersten, welche sie erblickten, entflohen, unter dem beständigen ängstlichen Ausruf: Der Teufel ist im Dorfe. Jeder bestrebte sich, Thür und Fenster zu verschließen. Nur ein einziger glaubte, der Teufel könne sich doch wohl vor den Hunden fürchten, und ließ einen großen Hund auf das Mädchen loß, der mit einem stachlichten Halsband bewaffnet war. Die Wilde sah ihn in voller Wuth auf sich loßgehn und erwartete seinen Anfall, ohne von der Stelle zu weichen. Bewaffnet mit ihrer Keule, versetzte sie dem Hunde, als er nahe genug an ihr war, einen so derben Schlag auf dem Kopf, daß er augenblicklich todt zu ihren Füßen hinsank. Voller Freuden über ihren Sieg, sprang sie verschiedenemahl auf dem Körper des getödteten Hundes herum. Hierauf machte sie den Versuch, eine Thüre zu öffnen; weil sie aber damit nicht so leicht, als mit dem Hunde fertig werden konnte, begab sie sich wieder aufs Feld, an die Seite des Flusses, und stieg auf einen Baum, wo sie von einem ruhigen Schlafe überfallen wurde.

Der verstorbene Vicegraf, Herr v. Epinoy, befand sich damahls eben auf dem Schlosse

von Songi. Auf die Nachricht von dem, was vorgefallen war, befahl er, die kleine Wilde zu haschen. Unter den Leuten, welche damahls in dieser Gegend auf dem Felde waren, errieth einer, nach einer sehr leichten Muthmaßung, daß die Wilde durstig seyn möchte, und gab den Rath, einen Eimer mit Wasser unter den Baum, worauf sie sich befand, setzen zu lassen, damit sie dann heruntersteigen und ihren Durst löschen möchte. Als dieses geschehen war, trat man auf die Seite und beobachtete sie beständig von ferne. Beym Erwachen blickte sie nach allen Seiten, und weil sie niemand gewahr wurde, stieg sie herab, steckte das Kinn tief in den Eimer, und trank hurtig so viel von dem vorgesetzten Wasser, als ihr Durst zu fordern schien. Weil ihr aber die Umstände doch noch mißlich vorkommen mochten, stieg sie wieder auf dem Gipfel des Baumes, ehe man Zeit gewinnen konnte, sie zu ergreifen.

Diese fehlgeschlagene List ersetzte man durch eine andere. Man ließ eine Frau, mit einem Kinde auf dem Arm, in der Gegend dieses Baumes spazieren gehn. Sie hatte verschiedenes Wurzelwerk und einige Fische in den Händen, und zeigte diese der Wilden, die auch, von der Begierde nach diesen Sachen gereitzt, einige Zweige tiefer herab, aber gleich wieder in die Höhe stieg. Die Frau hatte sich dadurch nicht abschrecken lassen, sondern mit einer lebhaften, gefälligen Miene, ihre Einladung an die Wilde beständig wiederholt, ihr auch durch Zeichen alle mögliche Beweise der Freundschaft und des Wohlwollens gegeben. Dadurch bekam das wilde Mädchen ein hinlängliches Zutrauen, sich vom Baum herunter zu wagen. Da sich aber diese Frau

unvermerkt immer mehr und mehr vom Baum entfernte, so verschaffte sie den in dieser Absicht versteckten Leuten Zeit, die Wilde zu greifen und sie nach dem Schlosse von Songi zu führen.

Von ihrer Betrübniß über die verlorne Freyheit, sagt Herr de la Condamine, und von dem Bestreben, sich wieder loszumachen, hat sie mir nachher nichts gesagt. Es läßt sich aber davon leicht urtheilen. Bloß darauf glaubte sie sich zu besinnen, daß sie zwey oder drey Tage nachher, als sie über den Fluß gekommen wäre, ergriffen worden sey. Da die Marne auf eine halbe Meile weit von Songi ostwärts vorbeyfließt, so scheint diese kleine Wilde von Lothringen gekommen zu seyn.

Der Schäfer und seine Gehülfen, welche sie gehascht und nach dem Schlosse geführt hatten, ließen sie anfangs in die Küche gehn, bis man es dem Herrn von Epinoy gemeldet haben würde. Das erste, was hier die Aufmerksamkeit und Blicke des wilden Mädchens auf sich zog, war ein Stück Federwildbret, welches ein Koch eben zurichtete. Sie fiel mit solcher Begierde und Schnelligkeit darüber her, daß dieser Mensch gar nicht merkte, wie es ihm unter den Händen wegkam. Der Herr von Epinoy, welcher sie noch bey dem Verzehren des Geflügels traf, ließ ihr ein Kaninchen, mit sammt dem Felle geben, welchem die Hungrige sogleich das Fell abzog und es verzehrte.

Diejenigen, welche sie damals genau betrachteten, glaubten, daß sie etwa neun Jahr alt seyn könnte. Sie hatte zwar anfänglich ein ganz schwarzes Ansehn; man bemerkte doch aber in der Folge, da man sie verschiedenemahl gewaschen hatte,

daß die weiße ihre natürliche Farbe sey. Die Finger an den sonst wohlgebauten Händen, besonders die Daumen, fand man, in Vergleichung mit den übrigen Theilen der Hand, ungewöhnlich stark und groß. Diese größern und stärkern Daumen waren ihr aber, so lange sie noch in den Wäldern herumirrte, sehr wohl zu statten gekommen. Denn so oft sie sich auf einem Baum befunden und gewünscht hatte, ohne hinunter zu steigen, auf einem andern zu seyn; hatte sie, wenn die Zweige des nächsten Baums dem ihrigen ein wenig nahe gewesen waren, ihre beyden Daumen auf einen Zweig ihres Baums fest aufgestützt, und sich dadurch, wie ein Eichhörnchen, auf den andern geschwungen.

Herr von Epinoy überließ das Mädchen dem Schäfer, dessen Haus dem Schlosse nahe lag, und empfahl ihm die genaueste Sorgfalt und Aufsicht, unter dem Versprechen einer ansehnlichen Belohnung. Dieser nahm sie also zu sich, daher man sie denn auch in der Gegend das Thier des Schäfers zu nennen pflegte. Es kostete ihm viele Mühe, sie von ihren wilden Gewohnheiten abzubringen. Sie war sehr geschickt, Löcher in die Mauern und in die Dächer zu machen, auf welchen letztern sie eben so dreiste, als auf der Erde, herumlief. Es war um so schwerer, sie wieder zu fangen weil sie die Geschicklichkeit hatte, durch so kleine Löcher zu kriechen, daß Augenzeugen nicht begreifen konnten, wie es möglich sey.

Unter andern entwischte sie eines Tages aus diesem Hause zur Zeit eines erschrecklichen Schneegestöbers und Glatteises. Sobald sie im Freyen gewesen war, hatte sie ihre Zuflucht auf einen

Baum genommen. Die Furcht vor den Verweisen und dem Zorne des Herrn Epinoy setzte die ganze Nacht hindurch alle Bewohner des Ortes in Bewegung. Man suchte den Flüchtling im ganzen Hause des Schäfers, weil man sich nicht vorstellen konnte, daß sie bey solcher Kälte und solchem Glatteise aufs Feld geflohen seyn würde. Da man indessen, gleichsam wie aus einer übermäßigen Fürsorge, auch aufs Feld gegangen war, fand man sie daselbst auf einem Baume sitzen, und hatte das Glück, sie auf eine listige Art wieder herunter zu bekommen.

Nichts war erstaunenswürdiger, als die Leichtigkeit und Schnelligkeit ihres Laufes. Schon als lange Krankheiten und ein vieljähriger Mangel der Uebung ihr einen Theil ihrer Behendigkeit benommen hätten, blieb sie hierin doch noch immer ein bewundernswürdiges Beyspiel. Sie machte nicht etwa, wie andere Menschen, große Schritte; sondern ihr Lauf bestand in einem fliegenden Trippeln, das sich dem Auge entzog. Es war nicht sowohl ein Gehen, als ein Glitschen, weil die Füße beständig hintereinander gehalten wurden. Kaum war es möglich, an ihrem Körper oder an ihren Füßen eine Bewegung zu unterscheiden, und noch weniger, ihr zu folgen. Viele Jahre nach ihrer Einfangung konnte sie noch ein Wild in vollem Laufe einholen.

Das Geschrey, welches ihr statt der Sprache diente, war etwas Erschreckliches, besonders wenn es Zorn oder Entsetzen anzeigte. Das fürchterlichste Geschrey aber entstand von dem ihr natürlichen Abscheu, wenn ein Unbekannter ihr nahe kam und sie berühren wollte. Vorzüglich mißlang ein Versuch dieser Art, den jemand bey dem Herrn

von Beaupré, damahligen Aufseher von Champagne, machte. Er hatte die kleine Wilde, nicht lange nach der Zeit, da sie in das Hospital von St. Maur zu Chalons gebracht worden war, zu sich ins Haus führen lassen. Einer der Anwesenden, dem jemand erzählte, was für einen Abscheu sie empfände, sich von einem Unbekannten anfassen zu lassen, setzte sich bey dem allen in den Kopf, sie umarmen zu wollen, so groß man ihm auch die Gefahr dieses Unternehmens vorstellte. Das Mädchen hatte eben ein rohes Stück Rindfleisch in der Hand, wovon es mit großem Vergnügen aß. Sobald sie diesen Menschen in der Stellung, als ob er sie mit den Armen umfassen wollte, nahe bey sich erblickte, versetzte sie demselben, sowohl mit ihrer Hand, als mit dem Stücke Fleisch, einen solchen Schlag über das Gesicht, daß ihm Hören und Sehen verging, und er sich kaum noch aufrecht erhalten konnte. Zu gleicher Zeit entwischte die Wilde; theils weil sie sich einbildete, alle Unbekannte wären Feinde, die nach ihrem Leben trachteten, theils, weil sie besorgte, für ihre That gezüchtigt zu werden. Sie lief ans Fenster, wo sie einen Fluß und Bäume wahrnahm, und sich zuverlässig entweder in den einen gestürzt oder auf dem andern ihre Zuflucht gesucht haben würde, wofern sie nicht sorgfältig wäre zurückgehalten worden.

Das schwerste, vielleicht auch das gefährlichste, wovon man sie zu entwöhnen hatte, war der Genuß des rohen und blutigen Fleisches, der Blätter, Zweige und Wurzeln der Bäume. Ihr Magen, welcher durch den beständigen Genuß zu den rohen und mit ihrem natürlichen Safte angefüllten Nahrungsmitteln gewöhnt war, konnte

die gekochten Speisen gar nicht ertragen. So lange sie auf dem Schlosse von Songi war, auch noch die beyden ersten Jahre hindurch, welche sie zu Chalons im Hospital von St. Maur zubrachte, hatte der Vicegraf von Epinoy Befehl ertheilt, ihr von Zeit zu Zeit, nur an Wurzeln und rohen Früchten dasjenige zu bringen, was ihr am angenehmsten zu seyn schiene; alles des rohen Fleisches und roher Fische, welche sie vorher im Ueberfluß auf dem Schlosse von Songi erhalten, war sie jetzt in diesem Hause gänzlich beraubt. Die Fische mochte sie am allerliebsten genießen, entweder weil ihr Geschmack sie vorzog, oder weil sie sich dazu gewöhnt hatte; denn es war ihr von Jugend auf leichter gewesen, im Wasser Fische, als auf dem Lande Wildbret zu erjagen.

Eines Tages, als Herr L** beym Vicegrafen von Epinoy auf dem Schlosse von Songi war, und dieser Herr die kleine Wilde hatte kommen lassen, hatte sie, obgleich schon zwey Jahr nach ihrer Einfangung verstrichen waren, kaum die Thüre nach einem Teiche von mehrern Morgen Landes geöffnet gesehn, als ihre Begierde sie hinriß, mit allen Kleidern in den Teich zu springen, an allen Seiten herum zu schwimmen, und dann auf einer kleinen Insel zu ruhen, wo sie Frösche fing und selbige mit größter Bequemlichkeit verzehrte.

Indessen wurde dieses Mädchen allmählig etwas zahm. Man fing an, ein aufgewecktes Wesen, eine heitere, sanfte, leutseelige Gemüthsart an ihr zu entdecken. Wenn sie nicht eben fürchtete, daß man ihr etwas zuwider thun wolle, war sie besonders aufgeräumt und ließ recht gut mit sich

umaehn. Auch zeigte sie sich dienstfertig. Da sie eines Tages auf dem Schlosse des Hrn. v. Epinoy einem großen Gastmahl mit beywohnte, bemerkte sie, daß unter allen Gerichten keines von denen vorkam, welche sie für die besten hielt. Weil alles gekocht und gewürzt aufgetragen wurde, verschwand sie, wie ein Blitz, lief an die Gräben und Teiche, und kam bald hernach mit einer ganzen Schürze voller lebendigen Frösche zurück. Diese theilte sie mit verschwenderischer Hand auf die Teller der Gäste aus, und ruft vor großer Freude über das Glück, so ein schönes Gericht angetroffen zu haben: tien man, man donc tien! welches damals beynahe die einzigen Silben waren, die sie herausbringen konnte. Man wird leicht begreifen, was dieser Vorfall unter den gegenwärtigen Personen bey der Tafel für Bewegungen verursachte, den Fröschen, die allenthalben herumsprangen, auszuweichen, oder sie zur Erde zu werfen. Die kleine Wilde verwunderte sich sehr über die Geringschätzung eines Gerichtes von so feinem Geschmacke; sie bemühte sich nochmals, die zerstreuten Frösche wieder aufzufangen und auf den Tisch und die Teller zu werfen. Ein Verfahren, das diese Wilde mehrmals in Gesellschaften wiederholte.

Nach ihren ersten Versuchen, sich zu gesalzenen Speisen zu gewöhnen und Wein zu trinken, fielen ihr alle Zähne aus, die man, so wie die Nägel dieses Mädchens, als eine besondere Merkwürdigkeit aufbehielt. Die Zähne wuchsen ihr wieder und waren hernach wie die andrer Menschen. Ihre Gesundheit überhaupt litt durch diese Versuche so sehr, daß sie aus Einer tödtlichen Krankheit in die andere fiel. Alle bestanden in

unerträglichen Schmerzen im Magen und Eingeweide, und besonders in der Gurgel, welche zusammengezogen und ausgetrocknet war. Die Aerzte schrieben diese Krankheiten der wenigen Bewegung und Nahrung zu, welche diese Theile jetzt in Vergleichung mit derjenigen erhielten, welche sie beym Genusse des rohen Fleisches gehabt hatten. Diese Schmerzen verursachten ihr zuweilen Zusammenziehungen der Nerven durch den ganzen Körper, und eine Entkräftung, welche durch alle gekochte Nahrungsmittel nicht wieder zu heben war. In Betrachtung solcher Zufälle, welche diese Wilden einen ziemlich nahen Tod anzukündigen schienen, hielt man sich für verbunden, ihre Taufe zu beschleunigen, in welcher sie den 16. Juny 1732 den Nahmen Maria Angelica Memmie le Blanc erhielt.

Es hatte wenig Anschein, der le Blanc das Leben retten zu können. Ihr Zustand war, wenn sie sich am besten befand, eine Mattigkeit, welche ihr das Ansehn einer Sterbenden gab. Herr von Epinoy, der ihr Leben sehr gern erhalten und verlängert wissen wollte, hatte ihr einen Arzt geschickt, welcher endlich, nach vielen vergeblichen Vorschriften, verordnete, man solle ihr von Zeit zu Zeit, gleichsam verstohlner Weise, rohes Fleisch geben. Dies geschah sogleich: allein sie konnte nichts mehr davon hinunterschlucken, sondern bloß, durch starkes Kauen, den Saft heraussaugen. Zuweilen aber brachte ihr ein Frauenzimmer, von der sie sehr geliebt ward, ein lebendiges Hühnchen oder Täubchen, aus welchen sie unverzüglich das Blut ganz warm herauszusaugen pflegte. Dies diente ihr wie ein Balsam, welcher den ganzen Körper durchdrang,

die Schärfe ihrer vertrockneten Gurgel merklich linderte und ihr neue Kräfte verlieh. Mit aller dieser Mühe und diesen kleinen verstohlnen Freyheiten, entwöhnte sie sich allmählig vom rohen Fleische, und wurde die gekochten Speisen endlich so gewohnt, daß man bey ihr gegen alles, was roh war, eine Abneigung verspürte.

Erst nachdem sie einige Erziehung bekommen hatte, fing sie ordentlich zu denken an. Nach ihrer Aussage hatte sie, die ganze in der Wildniß durchlebte Zeit über, keine andere Begriffe gehabt, als die Empfindung ihrer Bedürfnisse und das Verlangen, sie zu befriedigen. Sie besann sich weder auf Mutter oder Vater, noch auf irgend einen Menschen in ihrem Vaterlande; ja kaum auf ihr Vaterland selbst. Sie erinnerte sich, nicht Häuser, sondern bloß Löcher in der Erde oder gewisse Arten kleiner Hütten, in welche man auf allen Vieren hineinkriechen mußte, und welche mit Schnee bedeckt waren, daselbst gesehn zu haben. Sie fügte hinzu, sie habe sich oft auf den Bäumen befunden, entweder den wilden Thieren auszuweichen, oder von weitem diejenigen Thiere desto besser zu entdecken, welche sich für ihre Kräfte und Bedürfnisse schickten, um sie von da anzufallen und sich davon zu nähren.

Der einzige Vorfall in ihrer Kindheit, wovon sie ein schwaches Andenken übrig behalten hatte, war folgender: „Da sie noch sehr klein gewesen war, hatte sie, entweder im Meere oder in einem Flusse ein großes Thier gesehn, das mit zwey Klauen, wie ein Hund, geschwommen, mit einem runden Kopfe und großen funkelnden Augen, auch schwarzgrauen, kurzen Haaren auf dem aus dem Wasser hervorragenden Vorderleibe

versehen gewesen sey. Da sie gemerkt habe, wie es auf sie losgekommen wäre, um sie zu fressen, habe sie, zu ihrer Errettung sich ans Land begeben, und wäre schnell fortgelaufen, ohne das Thier näher zu betrachten."

Diese Beschreibung, welche mit der Gestalt eines Seehundes ziemlich übereinkommt; die starke Neigung der le Blanc, ins Wasser zu springen, mit bloßen Händen darinn zu fischen, und, ungeachtet der Kälte und des Eises, wie ein Fisch, darinn herumzuschwimmen; die Begierde, nichts anders, als rohe Dinge zu essen; die Ohnmachten, welche sie anfangs überfielen, wenn sie der Hitze des Feuers oder der Sonne ausgesetzt war, scheinen gewisse Beweise zu seyn, daß dieses Mädchen in den mitternächtlichen Gegenden, um das Eismeer, wo häufige Seewölfe gefangen werden, gebohren sey, und andere Beobachtungen erregen die Vermuthung, daß sie von dem Volke der Esquimaux seyn müsse, welche in dem Lande Labrador, gegen Mitternacht von Canada, wohnen.

Im Jahre 1747 erzählte sie dem Hrn. de la Condamine, sie wäre zweymal über das Meer gekommen. Nach ihren Aeußerungen bey dem Vicegraf, Hrn. von Epinoy mußte man vermuthen, beyde kleine Wilden wären auf einer der amerikanischen Inseln an eine Frau verkauft worden, welche darüber sehr vergnügt gewesen sey, da ihr Mann sie aber nicht leiden können, sich genöthigt gesehen habe, sie wieder zu verkaufen und aufs neue zu Schiffe gehn zu lassen. Die le Blanc glaubte auch, sich zu erinnern, auf dem Schiffe, worauf sie herüber gekommen sey, wären Leute gewesen, welche ih-

re Sprache verstanden hätten. Ihre Sprache war indeß für ein europäisches Ohr nichts anders, als ein kreischendes und durchdringendes Geschrey, das in der Kehle, ohne die geringste Aussprache bestimmter Töne und ohne eine Bewegung der Lippen, hervorgebracht wurde.

Die Wirklichkeit ihrer doppelten Schifffahrt, wovon sie eine ziemlich deutliche Vorstellung behalten hatte, und wovon ihre Reden niemals voneinander verschieden waren, und ihres Aufenthalts auf einige Zeit in einem warmen Lande, wie die französisch-amerikanischen Inseln sind, scheint hauptsächlich dadurch bestätigt zu werden, daß für sie das Zuckerrohr und Maniok, welche nur in den wärmsten Gegenden wachsen, keine unbekannten Dinge waren, und weil sie sich entsann, davon gegessen zu haben, auch begierig darnach griff, als man ihr beydes zum erstenmal in Frankreich vorzeigte. Diese Umstände scheinen es wahrscheinlich zu machen, daß die le Blanc aus den mitternächtlichen Ländern erst nach den antillischen Inseln, und von da nach Europa auf die Grenzen von Frankreich gekommen sey.

Als die beyden Wilden in Champagne ankamen, hatten sie, nach der Aussage der le Blanc, einen kurzen Stock, an dessen Ende eine Kugel von sehr hartem Holze war, nebst einer Art von einem krummen Gartenmesser, aber mit zwey und zwar breitern Klingen, welche sich, eine jede auf ihrer Seite, an einem hölzernen Griff zusammenlegen ließen. Dieß Messer diente ihnen insonderheit, ihre gefangene Beute zu zerlegen und auszunehmen, oder sich in der Nähe zu wehren. Sie trugen diese Waffen in einer Art von

Sack oder in einer Tasche, welche an einem breiten Gürtel von Fellen, der ihnen fast bis an die Kniee ging, befestigt war. Beym Klettern auf die Bäume hatten sie, zu mehrerer Bequemlichkeit, den hintern Theil ihres Anzugs zwischen den Zähnen gehalten.

Es scheint wohl, daß beyde Kinder nach ihrer Entlaufung, von welchem Orte es auch mag geschehen seyn, keine andere Absichten gehabt hatten, als ihr Leben und ihre Freyheit zu erhalten, auch keine andere Wege verfolgt haben, als welche ihnen der Zufall oder ihre Bedürfnisse zeigten. Bey Nacht, wo sie fast heller sahen, als am Tage, liefen sie herum, sich etwas zu essen oder zu trinken aufzusuchen. Das kleine Wildbret im Lager und Baumwurzeln waren ihre gewöhnlichsten Lebensmittel. Den Tag pflegen sie entweder in Löchern, in Büschen, oder auf Bäumen hinzubringen.

Die Bäume waren zugleich ihre Ruhebetten oder Wiegen. Sie schliefen darauf ungemein ruhig, indem sie auf den Zweigen saßen, sich durch die Winde, aller rauhen Luft bloßgestellt, einwiegen ließen, und sich keiner weitern Vorsicht bedienten, als mit Einer Hand sich anzuhalten, und die andere statt eines Kopfkissens zu brauchen. Die breitesten Flüsse waren ihnen, bey Tag oder Nacht, kein Hinderniß in ihrem Laufe. Zuweilen gingen sie bloß zum Trinken in die Flüsse. Sie steckten alsdann das Kinn bis an den Mund ins Wasser, und pflegten dieses, wie die Pferde, einzuschlürfen. Am häufigsten aber besuchten sie die Flüsse, um Fische zu haschen.

198) Ein Mädchen aus dem Bambergischen.

In den Gebirgen des Sandekerkreises fand man ein wildes Mädchen, welches sehr wohl gebildet war und etwa 10 Jahr alt seyn mochte. Der Körper dieses Kindes war sehr rauh und abgehärtet, aber proportionirlich gebaut. Es hatte eine eigne Sprache, die Niemand verstand. Seine Nahrung bestand aus Wurzeln und Kräutern, und es äußerte einen ungemeinen Widerwillen gegen alles Gekochte. Die Sandeker Staatsgüterdirektion übernahm seine Erziehung.

199) Der Wassermann auf dem Neusiedler-See.

Die Wiener Hofzeitung gab unlängst Nachricht von dem Canale, der auf Fürstl. Esterhazische Kosten von dem Raabflusse nach dem Neusiedler-See geführt wird, und bey dieser Gelegenheit wurde mit bemerkt, daß die Arbeitsleute bey diesem Canale unlängst in dem Königssee, durch welchen der Canal bereits gezogen ist, den schon im Jahre 1776 gefangnen aber wieder entsprungnen Wassermann, wieder gesehen hätten. Die Geschichte von diesem Wassermanne ist folgende:

Im Frühling 1776 hatten die Pächter der Fischerey mehrmals ein nackendes vierfüßiges Geschöpf bemerkt, ohne unterscheiden zu können, was es eigentlich sey, da es immer sehr schnell vom Ufer ins Wasser lief und verschwand. Die Fischer lauerten aber so lange, bis sie mit ihren ausgeworfenen Netzen endlich so glücklich waren, dieses Ungeheuer zu fangen. Da sie nun dessen habhaft waren, sahen sie mit Erstaunen, daß es

ein Mensch sey. Sie brachten ihn deshalb sogleich nach Kapuvar zum Fürstlichen Verwalter. Dieser machte eine Anzeige an die Fürstliche Direction, von welcher der Befehl erging, daß dieser Wassermann gut verwahrt und einem Trabanten übergeben werden solle. Dieser Mensch war damals von ungefähr 17 Jahren, hatte alle menschlichen, ordentlich gebauten Gliedmaßen, nur die Hände und Füße waren krumm, weil er auf allen Vieren kroch. Zwischen den Fingern befand sich ein zartes Häutchen, weil er wie jedes Wasserthier schwamm, und es war auch der größte Theil des Körpers mit Schuppen bedeckt. Man lehrte ihn gehn und gab ihm anfangs nur rohe Fische und Krebse zu seiner Nahrung, die er mit dem größten Appetit verzehrte; auch ward ein großes Bassin mit Wasser gefüllt, worin er sich mit ungemeiner Freudensbezeugung badete. Die Kleider waren ihm zur Last und er warf sie von sich, bis er sich nach und nach daran gewönhnte. An gekochte grüne Gemüse, so wie an Mehl- und Fleischspeisen hat man ihn nie recht gewöhnen können, denn sein Magen vertrug sie nicht. Er lernte auch reden, und sprach schon viele Worte verständlich aus; er arbeitete fleißig, und war sehr gehorsam.

Nach einer Zeit von Dreyvierteljahren, da man ihn nicht mehr so strenge beobachtete, ging er aus dem Schlosse über die Brücke, sah den mit Wasser angefüllten Schloßgraben, sprang mit seinen Kleidern hinein und verschwand. Es wurden sogleich alle Anstalten getroffen, um ihn wieder zu fangen, aber vergebens. Gesehen hat man ihn wohl nach einiger Zeit, jedoch seiner habhaft werden konnte man nicht mehr.

Folgendes gerichtliche Aktenstück, ein Auszug aus dem Fürstl. Esterhazischen Kapuvarer Amtsprotokoll — scheint die Geschichte dieses Wassermanns noch mehr zu beglaubigen:

„Es ist Anno 1749 *) den 15. März durch die Kapuvarer Fischer, Franz Nagy und Michael Molear, ein Knabe gleich einem wilden Thiere, dessen Gestalt aber ein vollkommner Mensch war, und beyläufig 10 Jahr im Alter hatte, gefangen, in das Kapuvarer Schloß eingebracht, und weil er gar nichts reden konnte, conditionate getauft worden, als: Anno 1749. 17. Martii baptisatus est sub conditione Puer Clemens, repertus in silva Eger Stephanus, circiter, 8 annorum, cujus Patrini Michael Hochfinger, Anna Maria Mesnerin. Der Bube war nackt, hatte einen sehr runden Kopf, kleine Augen, wenig eingewölbte Nase, breiten Mund, am ganzen Körper, sogar am Haupte, keine gewöhnliche Menschenhaut, sondern eine schuppigte knottichte Rinde, überhaupt lange gestreckte Gliedmaßen, besonders aber an Händen und Füßen doppelt lange Finger und Zehenglieder; fraß Gras, Heu und Stroh, litt keine Kleidung; wenn er keine Menschen um sich erblickte, so sprang er sogleich in das um das Schloß herum befindliche Grabenwasser, und schwamm gleich einem Fisch. Fast ein Jahr war er im Schloß, aß bereits gekochte Speisen, ließ sich ankleiden und fing ziemlich an, ein förmlicher Mensch zu werden, eben

---

*) Diese Jahrszahl steht freylich mit der obigen 1776 im Widerspruch. Ohne Zweifel ist dieselbe ein Schreib- oder Druckfehler.

aus dieser Absicht die Trabanten ihm zuviel trauten, und dieses Wassermännchen ganz unverhofft verloren gegangen, und nicht mehr gefunden worden ist. Vermuthlich ist er in die unweit vorbeyfließende Raab, und abermals nach Hanisag, wo er zuerst gefunden worden war, hinabgeschwommen."

LX.

Witternde.

200) Zu Corte, einer Stadt auf der Insel Corsika, lebte, wie der Graf Lambert in seinem Memorial d'un Mondain erzählt, ein Mensch, der vermittelst des Geruchs der verschiedenen Erdarten unterscheiden konnte, aus welchem Lande ein Fremder war, wenn dieser von seinem vaterländischen Grund und Boden noch etwas an den Füßen hatte. Einstens gab ihm die Obrigkeit seines Orts den Auftrag, einen Menschen zu untersuchen, der nicht sagen wollte, wo er her sey. Er ließ sich das Felleisen des Gefangenen geben, beroch seine Stiefeln, uud erkannte an dem Geruche der Erde, die sich an dem Absatze derselben befand, daß er aus den Gebirgen der Schweiz sey. Diese Entdeckung brachte den Unbekannten außer Fassung, er fing an zu gestehn, und nach weitern Erkundigungen, die man einzog, erfuhr man, daß er ein junger Mensch aus einer bekannten Familie war, der sich, wegen einer Verzweiflung aus Liebe, entschossen hatte,

entweder zu sterben oder wenigstens herumzuirren, um sich an seiner Geliebten zu rächen.

---

201) Zu Deutschbrod in Böhmen lebte, wie Dr. Wagner in seinen Beyträgen zur philosophischen Anthropologie erzählt, ein Mädchen, das gewöhnlich mit ihrem Vater auf die Jagd ging, die Stelle der Hunde vertrat und durch den Geruch allemahl richtig auf die Spur des Wildes kam.

---

202) Der Cardinal Alexander Albani konnte, nachdem er blind geworden war, in Gesellschaften junge Damen von alten durch den Geruch unterscheiden.

---

203) Einstmals nöthigten, wie Digby erzählt, Kriegsunruhen die Eltern eines Knaben, sich mit diesen in die Wälder zu flüchten und daselbst von Kräutern zu leben. Dieser Knabe bekam durch die Uebung einen so feinen und scharfen Geruch, daß er vermittelst desselben allemahl die Ankunft der Feinde entdeckte. Wegen dieser Geschicklichkeit brauchte man ihn zum Spion; allein da er mit diesem neuen Amte zugleich eine andere Lebensart anfing, verlor er viel von seinem feinen Geruche, ob er gleich noch stets im Stande war, seine Frau von jeder andern durch den Geruch zu unterscheiden, und die Spur eines Wildes, gleich dem besten Hunde, zu verfolgen.

LXI.

Zahnende.

204) Wood bekommt im 97sten Jahre 12 Backenzähne.

Der D. Bisset zu Krayton giebt in den Medicinal-Commentaries merkwürdige Nachrichten von einer 98jährigen Frau, May Wood zu Barrowby, die in ihrem 97sten Jahre 12 neue Backenzähne bekam. Ihr Puls schlug 80mahl in einer Minute. Ihre Mutter erreichte ein Alter von 112 Jahren.

LXII.

Zerstreute.

205) d'Angouge, Bischof von Vannes

Herr d'Angouge, Bischof von Vannes, der oft zerstreut war, besuchte die Marquisinn Descartes in ihrer Krankheit. Er setzte sich in einen Lehnstuhl vor ihrem Bette hin, ließ im Gespräch mit ihr sein Brevier fallen, und indem er es aufheben wollte, ergriff er an dessen Statt einen Pantoffel der Marquisinn, den er auch ein-

steckte. Er ging bald darauf weg und nach seiner Kirche zur Mette. Man schickte ihm sein Brevier nach. Der Bediente, der es ihm brachte, sagte ihm zugleich, er habe in Gedanken der Frau Marquisinn Pantoffel eingesteckt.

„Das wüßte ich nicht," sagte der Bischof, indem er in seinen Taschen suchte. Endlich zog er den Pantoffel hervor, und setzte hinzu: „Sieht Er, mein Sohn, das ist alles, was ich von Pantoffeln bey mir habe."

---

206) Ein sehr berühmter Violinist hatte in einer fremden Stadt ein Concert angekündigt, und man hatte sich gedrängt, ihm Billets dazu abzukaufen. Der dazu bestimmte Tag war erschienen, und Alles eilte voll Verlangen nach dem Concertsaale hin, um den beliebten Virtuosen zu hören. Der Saal war schon gedrängt voll von Zuhörern, alle Mitspielenden waren beysammen, nur die Hauptperson, der Concertgeber selbst, fehlte noch immer. Das Orchester fing vorläufig an zu stimmen, man sah einander an, und fragte einander, wo der Virtuose wohl bleiben möchte, schickte endlich, nachdem die zu dem Concert bestimmten Stunden beynahe verflossen waren, nach seiner Wohnung, und erfuhr nun, daß man da von seinem Concert nichts wisse, und er gleich nach dem Mittagsessen ausgeritten sey. Er hatte sich nehmlich vor dem Concert noch eine kleine Bewegung machen wollen, war an einem nahgelegenen Orte in Gesellschaft, dann, mit voller Börse, bey das Spiel gerathen, und hatte dabey weder an sein Concert noch an sonst etwas anderes gedacht. Als es Abend wurde, kehrte er jedoch nach der Stadt

zurück, und wunderte sich, noch immer ohne Gedanken an sein Concert, nicht wenig, als er durch die Gegend des Concertsaales kam, noch so viele Menschen auf der Straße zu finden. Es waren eben die getäuschten Concertgänger, die ihn bald erkannten und nicht ohne Unwillen zur Rede stellten. Aber „ey, ey!" antwortete er voller Verwunderung, „hätte denn nicht ein Anderer meine Stimme spielen können!" Aus Miene und Ton blickte nichts weniger als Verwegenheit und Spott, sondern bloß der sich selbstvergessene, unbefangene Künstler hervor, und man fing an, über seine Antwort zu lachen. Als man ihm aber darauf vorstellte, daß man ja nicht einmahl die Noten zu seiner Stimme gehabt habe, gab er eben so treuherzig und gleichsam verweisend zur Antwort, „das war ja nicht nöthig; das Concert, was ich spielen wollte, ist eines von denen, die ich auswendig weiß." Es blieb natürlich nichts weiter übrig, als ihm einen andern Tag zu dem Concerte bestimmen zu lassen.

LXIII.

Zusammengewachsene.

207) Helene und Judith.

Helene und Judith, den 26. October 1701 in der Grafschaft Comorra in Ungarn in dem Dorfe Szony geboren, waren an allen ihren Gliedmaßen vollkommen ausgebildet, am untersten Theile des Rückgrades bey dem Kreuze aber zu-

sammengewachsen, so, daß sie eine gemeinschaftliche Oeffnung des Afters besaßen. Wenn daher die eine das Bedürfniß spürte, zu Stuhle zu gehen, so fühlte dasselbe auch die andere. Uriniren konnte eine jede besonders. Daher entstand in ihrer Jugend oft Streit zwischen beyden, obgleich sie einander zärtlich liebten. Die Eine mußte das thun, was die Andere wünschte. Auch traten die Menses bey beyden zu verschiedenen Zeiten ein. Die Gesichter standen von einander abgekehrt. Aus der Zergliederung dieser beyden Menschen nach ihrem Tode vom Dr. Torkos ergab sich, daß die Kreuzbeine am untern Ende in Eins verwachsen waren.

Inwendig waren die großen Arterien dieser beyden Körper, so wie auch die großen Venen unterhalb der Nieren in einfache Canäle zusammengeflossen. Die beyden Mastdärme machten am Ende Einen Canal aus, und die Mutterscheide, nicht aber die Harngänge, hatten eine gemeinschaftliche Oeffnung. Das Gefühl, das diese beyden Mädchen verspürten, war nur in solchen Theilen beyden gemeinschaftlich, die mit einander verwachsen waren.

Helena war etwas größer und gerader gewachsen als Judith. Ein ungarischer Arzt, Namens Csuszi, hatte sie von ihren armen Eltern eine Zeitlang gedungen und ließ sie durch beynahe ganz Europa für Geld sehen. Bey ihren Herumreisen, lernten sie, außer dem Ungarischen, französisch und deutsch reden, und im Kloster, wohin man sie in ihrem neunten Jahre that, lesen, schreiben, Religion, stricken, klöppeln u. s. w. Ein Herr von der Driesch, der sie im Jahre 1722 in diesem Kloster sah, erzählt, „daß es

nicht selten der Fall gewesen sey, daß, wenn die Eine geschlafen, die Andere gewacht, wenn die Eine gearbeitet, die Andere geruhet, wenn die Eine gegessen, die Andere getrunken oder sonst etwas vorgenommen habe.“ Hingegen saßen, standen und lagen sie allezeit mit großer Unbequemlichkeit beysammen, weil der zusammengewachsene Körper es nicht anders gestattete. Wenn sie miteinander sprachen, wendeten sie sich mit gebogenen Hälsen das Gesicht zu. Sie küßten sich bald aus Liebe; bald schlugen sie, wenn sie böse waren, tapfer aufeinander mit Fäusten los. War zu der Zeit, wo sie noch beyde bey Kräften waren, ein Streit zwischen ihnen entstanden, so nahm die Stärkste die Schwächere über die Achsel und trug sie davon. Jedoch waren sie mehr friedliebenden und sanften Gemüths. Judith wurde endlich von einem Schlagflusse gerührt, sie hatte daher an der Sprache und am Verstande Schaden gelitten. So oft sich das Eine von diesen Mädchen nicht wohl befand, verspürte auch das Andere, ob es gleich nicht mit derselben Krankheit behaftet war, einige Gemüthsunruhe, Sinnenschwäche, und eine unordentliche Bewegung in den innern Theilen des Leibes. Als sie jedoch im Jahre 1722 in Leipzig waren, wurde Judith mit Erbrechen geplagt, ohne daß Helena etwas davon verspürt hätte. Beyde hatten zu gleicher Zeit die Blattern und die Masern. Sie starben im Jahre 1723 den 22 Februar, und zwar nur einige Minuten nacheinander.

LXIV.

Zwergartige.

208) Ein holländischer Bauer, Namens Lolkes, hatte, nachdem er völlig ausgewachsen war, nur die Größe von 29 Zoll Rheinländisch.

---

209) Markus Catozzo, ein Zwerg ohne eigentliche Arme und Füße, war zu Venedig geboren. Seine Eltern waren starke und große Leute und er hatte mehrere Brüder, die alle von großer Statur und gut gebildet waren. An seinem Rumpfe bemerkte man nichts Unförmliches; derselbe schien einem Menschen von 5 Fuß und 6 Zoll anzugehören. Außer der Nichtentwickelung seiner Gliedmaßen und dem Mangel des Hodensacks sah man an seinem Aeußern nichts Merkwürdiges. Seine Brustglieder bestanden in einer sehr hervorspringenden Schulter und er hatte eine gut gebildete Hand; die Theile des Unterleibes waren ein plattes Gesäß, an welchem sich ein schlecht entwickeltes Bein befand, das sonst aber in allen seinen Theilen vollständig war.

Dieser Mensch zeichnete sich besonders durch seine Geschicklichkeit aus. Den größten Theil seines Lebens hatte er auf Reisen beynahe durch alle Länder Europens zugebracht, wo er sich öffentlich

sehen ließ und eine Menge Neugieriger herbeyzog. Man staunte nicht bloß über seine sonderbare Bildung, sondern man war noch mehr über die erstaunliche Stärke seiner Kinnbacken verwundert; besonders erregte die Geschicklichkeit Verwunderung, mit der er Waffen, Stöcke u. s. w. über dem Kopfe in die Höhe warf und wieder auffing; seine Stutze waren in beständiger Bewegung, und mit der Einen Hand warf er etwas in die Höhe, mit der Andern fing er es sehr behende wieder auf.

Da er mit seinen Fingerspitzen kaum bis zum Munde reichen konnte, so würde es ihm viel Mühe gekostet haben, sich allein und ohne Beystand zu ernähren, wenn seine Kinnbacken nicht so sonderbar eingerichtet gewesen wären. Diese konnte er auf eine außerordentliche Weise ausdehnen und niederlassen, und auf diese Art der Speise, die er essen wollte, entgegenkommen und sie auffangen.

Ob sich gleich Catozzo ziemlich gut auf den Beinen erhalten und gehen konnte, so würde es für ihn doch sehr beschwerlich gewesen seyn, etwas, das unter seinen Füßen oder auch in einiger Entfernung davon lag, aufzuheben, wenn er diese nicht so zu sagen verlängert hätte; er hatte sich nämlich ein sehr einfaches Instrument erfunden, das er als Handhabe brauchte. Wollte er z. B. etwas, das sich in einiger Entfernung von seiner Hand befand, aufheben, seine Hosen zuknöpfen, seinen metallenen Trinkbecher aufheben, seine Kleider anziehen u. s. w., so griff er mit der Einen Hand nach seinem Stocke, den er stets bey sich führte, drückte ihn zwischen die Finger, so daß das Ende des Stocks, an dem sich ein Haken befand, nach der freyen Hand hinkam. Auf

diese Art fuhr er mit dem Hacken nach dem Gegenstande, den er haben wollte, zog ihn an sich, drehte ihn hin und her, ohne die Lage des Stocks in der Hand zu verändern. Durch die Gewohnheit hatte er eine solche Geschicklichkeit in dem Gebrauche dieses Instruments erlangt, daß er, so oft man es verlangte, damit ein Stück Geld von der Erde oder von einem Tische aufhob. Das Sonderbarste aber war, daß dieser so ungestaltete Mensch mehrere Frauenzimmer in sich verliebt machte, worauf er nicht wenig stolz war. Er war auch wegen venerischer Krankheiten zweymal im Hospitale.

In seiner Jugend reis'te Catozzo zu Pferde. Man hatte ihm dazu einen besondern Sattel gemacht, und wenn er ausritt, hielt er den Zügel in der Hand, rührte die Trommel, exercirte mit der Flinte, schrieb, zog seine Uhr auf, schnitt sich Brot ab u. s. w. Er war von einem sehr robusten Körperbau, stets heiter und fröhlich und erzählte gern von seinen Abentheuern und Reisen. Er sprach sehr gut englisch, deutsch, französisch und italienisch, und schrieb auch diese Sprachen. Er liebte eine gute Mahlzeit, Wein, und starke Liqueure, an die er sich gewöhnt hatte. Er war überhaupt sehr von sich eingenommen.

Seine untern Gliedmaßen bestunden, wie schon oben erwähnt worden ist, bloß in den Beinen; und doch konnte er darauf gehn und seinen Körper in einer aufrechten Stellung tragen. Mehr als einmal hat man ihn im Hofe des Hospitals zu Fuße herumspazieren und sogar fast eine Viertelmeile weit gehn sehn. Wenn er ausruhen wollte, sperrte er seine Beine etwas auseinander, das heißt, er setzte die Spitze ein wenig nach außen zu,

stützte sich vorwärts auf seinen Stock und hinterwärts auf seine Hüftknochen, und so blieb er ganze Stunden lang stehn, und unterhielt sich mit den Neugierigen, die das Hospital besuchten. Er starb zu Paris den 30. December 1802 an einer Entzündung des Unterleibes im 62sten Jahre seines Lebens.

210) Jeffery Hudson.

Dieser, wegen seiner außerordentlich kleinen Gestalt merkwürdige Mensch, wurde zu Oakham in England im Jahre 1619 geboren. Sein Vater war ein Tagelöhner. In seinem 17ten Jahre hatte er noch nicht die Höhe von 18 Zoll, die in seinem 24sten Jahre, mit welchem sein Wachsthum aufhörte, noch nicht völlig 2 Fuß betrug. Der Herzog von Buckingham nahm ihn in Dienst, und ließ ihn einst in einer kalten Pastete auf die Tafel setzen, als der Hof bey ihm speisete. Bey der Vermählung des Königs von England, Karls I. kam er bey der Königinn in Dienst, und erhielt sogar nach einiger Zeit den Auftrag, ihre Hebamme aus Frankreich zu holen. Er ward aber auf dieser Reise von einem Seeräuber gefangen, und nach Dünkirchen geführt. Seine Gefangenschaft gab zu einem Gedichte Anlaß, worin ein Zweykampf besungen wurde, den er in gedachtem Hafen mit einem Puterhahn gehabt hätte. Ob er gleich so klein war, diente er doch während der bürgerlichen Unruhen in England als Kapitain bey der Kavallerie. Als er der Königinn nach Frankreich folgte, gerieth er mit einem gewissen Crofts in Streit, welcher eine Herausforderung zur Folge hatte. Croofs erschien

auf dem Kampfplatze, um seiner zu spotten, mit einer Klystiersprütze, wurde aber dafür von ihm erschossen. Darüber mußte er den Hof meiden. Er ging hierauf zur See, gerieth aufs neue in die Hände eines Seeräubers, und wurde nach Afrika in die Sclaverey geführt. Er entwischte aber glücklich nach einiger Zeit von da, kam nach England zurück, und ward Kapitain bey der königl. Flotte. Bald darauf folgte er der Königinn auf ihrer Flucht nach Frankreich, wo er bis zum Regierunsantritt Karls II. verblieb. Im Jahre 1682 wurde er beschuldigt, an der Verschwörung der Katholiken in England Antheil gehabt zu haben, und nach einem Gefängniß gebracht, in welchem er im 63sten Jahre seines Alters starb.

[illegible]

